Kursbuch

Rowohlt · Berlin · September 1992 · Heft 109 · DM 13 · A20281F

Deutschland, Deutschland

Jürg Laederach, Die Umschuldung
Imre Kertész, Galeerentagebuch 1980
Jane Kramer, Brief aus Deutschland
Sonja Margolina, Die Taucherkrankheit
Sabine Sauer, Des Glückes Unterpfand
Horst Domdey, Feindbild: BRD
Hans Joachim Schädlich, B. und ich
Monika Maron, Zonophobie
Yaak Karsunke, Sarkastische Sonette
Eva Demski, Der Hund ist klüger als du
Ulrich Eisel, Der Fall Stolpe
Bernd Wagner, Anti-Klage
Thomas Schmid, Deutsch-deutscher Geist
Karol Sauerland, Europäischer Kontext

extra:
Hans Ulrich Reck, J'accuse – J'affirme

Kursbuch
Begründet von Hans Magnus Enzensberger
Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Redaktion: Ingrid Karsunke

109 Deutschland, Deutschland September 1992

Jürg Laederach, Die Umschuldung 1
Imre Kertész, Galeerentagebuch 1980 9
Jane Kramer, Familie Schmidt. Ein Brief aus Deutschland 19
Sonja Margolina, Die Taucherkrankheit 43
Sabine Sauer, Des Glückes Unterpfand 53
Horst Domdey, Feindbild: BRD 63
Hans Joachim Schädlich, Die Sache mit B. 81
Monika Maron, Zonophobie 91
Yaak Karsunke, Fünf sarkastische Sonette 97
Eva Demski, Der Hund ist klüger als du 101
Ulrich Eisel, Die Schuld, die Heuchelei, die Korruption. Gedanken über die Deutschen und einen Christen 111
Bernd Wagner, Anti-Klage 129
Michael Weck, Der ironische Westen und der tragische Osten 133
Thomas Schmid, Die Eingeschlossenen von Jalta 149
Karol Sauerland, Die Wiedervereinigung als europäische Herausforderung 161

extra:
Hans Ulrich Reck, J'accuse – J'affirme. Der Intellektuelle zwischen Ästhetikwahn und Selbstbezichtigung 173

Das Kursbuch erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 10, im Einzelverkauf DM 13. Verlag: Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Einsteinufer 63a, 1000 Berlin 10, Telefon 030-342 00 11. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler.
Anzeigenverwaltung: Runze & Casper Verlagsservice OHG, Schöneberger Ufer 65, 1000 Berlin 30, Telefon 030-250 08 30, Fax: 030-250 08 383.
Copyright © 1992 Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, auch das der Übersetzung und der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendungen und alle elektronischen Übermittlungen vorbehalten.
Gesamtherstellung Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen
ISBN 3-87134-109-6
ISSN 0023-5652
Beilagen: »Kirschkern«-Buchversand (Teilbeilage), Kommune, Rowohlt · Berlin Verlag

Jürg Laederach
Die Umschuldung

Fünf Kilometer von der Bundesrepublik entfernt zu leben verschafft Einblick in ein faszinierendes Phänomen.
Man fährt unter anderem fünf Kilometer über die Grenze, um etwas zu kaufen, was dort billiger ist; was wiederum erlaubt, ja im Konsumenteninteresse höchst vernünftig ist.
Eine Autofahrt verschafft einige Prozente Preisnachlaß, man könnte genaue Vergleichs-Rechnungen im voraus anstellen, doch man unterläßt sie und fährt aufgrund der Preisschild-Differenz gleich hin.
Zum Beispiel für das Fachgebiet Optik: für eine neue Brille.
Es gibt an der Grenze kein entsprechendes Schild, es gibt auch keinen Text, der den Schritt von der strengen Konstruktion Schweiz in die strenge Konstruktion Deutschland erläutert.
Von einem Meter auf den anderen ist man vom Universum der Schuldlosigkeit – immer theoretisch und mit dem großen Pinsel gefirnißt – in das Universum der Kollektivschuld übergetreten.
Fünf Kilometer von diesem anderen Universum, das zudem nur über eine Entschlüsselung zugänglich ist, entfernt zu leben, wirft natürlich die Frage auf, warum man selber nicht dazugehört.
Es ist eine Frage ohne Antwort, denn ihr Auftauchen erzeugt sogleich das größte Glück, und ähnlich wie beim genauen Brillen-Preis läßt man das Nachrechnen und nimmt ihre, der Frage Existenz als Anlaß größter Zufriedenheit.
Man gehört nicht dazu: etwas Besseres konnte einem nicht passieren.
Daß auch der Zufall noch deutlich über den Grenzfall schielt und rauchend wispert: Fünf Kilometer nördlicher geboren, und's hätt dich erwischt wie alle anderen von uns –, ist eine Steigerung der Lust am Gewinn.
Den Gewinn gibt man vor sich selber als einen an sittlicher Rechtschaffenheit, als irgendein Plus aus dem Bereich Ethik (oder ähnlich: Ethos, Ethno-, Exo-, was weiß ich) aus, allerdings weist ihn seine Knappheit und die – vor Gott sicher bestens fundierte, im eigenen ungenügenden Denken aber eher wacklige – affirmative Existenz eher als Gewinn in einer Lotterie aus.

Man zog dies Los; warum, darf man nicht fragen.
Denkt man rassisch, was zwar nicht angebracht ist, in Fällen eines Grenzübertritts aber, Hand aufs Herz, nie ganz unterlassen, sondern, selbstverständlich harmlos, ausgeübt wird, so wird man von so viel ähnlichen Genen diesseits und jenseits der Grenze, von der sehr ähnlichen gleichen Sprache, zumindest von der übereinstimmenden Grundgestik in allen Lebensbereichen peinlich berührt, will sagen, da nun mal auf der Unschuldseite, von fragendster, peinlichster Zufriedenheit erfüllt.
Doch auch das, dies kurze Aussetzen des Gehirns, das die Schuldfrage (die grob und wirksam lautet: »die drüben haben, die hüben haben kaum«) wälzt, erweist sich als Privileg dessen, der sich dank Entlastung durch das Schicksal (keiner totalen, einer offenbar hinreichenden) bald dem Rechnen hingeben kann, bald dem Zustand des (für ihn vorteilhaften) Gehenlassens und Genießens.
Auf der anderen Seite der Grenze ist, was die äußeren Erscheinungen angeht, spiegelbildlich dasselbe zu finden, nichts unterscheidet sich, die Geschichte ist zwar anders, doch sehr oft interessiert man sich nicht für Geschichte.
Überlegt man sich etwas zu Schuld, bedingt das eine Hinwendung zur Vergangenheit, in der man gern Zeitgenossenschaft erblickte, doch ermüdet vom Sehen keine erblickt.
Es sind doch sehr die anderen, die Deutschen, die in der Vergangenheit eine Art Zeitgenossenschaft erblicken, sie stehen irgendwie unter dem Zwang, dies zu tun, und da die Beweisführung schwierig ist, werden ihre Erklärungen komplex, es muß mit aller Kraft eine Ähnlichkeit hergestellt werden, womit das heutige Bild mit dem damaligen durch irgendeine Transformation zur Deckung gebracht wird.
Die Deutschen können auch in dieser Feststellung nur stereophonisch, das heißt durch das gleichzeitige Auftreten ihrer miteinander verschweißten inneren Antipoden geschildert werden: Für die einen steht ein Vergleich der Vergangenheit mit der Gegenwart unter Strafe, für die anderen ist ohne ihn nichts denkbar, so wie etwa die Hälfte der Deutschen der anderen Hälfte fast tödlich entgegengesetzt ist, durch sie aber erst erzeugt wird, es gibt da kaum Dialektik, nur so etwas wie antinomische Befruchtung.
Die deutsche diesbezügliche Maschine läuft längst unabhängig, ohne Einmischung von außen.
Bereits ein einziger Deutscher, der seine Schuldfrage erläutert, ist ein Deutscher unter sich.
Das seltsame Nichtgreifen der Argumente läßt den Argumentationsstrom

anschwellen, bis mengenmäßig so viel geredet ist, daß das Ganze zwingend scheint und wegen seiner angehäuften Eigenmasse fortgesetzt werden muß.
Schuldargumentieren ist kein Bedürfnis, es ist Pflicht, damit sind Lustfrage und Therapieeffekt mit dem Wert Null verwaltungstechnisch befriedigend geregelt.
Die hermetische Abgeschlossenheit, die Hitze in der Hermetik eint sie.
Eine Seltsamkeit der hervorgerufenen Schuldargumentation, die den Eindruck erweckt, sie sei wichtig, ja wesentlich, aber auch ein Gesellschaftsspiel, liegt darin, daß dem Schuldigen oder dem durch den Zufall der nördlicheren Geburt zu den Schuldigen Geräumten kein Satz einfällt, der einem nicht selber auch einfiele, er, der Deutsche, kann in der Debatte über seine Verstrickung nichts Neues mehr produzieren, selbst wenn er wollte, ist demnach jeglicher linguistischer Möglichkeit beraubt, steht reduziert da, hat sich aber gleichzeitig durch volles Hineinstürzen in seinen Nachteil ebenso voll aus demselben hinaus verholfen.
Die Deutschen sind, wenn sie sich daransetzen, die besten Debatter der deutschen Schuld auf der Welt, selbst der Ehrgeizigste hat Mühe, mit ihnen mitzuhalten: hätte er sie bloß nicht aufs Thema gebracht!, die Erheblichkeitsseite der Angelegenheit ist so weitherum bekannt, daß allein das Ausnützen des Privilegs, die Unerheblichkeitsseite herausstellen zu dürfen, zu irgendeinem Weiterkommen verhilft.
Der Deutsche ist die mitteilsame Auster an sich, es kommt etwas heraus, es bleibt viel drin, seine Aktivität baut die Reserve ab, seine Reserve ist unerschöpflich.
Also: Dies alles ist völlig unerheblich, doch wie ein kreisum fließendes Wasser mündet alles immer wieder in dasselbe: man kann die Deutschen ehrlicherweise nur beschreiben, wenn man in irgendeiner Weise von Schuld spricht, gleichzeitig begibt man sich durch längere Erwähnung dieser Schuld mit hinein, denn um ganz draußen zu bleiben, müßte man schon sehr unmittelbares Opfer sein, klar jenseits einer nicht überschreitbaren Demarkationslinie stehen.
Als Nichtopfer der Deutschen ist man ordentlich begierig darauf, daß sie einem in vertretbarem Maße etwas antun, man kann von dem Zugefügten fortan reden und sich schutzwürdig von ihnen abheben: Sie waren Subjekt, man war Objekt; allzu oft ist einem diese Klarheit versagt.
Man bemerkt, daß es in diesem Univers, nachdem das Wesentliche geschehen ist, eine absolute Vorzugs-Position gibt, die unbedingt von jedem anzustreben ist: Es ist die Position des Opfers.
Allein der Begriff ›Opfer‹ bekommt in Deutschland, auf einen selber ange-

wendet, eine neiderweckende Begehrens-Aura wie ein Ferienhaus in der Toscana.
In der Schuld-Gesellschaft bleibt jeder immerzu angreifbar, demnach muß er mit allen Mitteln die Schutzzone zu erreichen, die möglichen Angriffe zu bannen suchen, das Bannwort, die Feiung heißt: »Seht her, die Deutschen haben mir etwas angetan.«
Glückt das glaubwürdige Aussprechen des Bannworts, setzt alsbald Protektion ein.
Die wirklichen Opfer sind nur schwer zu finden, eine Suche nach ihnen, nur um zusätzliche Klarheit über die eigene Beziehung zur großen Schuldfrage zu gewinnen, wird kaum einer ernsthaft unternehmen.
Es ist auch gut, wenn sie ihre Vorzugs-Plätze im Protektorat räumen, die Warteschlangen vor den Plätzen sind riesig.
Es geht alles ohne die Opfer; ihre Präsenz ist allerdings unübersehbar, so daß andersrum auch gilt: wäre sie kleiner, so könnten sie öfter und problemloser selbst zugegen sein.
So behilft man sich mit ihrer Abstraktion, falls man nicht das Mitleid bereits auf sich anwendet.
Selbstverzehr macht stark.
Dies ist nur ein winziger Ausschnitt, ein fast beliebiger Splitter aus der Gesamtbehandlung der Schuld, bei dessen Darstellung mannhaft versucht wird, den Ton der Unerheblichkeit beizubehalten, da er auf jeden Fall mehr bringt.
Die Schuld ist letztlich ein informationeller Mahlstrom.
Es gibt sie, sie hat belegbare Gestalt, ist aber auch kurrante Münze, und die Form der Münze wird von der Rhetorik bestimmt, das Darüber-Reden ist ihr nicht gewachsen, also müßte man stumm sein, das ist aber weitaus unklüger, so daß darüber geredet wird, mal eher mit einem Ausflug fünf Kilometer in die Rede der Zerknirschung, mal eher fünf Kilometer tief ins Pathos oder in die Dokumentation oder in die Leugnung.
Alles nur zu verständlich.
Mit ihr, die aus sehr nachfühlbaren Gründen unerfaßt bleibt im Grund, werden sämtliche Rhetoriken verkrümmt, sie behindert die Sicherheit der moralischen Wertsetzung und macht diese zu einer reflektorischen Anstrengung, die insbesondere die Deutschen unter sich einander gleich ansehen und sich kaum glauben.
Nachdem man sich genierte, mit ihnen in ein Gespräch über die Schuld überhaupt einzutreten, merkt man, daß dies für sie noch immer nur das Zweitschlimmste ist.
Sie strafen sich, indem sie selber miteinander darüber ins Gespräch kom-

men, und wer meinte, sie der Selbstnachsicht bezichtigen zu müssen, findet sie alsbald ebenso fürchterlich in der nie nachlassenden Logik der Selbstüberführung.
Zweifellos gehört Schuld, nimmt man ihr ihre Zugehörigkeit zur Kategorie der Moral, zu den größten Kommunikations-Katalysatoren.
Sie macht eine ganz gewisse, wohl wesentliche Mitteilung unmöglich, beschleunigt und intensiviert dafür alle anderen Mitteilungen, sozusagen alles ›darum herum‹, dadurch wird die Unmöglichkeit des Sprechens auf alle Kommunikationsakte fein verteilt, und sie kriegen das, was sie so gern loswären: ihren Verweischarakter.
Das ›es wäre fast zu sagen, aber nie mehr‹ legt sich wie Mehltau auf irgendwas Kleines, ein mikroskopisches Bestandteil einer Sprechattitüde vielleicht, es ist nicht genau zu sagen.
Inhaltlich – wir sind längst von der großen Schuld weg, die fast nur unerwähnt, als unausgesprochen drückendes Kapital interessant ist – sieht man den Kommunikationen nur noch an, daß sie alle erbarmungslos rechnen gelernt haben im moralischen Bereich.
Der Deutsche scheint seine große, mittlerweile grau und unansehnlich gewordene Schuld angehen zu wollen in der Form Tausender kleiner Schuldbehandlungen, die er zu allen möglichen Themen mit infinitesimaler Genauigkeitsfeststellung betreibt, immer mit jemand anderem als sich selber als Objekt.
Mit Herunterputzen meint er sehr oft Putzen.
Natürlich ist in allen Lebenslagen immerzu ein erklärbarer Anlaß gegeben, eine Art Klein- oder Mittelschuld an irgendwas vorhanden, doch das Bemerkenswerte ist deren exzessiv anmutende Behandlung, die aber bei dem dabei verwendeten Vokabular und den gewählten ästhetischen Formen vollkommen plausibel erscheint.
Vielleicht gibt es auch eine Ästhetik der großen Schuld, aus Geschmacksgründen unterbleibt die Untersuchung, jedenfalls eignen sich die Vertreter-Debatten – welche, immer ästhetisch gesehen, in wunderbarer Schwingung zwischen dem Anlaß und dessen Ersatz pendeln – vorzüglich zu einer verkleinerten Ausführung all dessen, wofür die richtige Sache etwas zu schwer ist.
Die richtige Sache nun ist so groß, daß auch die erheblichste Vertreter-Debatte noch immer wirkt wie ihre Metapher-durch-Reduktion.
Weil alles, auch das üblicherweise Große, nur immer wie diese Metapher des Immer-noch-Größeren wirkt und weil dies alle wissen, ist auch gewissermaßen der Ernst insgesamt abhanden gekommen.
Angesichts des Eigentlichen wirkt alles fast match-spiel-artig, vorgegeben,

stellvertreterhaft, das wird noch verstärkt durch die Abwesenheit jeglicher Kindlichkeit, die Deutschen haben sich (oder ihnen wurde) die Kindlichkeit ausgetrieben, sie stehen unter erhöhtem Rationalisierungszwang, einer erhöhten Abneigung gegen alles, was Sinn, Zusammenhang auflöst, sie scheinen, obschon er ihnen nützen könnte, vor einem auch nur kurzfristigen Logikverlust größte Angst zu haben, dies ist für den Hergekommenen auffällig, da sind sie der Ur-Matrix, der schwarzen Kaaba ihres Stellvertreter-Handelns verpflichtet.
Dies Handeln, vom Charakter her eines, das ›für etwas‹ steht, also immer so ein bißchen uneigentlich, schafft für sein Manko selbstverständlich Ersatz, dies muß es, da das Manko den Deutschen ebenso bekannt ist wie ihren Kommentatoren, wie überhaupt die Aufgabe des Kommentators nie in der Herbeischaffung von etwas Neuem besteht, sie wissen alles genau so gut.
Man tut den Deutschen, indem man etwas Falsches über sie sagt, einen Gefallen, denn das Richtige droht zur Gewohnheit zu werden.
Ihr Handeln, von der Uneigentlichkeit angekränkelt, unter Kindlichkeitsverbot stehend, im besten Sinne improvisationsscheu, unludisch, also zwischen Beweglichkeit in der Routine und plötzlicher, wie angeworfener Starre schwankend, muß seine Mängel mit erhöhter Aspiration auf seine Eigentlichkeitssetzung wettmachen, es will klarmachen, daß es immer um das geht, worum es geht, und nicht um Stellvertreterei.
Man muß annehmen, daß ein Handeln in Grausamkeit, kleiner, jetztbestimmter, sozusagen alltagsgeschneiderter Grausamkeit am ehesten seine Eigentlichkeit beweist: es postuliert, daß es hier und jetzt um etwas gehe, indem es gleich einen Preis nennt, eine Art Befehl emittiert, seine Befolgung unter Androhung von Strafe einfordert.
Das subtile Machtspiel ist selbstzeugend, denn der befehlende Deutsche ist auf höchster Ebene durch Schuld versehrt, auf nicht-ganz-höchster sehr mächtig, er hat ein Interesse daran, die Aktion auf der nicht-ganz-höchsten Ebene zu halten, gleichzeitig verweist die nicht-ganz-höchste Aktion immerzu auf die höchste Ebene, auf die Versehrung.
Gemeinsame Schuld, streng genommen, macht soziale Hierarchien unmöglich, erschwert sie zumindest, so wirkt das sozial streng hierarchisierte Deutschland wie ein energetisches Perpetuum mobile, es scheint statisch, die Ruhe besteht aber fast physikalisch aus: riesiger Energie frontal gegen riesige Gegenenergie gestellt.
Bricht eines der Energiefelder weg, wird riesige Energie hindernislos frei, demnach ist Energie-gegen-Energie, also Statik, Pflicht.
Problematisch wird die Machtlage für den, der genau über dieselbe Schuld

verfügt, also für einen anderen Deutschen, wie überhaupt die Deutschen vermutlich vor allem von Deutschen gefürchtet werden müssen, denn diese können ihnen schwer die Versehrung anlasten, die immer auch ihre eigene ist, während der Schweizer es kann, da die Welt ihn entschuldigt, er also, wenn er so will, fein raus ist und denkt, wie gut, daß meine Schuld so schlüpfrig.

Die ganze schweizerische Kriegsgeneration lebte jahrzehntelang bequem davon, Opfer der Deutschen gewesen zu sein, schon wieder Opfer, o Opfer.

Man möchte zum Schluß die deutsche Gegenwart in die Zukunft legen und prognostizieren: Sollten eines Tages die Mauer einbrechen, Honecker durch eine Falltür im Theaterboden verschwinden und die Deutschen aufeinander stoßen, würde der eine Teil den anderen schuldig sprechen, versuchen, diese Schuld auf die höchste Ebene zu legen, aus ihr eine unübertreffliche zu machen, dergestalt die unübertreffliche noch einmal hereinbittend, was aber kaum je klar gesagt werden wird.

Der andere Teil, der strategischen Möglichkeit des »ihr seid ja schuldig« beraubt, wird schlecht behandelt werden, denn bei Deutschen dürfen Deutsche, was sie sonst nicht mehr recht dürfen, aber sie dürfen es auch sodann – noch steht die Mauer – nicht allzu deutlich, aus Gründen der Stabilität, aus Gründen der oben erwähnten Statik, damit nicht zu viele Energien aufs Mal freigesetzt werden.

Es wird ein eigentümlich unentschiedenes, entschieden nesseliges Vereinigungs-Universum von beträchtlicher Grausamkeit werden, das simultan auf allen möglichen Ebenen Grade von Moral und Unmoral bis auf die achtzehnte Stelle hinter dem Komma ausdruckt (eigene Großrechner für Schuldfeststellung).

Das nesselige Universum wird die informationelle Eigenschaft besitzen, daß es außerhalb Deutschlands so recht niemand versteht, da jeder Kampf um jede Einzelheit mindestens fünfzehn Zeitungsspalten für seine Darstellung brauchen wird.

Das nesselige Universum wird für die Deutschen hochinteressant, sie werden sich darin baden, es wird sie ganz okkupieren, während der Rest der Welt sich zu anteilnehmendem Interesse zwingt, denn wo so viele sich interessieren, muß es doch wirklich interessant sein, und wenn man es sich lange erklären läßt, ist es tatsächlich interessant, falls man den infinitesimal fein gewobenen Schuld- und Ursachen-Faden nicht gleich wieder verliert.

Der größte Ärger wird darin bestehen, daß jenseits der alten Grenze die neue Brille nicht billiger wird.

Sie werden viel leiden, besonders jene, die an allem schuld sind, Schuld, das weiß man inzwischen, ist etwas völlig Klares.
Selbstverständlich bilden sich Gegengruppen, die das schlechte Gewissen verkörpern, es entsteht ein debattenintensiver, unludischer, leicht depressiver Raum mit Rationalisierungszwang und Kindlichkeitsverbot, die abendlichen Stars heißen wie immer Ich-nicht-so-sehr und Du-hast-stärker, etwa fünfzig Prozent aller Deutschen spielen den Part des guten Deutschen, und was der gute Deutsche ist, führt zu den neuen endlosen infinitesimal feinen leicht niederschlagenden Auseinandersetzungen, die eine auf sich selbst angewendete, stark verdünnte und bei häufiger Anwendung dennoch voll erfahrene Strafe sind.
Nein, sie sind nicht davongekommen, ja, sie sind schwer bestraft, es geht ihnen, wenn man es genau nimmt, nicht gut, gut ist nur, daß sie das Gegenteil finden zu müssen glauben.
Sie hoffen, das alles dann doch einmal zu löschen, und da sie bereits alle mit hineingezogen haben, müssen es alle hoffen, hoffen ist bei der säkularisierten Erlösungssuche erlaubt.
So schwanken wir alle, näher bei, eher ferner von dem zerfallenden Monument, das sich nicht entsorgen läßt, zwischen nachdenklicher, im Inneren sich repetierender Innerlichkeit und etwas viel Besserem, einer auf ihren Höhepunkten regelrecht getriebenen, schwitzenden Kommunikation.
Wir haben viel miteinander geredet, und es gelang uns, eine gewisse mehrstöckige Suprakonstruktion zu errichten, in deren rundem Treppenhaus, durchs Loch in der steigenden Treppenwindung nach unten gerichtet, der Blick auf die *basics* fällt.

Imre Kertész
Galeerentagebuch 1980

20. Mai. Mit Stipendium Ost-Berlin, seit zwei Tagen Dresden. Berlin als monströses Symbol des Absurden, unseres regellosen Lebens zwischen Mauern, das nicht aufgehört hat, Vergangenheit zu sein, irgendwo stehengeblieben und einzig damit beschäftigt, die Zukunft zu verschlingen: die Gegenwart ist unpathetisches Elend des Überlebens. Wenngleich die *Richtung* dieses Überlebens völlig ungewiß ist: in der Zeit läuft es weiter, doch es steuert auf nichts zu – wenigstens nicht spürbar. Die Menschen füllen gleichsam stofflich, wie eine breiartige, drückende Masse, die Ritzen zwischen den Steinen aus: Sie stehen Schlange vor Geschäften, Cafés und Restaurants. Die Moral dieser Menschenmasse, so jedenfalls scheint es mir, ist nur noch der äußere Anstand; allein die wohlbekannte Grenze ihrer Möglichkeiten hält sie im Zaum. Unverständlich, daß es nicht jede Nacht Massaker, Brandstiftungen, Blutbäder und Plünderungen gibt und am Morgen dann ein jeder wieder an seinem Arbeitsplatz erscheint. »Danke sehr, bitte sehr.«

In Dresden sehe ich lauter Gesichter wie auf den Bildern der deutschen Meister im Zwinger: was suchen sie hier, da sie schon einmal gemalt worden sind? Der Mensch hat keine Ahnung von seiner eigenen Überflüssigkeit.

Nach zwei Stunden Schlangestehen für ein paar Brötchen, etwas Aufschnitt usw. finde ich folgenden Aufdruck auf der groben Papiertüte: »Freude am Einkauf«.

Dresden, Hotel Newa: durchgelesen, was vom Roman *A kudarc* (»Fiasko«) bislang fertig ist. Es paßt zu den Ruinen hier. – Vormittags Badehose, Handtuch, Seife, dann die Straßenbahn Richtung Schwimmbad. Nach einigem Herumfragen finde ich es. Der alte Mann an der Kasse deutet auf ein an der Wand prangendes Schild: »Für Privatleute nur dienstags 20.30-21.15«. Ich trotte davon. Sagte nicht Goethe, er sei als Privatmensch geboren. Heute ist das ein überaus beschwerlicher Status.

Dresden. Es dauert Stunden, bis ich zu einem Mittagessen komme. Der riesige Speisesaal des »International« ist leer, aber es wird nur auf der Ter-

rasse bedient. Auf der Terrasse jedoch pfeift eisiger Wind. Ich laufe Richtung Neustadt. Triste Straßen, an einer Ecke unterhält sich eine farbige Studentin mit einem blonden Jungen auf sächsisch. Ich komme an die Elbe; in der Ferne der Zwinger, das Schloß, der monumentale Barock des Albertinums; die barocke Brücke, am gegenüberliegenden Ufer das Japanische Palais, irgendeine Hochschule, Neoklassizismus – und dann plötzlich grellbemalte Wohnschachteln in den phantastischsten Farben. Das Ganze ist jedoch keine Feriensiedlung, sondern das neuangelegte Stadtzentrum, provisorisch wirkendes Dauerheim von Rummelstadtbewohnern. Unmittelbar dahinter das alte, triste Arbeiterviertel. Als stelle die Urgeschmacklosigkeit mit einem Mal ihre sonst so dezent verborgenen Eingeweide zur Schau. Ich ertappe mich dabei, daß ich die Menschen betrachte wie Diogenes mit seiner Laterne. Lauter gutaussehende, adrette Menschen, doch wie Gebrandmarkte tragen sie alle das Zeichen der Durchschnittlichkeit. Ich kann mir nicht vorstellen, daß in dieser Stadt plötzlich jemand zu denken anfängt. Endlich finde ich eine kleine Gaststätte. Und bekomme nachmittags um vier zum Mittagessen ein »Bauernfrühstück«.

Wenn ich mich genau umschaue, muß ich einsehen, daß nicht bloß historische Verhältnisse existieren; ein Volk ist eine Substanz mit eigenem Charakter. Auch in der Niederlage bewahrt sich Germania ihre Aggressivität, ihre naive Gutmütigkeit, ihre unglaubliche Gier nach dem Augenblick (auch wenn sich diese Gier zur Zeit nur in maßlosem Eiskonsum äußern kann), ihre beispiellose Melancholie und ihre knechtische Hingabe.

Die grüne Tapete des Hotelzimmers im Dresdener Abend. Draußen dichter Regen. Von allem abgeschnitten, von allen getrennt. In der einen Hand *Der Wendepunkt* (Klaus Mann), in der anderen Camus' *Carnet* (als Gegengewicht).

Tags darauf. Kalter Wind. Akquisitionsgang durch die Stadt. Beute: 3 Stück Kuchen, 7 Postkarten. Beim Fleischer war kein Reinkommen. – Eigentlich mag ich den Teil Dresdens, den ich von meinem Fenster im 14. Stock aus sehe: die Halle des Bahnhofs, die auf erhöhten Schienen hin- und herfahrenden Züge, die Dächer drüben auf der anderen Seite, die eigentümlichen Schornsteine, Kuppeln und Wetterhähne, die Turmuhr der Universität, die grünen Hügel in der Ferne mit den zwischen Bäumen versteckten Häusern. – Beim Anblick des Bahnhofs vom ersten Moment an ein Déjà-vu-Gefühl. Es zwingt mich von Zeit zu Zeit, ans Fenster zu treten und reglos grübelnd in diese weite Perspektive zu starren. Heute endlich ist mir klar geworden, daß dies der Bahnhof ist, von dem ich 1945, aus Buchenwald kommend, nach Hause fuhr. Es war glühendheißer Sommer, wir warteten stundenlang auf unsere völlig ungewisse Abreise. Wenn ich mich richtig erinnere, ver-

brachte ich die Fahrt auf einer Eisenplatte zwischen zwei Waggons. Oder vielleicht auf dem Dach des Zuges? Nein, denn vom Dach hangelte sich plötzlich ein russischer Soldat mit Maschinenpistole herunter und raubte mich zu meiner großen Verblüffung aus. Also schau, hier ist der Bahnhof. Ich höre in mich hinein, ob es etwas bedeutet. Reinen Gewissens kann ich antworten: nichts, nicht das geringste.

Abends: der Hotelmonteur. An meinem Deutsch merkt er sofort, daß ich Ungar bin. Er ist mit einer Ungarin verheiratet. Hat seit kurzem eine Tochter, seine Frau fuhr zur Entbindung nach Pest, das Kind ist so ungarischer Staatsbürger. Später, sagt der Monteur, könne es dann reisen, nicht so wie er. »Ich fühle mich wie ein Verbrecher«, sagt er. Ja, ich sehe das überall. Ein bestraftes Volk. Aber kann man ein Volk bestrafen? Und wenn man es kann, weil die Mittel dazu vorhanden sind –: darf man es?

Freitag. Genau eineinviertel Stunden Schlangestehen beim Fleischer. Ansehnliche Beute: Schweinebraten, Schinken, Salami. Eine alte Frau, der im Geschäft schlecht wurde. Geschwollene Beine. Die Frauen ziehen immer wieder die Füße aus den Sandalen. Ansonsten Geduld, unendliche Geduld (unduldbare Geduld) inmitten von Prozeduren der Demütigung. Ob es sich wohl um eine gezielt eingerichtete Ordnung handelt? Oder hat der reine Zufall diese Art der Organisiertheit zustande gebracht? Aber es gibt keine reinen Zufälle, die Verhältnisse sind Produkte der Verhältnisse. Und das Endergebnis: das Einkaufen, die Sicherung des Lebensstandards frißt all jene Energie, die die Menschen sonst für andere Zwecke verwenden könnten. Sie arbeiten, stehen Schlange, erziehen ihre Kinder – und plötzlich ist das Leben zu Ende. Zweifellos funktioniert dieses Fließband erfolgreich. Es bleibt keine Zeit, auf Distanz zu gehen, und da es keine Distanz gibt, gibt es auch keine Perspektive. In einer auf warenbeladene Regale zusteuernden Schlange kann sich die Möglichkeit des Ausstiegs nicht ergeben, das Schlangestehen bindet alle Kräfte. Und am Ende wartet die im Einkaufsbeutel verstaubare Belohnung. Andererseits ist dieser Mechanismus jedoch genauso perfekt wie fragwürdig, denn er macht die Menschen zu Sklaven. Und Sklaven sind unberechenbar, heimtückisch und gewalttätig. Es ist unmöglich, den Zeitpunkt zu berechnen, an dem diese Eigenschaften plötzlich ausbrechen.

Zu der Natur von Wahrheiten gehört es, daß man sie einzeln hervorholen kann, wenn Bedarf besteht. Doch den Bedarf bestimmt nicht die Wahrheit. So gibt es zwar Wahrheit, aber nur so, wie es Gott gibt: im abstrakten Sinne. Taubstumm sozusagen.

Ulla, mir zugeteilt als Betreuerin, Dolmetscherin (und vermutlich auch als Spitzel, welch letztere Aufgabe sie vielleicht mit in diesem Fall vorteilhafter

Befangenheit mir gegenüber erledigen wird), sagt: »Wir sind ein Frontstaat.« Und zuckt mit den Achseln.
Von hier aus gesehen ist die eigentümliche Lebenskunst, man kann sagen: der Lebensstil in den Ländern der ehemaligen Monarchie plötzlich auffällig. Schon auf der Herfahrt verbreitete der im Speisewagen des Prager Schnellzuges bedienende tschechische Kellner um sich eine schwer zu beschreibende Atmosphäre, an der man Mittelosteuropa erkennen kann. Vielleicht ist es die im Überlebenskampf erworbene Gewandtheit, die inzwischen fast zu Jovialität entartete – *jenseits von Gut und Böse, jenseits von allem.*
Wieder das monströse und stickige Berlin. Heute fand ich die Erklärung für das knatternde Geräusch, das mich in dieser Stadt, wenn ich durch die Straßen laufe, immerfort begleitet: die eisernen Fahnenstangen wackeln in ihren ins Gehwegpflaster eingelassenen Halterungen hin und her, sobald der Wind die Flaggen in der Höhe flattern läßt. Immerfort Fahnenschmuck, immerfort Feiertag, die ganze Stadt knattert und rasselt. Immerfort Langeweile, immerfort Demütigung und Demut. Ein Lächeln, eine noch so natürliche Geste der Höflichkeit ruft bei den Menschen Verblüffung und Aggressivität hervor. Sie glauben einfach nicht, daß zwischen Mensch und Mensch Menschlichkeit möglich ist. – Die Rückfahrt von Dresden. Eine Stunde Halt auf offener Strecke wegen eines Brandes. Im Zugabteil eine ununterbrochen redende Berlinerin und ihr schlafender Mann. Die Frau ist zweifellos neurotisch, der Mann ebenfalls. Sie euphorisch, er depressiv. Ich nehme an, von Zeit zu Zeit tauschen sie die Rollen. Vor dem Bahnhof vierzig Minuten Schlangestehen in brennender Sonne für ein Taxi. Das Ministerium, der Chauffeur vom Ministerium, der mich in mein Quartier in der Magdalenenstraße bringt. Wohnblock mit Ausblick auf den betonierten Hof einer Autowerkstatt. Panik, dann entschließe ich mich zur sofortigen Flucht. »Haus der ungarischen Kultur«: hier bekomme ich Quartier, werde empfangen. Dabei hatte ich gehofft, nach Hause fahren zu können. Wenn es stimmt, daß einem Menschen immer das widerfährt, was ihm ähnelt, dann muß ich mich im Unvermögen wiedererkennen, noch dazu in einem Unvermögen, das ich mir selbst zuzuschreiben habe, voller Verrat und Fehlschläge.
Das »Bowling« am Alexanderplatz. Bowlingbahn im Souterrain. Dröhnendes Echo, gegen die Wände schlagendes ohrenbetäubendes Gebrüll. Bisweilen ertappe ich mich dabei, daß ich Angst habe. Eine gesichtslose Masse. Anders als die Masse zu Hause. Die Masse eines großen Volkes, soviel furchterregender – dazu die Umstände. Als sich am Grenzübergang Invalidenstraße rasch und geheimnisvoll die Schranke hob, war es, als lebte ich hier umgeben von mysteriösen Geheimnissen, einer gleichsam ständigen

parapsychologischen Zeichensprache, von der ich kein einziges Zeichen verstehe und aus der ich ohnehin ausgeschlossen bin. – Gestern nachmittag *Das geheime Objekt der Begierde* im Kino an der riesigen, größenwahnsinnigen Hauptstraße.

30. Mai. Am Brandenburger Tor. Hinter der Mauer Busse mit Westberliner Touristen, denen man die hiesigen Sehenswürdigkeiten zeigt. Ich überlege, ob ich bleiben soll, ob ich es aushalte. Mit Arbeit hielte ich es aus. Nur arbeite ich nicht.

21. Juni. Die Demütigung eines ganzen Landes, nein: »Landes«, und zum nicht geringen Teil durch sich selbst. Keine Solidarität. Anpassung heißt bei den Deutschen offenbar, daß sie sich völlig mit ihrer Situation identifizieren. Und als Krönung all dessen noch irgendein erschreckender provinzieller Elendspatriotismus, DDR-Patriotismus. Lähmend. In der Dämmerung Spaziergang zum berühmten Check-point Charly. Die Autosperren, die sich unablässig hebenden und senkenden Schranken, das Herüber und Hinüber auserwählter Autos. Widerlich. – Gestern die verrückte Nacht mit Barbara, der Dame vom Ministerium, und dem Österreicher. Die bislang so abweisende Barbara lud mich in den Ratskeller zum Abendessen ein. Irgendwie hatte sie von meiner Vergangenheit erfahren. Auf deutsche Frauen üben die am Leben gebliebenen Juden sexuelle Anziehungskraft aus. Wir nahmen an einem Ecktisch Platz. Kurz darauf erschien die Kellnerin, forderte Barbara in barschem Ton auf, ihre Tasche von dem freien Stuhl zu nehmen, und wies ein Paar an unseren Tisch. Zu meiner größten Überraschung setzte sich der Mann nicht sofort mit der hier üblichen trotzigen Aggressivität hin, sondern fragte zu uns gewandt, ob er Platz nehmen dürfe. Er ließ Wein bringen und schenkte auch uns ein. Rasch stellte sich heraus, daß er Wiener ist und ich aus Budapest komme. Große Verbrüderung auf Kosten der Preußen. Das ließ Barbara nicht auf sich beruhen. Bald war eine Grundsatzdiskussion im Gange, zu der kräftig gezecht wurde. Barbara verkörperte ihrer geschlechtlichen und politischen Rolle gemäß das Engelhafte, der arme Österreicher war in die Position des Luzifer gedrängt. Mich als Vorwand benutzend kamen sie bald auch auf Hitler zu sprechen. Ich wurde unangenehm ins innerdeutsche Elend hineingezogen. Fast hätte ich zu ihnen gesagt: aber nicht doch, Kinder. Der Österreicher war in Begleitung eines ziemlich dummen Berliner Mädchens, das er wahrscheinlich gerade irgendwo aufgegabelt hatte und für das er sich sichtlich schämte. Barbara richtete einige Fragen an das Mädchen, nur um den Österreicher damit in Verlegenheit zu bringen. Ihre Überlegenheit war in jeder Hinsicht vernichtend. In gehobener Stimmung gingen wir auseinander, es stellte sich heraus, daß Barbara ihre letzte S-Bahn verpaßt hatte: endlich waren wir in süßer Zweisamkeit. Ich

schleppte sie gnadenlos zum Taxistand. Von ein Uhr bis drei Uhr nachts standen wir am Bahnhof Friedrichstraße in der Kälte. Als das Taxi kam, herrschte eisige deutsche Nüchternheit auf Barbaras hübschem, hochmütigem und dümmlichem Gesicht. Von Polen her dämmerte ein neuer, grauer Tag. Halb vier kam ich nach Hause und nahm ein heißes Bad, um eine Erkältung zu vermeiden.

Weimar-Eisenach-Naumburg. In Weimar das Goethehaus, zweimal. Das zweite Mal allein, morgens gleich nach dem Öffnen, ein reichliches Trinkgeld, um wenigstens zwei Zimmer Vorsprung vor der nachrückenden Touristenschar zu bekommen. Es wühlte mich auf. Ausschließlich *hier* und *zu jener Zeit* war *er* möglich. Der unproduktiven Gegenwart auf produktive Weise den Rücken zuwenden, das nennt man deutsche Klassik. Er erkannte den zeitgemäßen Schauplatz seiner unzeitgemäßen Genialität. Und welche Gebrechlichkeit zugleich, welches Ausgeliefertsein! Man muß sich nur vorstellen, daß für den moderneren Heine kein Platz war in Deutschland, daß Büchner starb, Kleist Selbstmord beging – und einen Augenblick später ist schon der hypermoderne Nietzsche da. – Dann die Cranach-Sammlung im Schloß. Schließlich war ich von der ganzen Hetze, dem Herumgelaufe in den Städten in Gesellschaft der unermüdlichen Ulla, die vor jeder Bäckerei stehenblieb, um irgendwelchen scheußlichen Kuchen zu kaufen, so erschöpft, daß ich mir an der Treppe des Zuges das Knie aufschlug, wodurch eine Kniegelenkentzündung wieder ausbrach, die mich augenblicklich an mein Berliner Hotelzimmer fesselt.

Berlin, Hotel Stadt Berlin: draußen eisiger Wind, in meinem Zimmer 15 Grad. Ich humpele hinunter zum Hotelservice, weil ich dem Telefon nicht traue. Ein ziemlich sympathischer junger Mann. Ich sage ihm, daß es kalt sei. Wenn es mir recht sei, sagt er, könne er vielleicht eine Heizsonne hinaufschicken. Es sei mir vollkommen recht, antworte ich glücklich. Die Heizsonne kommt nicht. Anderthalb Stunden später rufe ich an: ich würde auf die Heizsonne warten. Man wisse von keiner Heizsonne, lautet die Antwort: Ich humpele wieder hinunter. Auf dem Platz des jungen Mannes eine unangenehm aussehende junge Frau. Welche Heizsonne? fragt sie. Die, die mir der junge Mann vorhin versprochen hat, sage ich. Welcher junge Mann? fragt sie. Der vorhin noch auf diesem Platz saß, antworte ich. Auf diesem Platz, sagt sie, habe niemand gesessen, sie sitze hier schon den ganzen Vormittag. Ich werde unsicher. Letztlich ist alles möglich. Ich sage ihr, daß ich friere. Dafür könne sie nichts, sagt die Frau. Ich berufe mich darauf, daß wir uns schließlich in einem Hotel erster Klasse befänden, sie solle eine Heizsonne raufschicken. Die Frau: wir haben keine Heizsonne. Ich: wenn ich aber friere. Dann fragte ich gleich zweimal nach, ob ich die Antwort

auch richtig verstanden habe. Ich hatte: »Decken Sie sich zu!« Ich nehme den Lift zurück in mein Zimmer, schalte die winzige Elektroplatte an, die mir eigentlich zum Kaffeekochen dienen sollte und deren Stecker mein Freund K. so umgebaut hat, daß er in jede Steckdose der Welt paßt. Ein paar Minuten später strömt mir von hinten, wo auf dem Regal der Kocher steht, angenehme Wärme entgegen. Das entzündete Bein packe ich auf einen Stuhl, das andere ziehe ich an, um mein Schreibheft aufs Knie legen zu können. Dieses schmerzenden Knies, dieser unfruchtbaren zwei Monate und dieser letzten Kränkung hatte es bedurft, um mich dort fortfahren zu lassen, wo ich vor ungefähr acht Wochen in Budapest aufgehört hatte.
»Ich nehme ein Buch aus dem Regal. Dem Band entströmt modriger Geruch – Büchergeruch: die einzige Spur, die ein vollendetes Werk und ein erfülltes Leben in der Luft hinterlassen können. *Am 28. August 1749, mittags mit dem Glockenschlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt* – lese ich. *Die Konstellation war glücklich; die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig: nur der Mond* ... – Ja natürlich, so muß man geboren werden; als Günstling des Augenblicks, eines Augenblicks, in dem wer weiß wie viele sonst noch geboren wurden auf dieser Erdkugel. Nur, daß die anderen keinen Büchergeruch hinterlassen haben und folglich nicht zählen. Die kosmische Ordnung hält diesen glücklichen Augenblick für eine einzige Geburt bereit. Der Genius, der große Schöpfer betritt die Erde wie ein mythischer Held. Ein unausgefüllter Platz verlangt fiebernd nach ihm, sein Erscheinen ist so lange schon fällig, daß die Erde gleichsam ächzt. Jetzt gilt es nur noch, die günstigste Konstellation abzuwarten, die über die Schwierigkeiten der Geburt ebenso hinweghilft wie über die unsicheren Anfänge und die Jahre des Zauderns, bis er in einem strahlenden Augenblick dann das Reich der Erkenntnis betritt. Vom Höhepunkt des Schaffens aus gesehen gibt es in seinem Leben fortan keinen Platz mehr für Zufälle, wie auch sein Leben selbst in Form gegossene Notwendigkeit ist. All seine Taten, all seine Gedanken sind bedeutend, denn sie tragen in sich die Motive der Vorsehung, und all seine Äußerungen sind beladen mit symbolischen Zeichen einer beispielhaften Entwicklung. ›Der Künstler‹, so sagt er später, ›muß eine Herkunft haben, muß wissen, woher er stammt.‹
Ich glaube, er hat recht: das ist wirklich das Wichtigste.
Also dann: Als ich zur Welt kam, stand die Sonne im Zeichen der größten Weltwirtschaftskrise aller Zeiten, von sämtlichen aufragenden Punkten des Erdenrunds – vom Empire State Building bis zum Turulvogel der einstigen Franz-Josephs-Brücke – stürzten sich die Menschen Hals über Kopf ins

Wasser, in den Abgrund, aufs Straßenpflaster – wie es gerade kam; ein Parteiführer namens Adolf Hitler blickte mir mit furchtbar unfreundlichem Gesicht aus den Seiten seines Werkes *Mein Kampf* entgegen, und das *Numerus clausus* genannte erste ungarische Judengesetz stand als Zeichen im Zenit meiner Konstellation, bevor die anderen hätten Platz nehmen können. Sämtliche irdischen Zeichen (über die himmlischen weiß ich nichts) zeugten von der Überflüssigkeit, mehr noch: von der Unvernünftigkeit meiner Geburt. Obendrein kam ich auch meinen Eltern sehr ungelegen, denn sie wollten sich gerade scheiden lassen. Ich bin das Produkt der Liebe eines Paares, das sich gar nicht liebte; vielleicht die Frucht einer Nacht der Fügsamkeit. Schwuppdiwupp, plötzlich war ich da, durch die Gnade der Natur, bevor es irgendwer genauer hätte bedenken können. Ich war ein gesundes Kind, bekam Zähnchen, fing an zu plappern und wurde allmählich verständig. Ich begann in meine wuchernde Körperlichkeit hineinzuwachsen. Ich war gemeinsamer Sohn eines Vaters und einer Mutter, die nichts sonst gemeinsam hatten; Zögling einer privaten Erziehungsanstalt, in deren Obhut sie mich während ihres komplizierten Scheidungsprozesses gaben; Schüler einer Schule und junger Bürger des Staates. ›Ich glaube an Gott, an das Vaterland und an die Auferstehung Ungarns‹, betete ich zu Beginn des Unterrichts. ›Rumpf-Ungarn ist kein Reich, Groß-Ungarn das Himmelreich‹, las ich auf der blutrot umrandeten Landkarte an der Wand. ›Navigare necesse est, vivere non est necesse‹, paukte ich im Lateinunterricht. ›Sömá jiszroél, ádonáj elohénu, ádonáj ehod‹, lernte ich im Religionsunterricht. Von allen Seiten wurde mein Bewußtsein eingezäunt, in Besitz genommen: ich wurde erzogen. Mit guten Worten und mit strengen Ermahnungen brachte man mich zur Reife, um mich auszurotten. Ich protestierte nie und bemühte mich, mein Bestes zu geben. Und glitt widerstandslos und ohnmächtig in meine Wohlerzogenheitsneurose hinein. Ich war ein mäßig eifriges, nicht immer untadeliges Mitglied der gegen mein Leben gerichteten, lautlosen Verschwörung . . .«

November. Szigliget. Bedenklich abgekühltes Verhältnis zum Roman. Das bislang Fertiggestellte lesend: laue Zustimmung, doch nichts regt sich. Dabei fällt mir der Besuch in Buchenwald während meiner Deutschlandreise vor ein paar Monaten ein, ich habe ihn im dort geführten Tagebuch nicht einmal erwähnt. Dessen ganze Kleinlichkeit, Peinlichkeit. Ulla fragte, ob ich erst das Goethehaus besichtigen wolle oder lieber Buchenwald. Buchenwald, antwortete ich. Die Bushaltestelle war ganz woanders als beim letzten Mal (vor gut fünfzehn Jahren). Die Straße, die Gegend noch fremder als damals. Schwere Regenwolken zogen auf. Ich trat mit Ulla durch das Tor.

Ziemlich viele Besucher, vor uns eine Jugendgruppe, begleitet von einem – wie soll ich sagen? – Vernichtungslager-Fremdenführer. Plötzlich brach der Regen los. Wir suchten Unterschlupf im nächstgelegenen Gebäude, es war zufällig das Krematorium. Hier herein strömten auch die Jugendlichen. Ich wurde neben den ursprünglich weiß gekachelten, inzwischen vergilbten Seziertisch gedrängt. Am Kopfende noch der zum Abspülen des Tisches dienende Gummischlauch. Der Fremdenführer, ein Mann mittleren Alters, braun, mit eher unsympathischem Gesicht, unterbrach auch hier drinnen nicht seine monotonen Erklärungen über Erschießungen, Leichenverbrennungen usw. Er zeigte die für Genickschüsse bestimmte winzige Schießscharte oberhalb der Waage, auf die die Häftlinge gestellt wurden. Die Jugendlichen interessierte das alles offensichtlich nicht, ungestört küßte sich hinten ein Paar. Ulla bemerkte rasch, daß das bestimmt Westdeutsche seien. Wie dumm auch immer diese Bemerkung war, sie zeigte ihre Verwirrung und ihre Aufmerksamkeit mir gegenüber. Obwohl ich kein bißchen »gekränkt« war. Wenn mir etwas Unbehagen bereitete, dann allein die Tatsache, daß meine »Geschichte« mich zu einer gewissen Haltung zwingt, mit der ich mich in diesem Augenblick nicht im geringsten identifizieren konnte. In diesem Augenblick konnte ich nur daran denken, daß noch nicht einmal das etwas bedeutet, daß Buchenwald nichts bedeutet ... Daß ich bereits einen Roman geschrieben habe über Buchenwald, und dann diese seltsame und melancholische Tatsache, daß Buchenwald nichts bedeutet ... Und wie sehr ich mir wünschte, daß ich nicht ich wäre und sie nicht sie, daß nichts geschehen wäre, daß es keine Geschichte gäbe und daß wir alle, die wir zufällig hier zusammengefunden hatten, schicksalslos wären, wie es – nach Rilke – die Götter sind ... Der Regen hatte aufgehört, wir gingen hinaus. Ulla wollte wissen, wo das Kleinlager war. Ich konnte es ihr nicht zeigen. Zwischen rasch ziehenden Wolken brach die Sonne hervor. Auf dem kahlen Hügel bezeichneten irgendwelche Tafeln im Boden den Platz von irgend etwas – ich verstand die Aufschriften nicht und konnte mich an nichts orientieren. Vor Ulla wagte ich nicht zu zeigen, daß ich Lust hatte zu gehen, an irgendeinen freundlicheren Ort. So liefen wir auf einem endlich unbeschilderten Pfad zwischen hochstieligem Unkraut, Disteln und Wiesenblumen, an denen noch Regentropfen glitzerten, zu dem riesigen Denkmal. Vom terrassenförmigen Halbrund des Hanges ein weiter Blick auf die Landschaft. Das Denkmal, das »an sich« vielleicht gar nicht so schlecht ist, verlor in dem sanften Licht dieser gemäßigten Zone, in der weiten, zu Spaziergängen einladenden Umgebung völlig seine Wirkung. Wir betraten den grauenhaften Gnadenort, diese unsägliche Heimstätte einer Mischung aus Inka-Altären und modernen Kühltürmen. Neben der ungeheuer hohen,

verwitterten Mauer blieb mein Blick an einem Baugerüst hängen, auf dessen Brettern Arbeitskleider, Eimer und ein paar leere Bierflaschen lagen, der Anblick dieser menschlichen Gegenstände beruhigte mich fast. Dann hinunter mit dem Autobus – und schon beim Mittagessen begannen wieder die alltäglichen Prozeduren (wir durften uns nicht hinsetzen, wo wir wollten, im Hotel »Elefant« ließen sie uns nicht hinaus auf die Terrasse usw.), und ich dachte nicht mehr an Buchenwald. Doch ich hatte begriffen, wo die Grenzen des historischen Fassungsvermögens liegen. Sie gestatten keine Großzügigkeit, doch ohne Großzügigkeit kann kein Volk ein anderes Volk verstehen, mehr noch: nicht einmal sich selbst. Fast tat es mir leid, daß ich – einer von Millionen – Teil jener Rechnung bin, die man diesem in seelischem Elend lebenden Volk unter die Nase reibt, während seine Unterdrückung, seine »Bestrafung« ganz andere Gründe hat als die, die zur Rechtfertigung angeführt werden. Und so werden sie, überspitzt gesagt, wieder mich dafür hassen. Auf ebenso widersinnige Weise wie damals, als ich nach Auschwitz gebracht wurde, weil, wie es hieß, Manfred Weiss das ungarische Volk ausbeutete – während Manfred Weiss und die Seinen Visa für Portugal bekamen. So funktioniert das historische falsche Bewußtsein, und so wird es zur Funktion gebracht: Fälschung, Krankheit, Neurose, aufgezwungenes Schuldbewußtsein, dessen Ergebnis schließlich wütende Aggression ist, wenn möglich gegen andere, sonst gegen sich selbst. Das ist unvermeidlich die Folge, wenn man den Menschen nicht gestattet, materiell, seelisch und geistig über ihre Situation hinauszuwachsen, überhaupt sich zu entwikkeln ...

Aus dem Ungarischen von Kristin Schwamm

Jane Kramer
Familie Schmidt

Ein Brief aus Deutschland

Peter Schmidt wollte immer aus Ostdeutschland weg. Er wollte weniger nach Westdeutschland als vielmehr weg aus Ostdeutschland und weg von seinem wütenden Vater und seiner ewig besorgten Mutter und all den Polizisten und Betriebsleitern und Parteiapostel, deren Aufgabe es war, einen verträumten Jugendlichen zu verunsichern, der eine Schachtel mit Jefferson-Airplane-Kassetten unterm Bett und ein Motorrad aus dritter Hand am Treppengeländer angekettet hatte. Er wollte frei sein, obwohl er eigentlich nicht wußte, was »Freiheit« bedeutete, außer zum Beispiel die Freiheit, mit der Schule aufzuhören. Er wollte auch keine Lehre in einem volkseigenen Betrieb machen oder im Regen Kriegsspiele für die Armee der Deutschen Demokratischen Republik spielen. Peter war ein »Schlüsselkind«. Er selbst hielt sich für ein »Kind des Rock'n'Roll«, aber in Wirklichkeit war er eher einer dieser einsamen, ernsten Jungen, die jeden Morgen mit dem Schlüssel um den Hals und Anweisungen ins Leben geschickt werden. Sie sollen in der Schule bleiben, bis der Hausmeister abschließt, und dann auf dem Parkplatz spielen und sich die Zeit vertreiben, bis einer der Eltern von der Arbeit oder ein Nachbar kommt und Abendbrot macht. Wenn das Wetter sie zwingt, sollen sie ihren Schlüssel benutzen und drinnen warten, in einer kleinen, vollgestopften Wohnung in einem Neubauviertel, durch eine vierspurige Straße, die man nicht überqueren darf, von der Stadtmitte und dem Leben in der Stadtmitte abgeschnitten. Eine großartige Ausbildung hatte Peter nicht. Er ging mit sechzehn von der Schule ab, um eine Lehre zu machen. Er arbeitete in einer großen Rostocker Autowerkstatt, überholte Panzerspähwagen für den Warschauer Pakt und träumte davon, den ganzen Tag dazuliegen und seine amerikanischen Kassetten aus den Sechzigern zu hören – und seine Mutter wuselte um ihn herum und wusch seine Jeans oder schmorte vielleicht einen saftigen polnischen Vorderschinken (seine Mutter war aus Gdansk, und Schinken und Kartoffeln waren ihre Spezialität) –, oder er träumte davon, auf sein Motorrad zu steigen und nach Westen ins Niemals-Land jenseits des Übergangs Schlutup-Selmsdorf zu fahren.
Wenn er an der S-Bahnstation im Rostocker Nordwesten auf seinen Mor-

genzug wartete, sah er den Kopenhagen-Express auf seinen eigenen »Transit«-Schienen direkt neben den Stadtbahnschienen vorbeirasen, und die jungen Dänen tranken, lachten und küßten sich in den Abteilen und winkten *ihm* zu, und dann dachte er über Grenzen nach. Als er einmal seine Großmutter besuchte – sie wohnt in einem Dorf, das ich Baumberg nenne, an der Ostseeküste sechzig Kilometer vor der Grenze –, nahm er einen schwedischen Anhalter mit langen Haaren und Walkman mit und fuhr ihn auf seinem Motorrad zum Grenzübergang. Er beobachtete, wie der Schwede hinüberging und dabei zu den Klängen von Elton John pfiff, und sah mit eigenen Augen, sagt er, »wo meine Welt endete und seine nicht«. Da beschloß Peter, Ostdeutschland zu verlassen. Es war der 10. April 1981. Die ganze Familie kennt den Tag. Er steht für den Beginn ihrer Probleme und ist wichtiger als der Tag, an dem er tatsächlich zu fliehen versuchte und verhaftet wurde. Auch wichtiger als der Tag, an dem er verurteilt und in einem Güterwagen weggeschafft, oder der Tag, an dem er für fünfzigtausend Deutsche Mark von Westdeutschland »freigekauft« wurde, oder sogar der Tag in diesem Frühjahr, als er zum ersten Mal wieder nach Hause kam. »Der 10. April 1981«, sagt seine Mutter Hannelore immer. »Der Tag, an dem Peter den schwedischen Anhalter getroffen hat.« »Der 10. April 1981«, sagt sein Bruder Rainer immer. »An dem Tag war Peter traurig, weil der schwedische Anhalter nach Lübeck konnte und er nicht.« (Die meisten Namen und Einzelheiten in diesem Text wurden geändert beziehungsweise unkenntlich gemacht.) Im Westen wollte Peter weder Geld noch Demokratie und mitnichten Plattenläden mit ganzen Vitrinen nur für die Stones und die Grateful Dead und all die Musik, die in der Deutschen Demokratischen Republik zwanzig Jahre nach ihrer Zeit ankam. Er wollte etwas, das Ostdeutschland verloren hatte, und er hätte es nicht anders nennen können als eine Sehnsucht, die eigentlich eine Sehnsucht nach sich selbst war, nach einer Energie, einer Tatkraft, einem Selbstvertrauen, das ihm einen Zugang zum Leben verschaffte. In Ostdeutschland hatte man versucht, ihn zu lehren, *was* er war – versucht, einen Arbeiter für einen Arbeiterstaat zu produzieren, der nicht zu klug, nicht zu kritisch und dabei kooperativ war –, aber man hatte versäumt, ihn zu lehren, *wer* er war oder wie er er selbst werden konnte. Er sehnte sich nach sich selbst, so wie die Jungs, die er schließlich in Hamburg kennenlernte, sich nach Mädchen oder Jobs oder BMWs sehnten. Er wurde zutiefst passiv. Er sagte seinen Hamburger Freunden, daß Westdeutschland zu ehrgeizig, zu aggressiv sei – er vermißte, was er das »engere, schmutzigere« Leben zu Hause nannte. Zuerst fanden sie ihn exotisch. Sie konnten sich sonst keinen Reim auf ihn machen. Sie fanden ihn lässig und supercool – sie glaubten, daß sein Leiden ihn zu etwas Besonderem gemacht habe, daß er

eine Aufrichtigkeit für sich beanspruchen könne, die ihnen nicht zugänglich war, den linken Söhnen und Töchtern des Hamburger Bürgertums. Ihre aufsässigsten Gesten erschöpften sich darin, mit den Skinheads in den besetzten Häusern in der Hafenstraße in St. Pauli ein Bier zu trinken. Aber am Ende verloren sie die Geduld mit Peter. Sie kamen zu dem Schluß, daß er faul, gleichgültig, vielleicht ein bißchen verdreht war. Sie wußten nicht, wo*rauf* er wartete oder warum er erwartete, daß man sich um ihn kümmerte – warum er nicht aufstand und rausging und mitmachte wie zum Beispiel sein Zimmergenosse Rudolf Klaassen. Der promovierte in Geschichte und spielte Gitarre in einer Heavy-Metal-Band und zog immer, wenn er pleite war, los und suchte sich einen Job. Rudolf war ein richtiger Hamburger Linker. Ihm war es einerlei, womit er sein Geld verdiente. Er brachte Tippsen den Gebrauch eines Computers bei, wuchtete auf der Post Säcke durch die Gegend, verscherbelte an einer Ampel auf der Reeperbahn die *Morgenpost* oder wechselte in einem Hamburger Großhandelslager auf verfallenen Pilz- und Tomatenkonserven die Aufkleber aus. Er konnte mit dem System umgehen, während Peter Schmidt sich weigerte, in diesem System einen Job anzunehmen. Peter weigerte sich, in diesem System zu studieren, sich eine Freundin zu suchen, ja sogar, den Abwasch in diesem System zu machen, wenn man ihn nicht anwies, den Abwasch zu machen. Anweisungen konnte er befolgen, aber es stellte sich heraus, daß es ihm nicht leicht fiel, frei zu sein. Die Freiheit, von der er träumte, war immer hinter irgendeiner Grenze, auf der anderen Seite, jenseits von Gefängnissen, von Kummer oder schmutzigem Geschirr. Mit Westdeutschland und seiner grellen Tüchtigkeit hatte sie genausowenig zu tun wie mit Ostdeutschland und seiner grellen Apathie. Peter sagt, das Problem, Ostdeutscher zu sein, das Traurige daran, Ostdeutscher zu sein, besteht vielleicht darin, daß man immer dann seine besten und klarsten Momente hat, wenn man an einer Mauer oder Grenze oder Gefängnistür steht und sich über die andere Seite Gedanken macht.

Peter braucht nicht viel zum Leben. Sein Bruder Rainer, der mit einer Westdeutschen verheiratet ist und jetzt in Hamburg lebt, sagt, daß Peter einmal im Jahr auf den Flohmarkt geht und sich für eine Mark ein Paar Jeans kauft, »und damit ist er zufrieden«. Dieses Jahr sind seine Jeans schwarz, zu einer beneidenswert abgewetzten, schmuddeligen Farbe verblaßt, aber noch ganz. Jeden Morgen zieht er sie an und dazu ein altes rosa T-Shirt und ein lila Sweatshirt und ein Paar hellbraune Joggingschuhe und, wenn es kalt ist, die alte schwarze Motorradjacke, die er am 29. Januar 1984 getragen hat, in der Nacht, als er versuchte, über die Grenze nach Lübeck zu kommen, und verhaftet wurde. Seine Mutter hat ihm die Motorradjacke gekauft, und sein

Bruder hat ihm das rosa T-Shirt geschenkt, nachdem es in der Waschmaschine eingelaufen war, das lila Sweatshirt hat er von seinem Zimmergenossen Rudolf geerbt. Wo er die Schuhe herhat, weiß Peter nicht mehr. Vielleicht hat sie ein Besucher aus Berlin vergessen, meint er. Er denkt nicht gern über »Dinge« nach, sagt er, und kümmert sich nicht gern um Dinge, besitzen möchte er schon gar keine. Er sagt, daß Westdeutsche »Dingmenschen« sind, daß sie in dem leben, was Ulrike Meinhof einmal *Konsumterrorismus* genannt hat – »den Terrorismus der Dinge« –, und daß sie ihre Nachbarn nicht als Menschen zur Kenntnis nehmen, sondern anhand der Autos, die sie fahren, und der Größe ihrer Fernseher. Peter sieht gern fern, aber ein Fernsehgerät möchte er nicht besitzen. Rudolf hatte einmal eins. Peter saß immer im Wohnzimmer und guckte den ganzen Tag, während Rudolf mit seiner Band spielte, an der Uni oder bei einem seiner Jobs war, doch dann wurde das Bild immer schlechter, und Peter sagte es Rudolf und wartete, daß Rudolf es reparieren ließe, und alle Naselang kam er darauf zu sprechen – »Es wär schön, wenn der Fernseher wieder ganz wäre«, sagte Peter immer –, und er begriff überhaupt nicht, warum Rudolf eines Abends wütend wurde, den Fernseher nahm, ihn vier Treppen hinuntertrug und zum Müll stellte.
Rudolf sagt, daß Peter gar nicht auf die Idee gekommen wäre, den Fernseher selbst reparieren zu lassen. »Peter erwartet gleichzeitig alles und nichts«, so erklärt Rudolf es. Das nennt er die ostdeutsche Krankheit. Peters dunkelbraunes Haar wächst und hängt ihm in die Augen, und sein Schnäuzer hängt ihm in die Kaffeetasse, und Peter wartet, bis jemand – die Frau seines Bruders oder eine Freundin von Rudolf – ihn sieht und seufzt und ihm das Haar schneidet. Wenn Essen im Haus ist, ißt er es. Wenn nicht, vergißt er es. Er wird teilnahmslos und klapperdürr, und irgendwann kommt ein Freund in die Wohnung und merkt, wie schrecklich er aussieht – dünn ist er schon immer gewesen –, und lädt ihn zu einem großen Essen ein und bestellt es sogar für ihn, weil Peter sagt, »ich denk einfach nicht an Essen«. Sein Bruder sagt, Peter ist »bescheiden und schüchtern und hat keine großen Bedürfnisse«, und seine Mutter in Rostock sagt, »der arme Peter, er kann einfach nicht für sich selbst sorgen«. Aber Rudolf Klaassen sagt, daß er negativ eingestellt und arrogant und egozentrisch ist – daß er »eine ostdeutsche Lauterkeit besitzt, die einem total auf den Wecker geht«. Rudolf sieht nicht ein, warum seine Freundinnen seinem Mitbewohner die Haare schneiden müssen, nur weil der ein DDR-Flüchtling ist. Er meint, Peter solle sich selbst eine Freundin suchen, sagt aber, Peter sei »schüchtern *und* stolz« – Peter glaubt, er ist zu gut und hat zuviel gelitten, ihn kann sowieso kein Mädchen verstehen.

Die Schmidts sind eine alte mecklenburgische Familie. Sie sprechen mecklenburgisches Platt miteinander und hängen mecklenburgische Fahnen – rot-gelb-blau gestreifte Fahnen – über die Türen ihrer Bauernhäuser und bekunden Hochachtung für Peters schon älteren Cousin Otto, den Schweinemeister in der Baumberger Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, weil er sich störrisch und erfolgreich weigert, ein Wort in Hochdeutsch von sich zu geben. Otto sagte immer, eines Tages würden alle Schmidtschen Mecklenburger Höfe ein großes Gut, und da bewies er allerhand Voraussicht. Als 1945 die Russen kamen, bewirtschafteten die Schmidts seit zweihundert Jahren die Ostseeküste zwischen Wismar und Rostock, und manche waren mit Schweinen, Steckrüben und Zuckerrüben reich geworden und hatten nach Süden Land hinzugekauft. Um sich die Schmidts für den Kommunismus zu sichern, mußten die Russen nur die Familie zusammenrufen, ihre Höfe zur Genossenschaft erklären und das Dorf Baumberg, wo sie ihre Scheunen und Häuser hatten, zu deren Hauptquartier. In Baumberg gab es sechs Brüder Schmidt. Als sie nach und nach von der Front oder aus Kriegsgefangenenlagern heimkehrten, erfuhren sie, daß ihre Zuckerrübenfelder zu Weideland und ihre Scheunen zu Mastställen wurden und ihr Familiensitz eine Parteizentrale zur ideologischen Umerziehung; und fast zwanzig Hektar Schmidtschen Landes waren jetzt »Eigentum des Volkes«. Sie mußten feststellen, daß die Eichen wuchsen und gediehen, die sie 1934, als der Vaterlandsverein im Dorf Mitglieder warb, gepflanzt hatten. Die Widmungstafeln aber lagen auf dem schlammigen Grund des Teichs hinter dem Haus von Peters Großmutter – das war auch gut so, denn die Kinder hatten schon in der Schule gelernt, daß die Baumberger Schmidts nie Nazis gewesen waren. Die Baumberger Schmidts waren immer mutige Kommunisten gewesen, oder wären es gewesen, wenn jemand sie gefragt hätte. Sie waren »Hitlers Opfer«, nicht seine Anhänger. Hitler war ein Imperialist von »drüben«, aus dem Westteil.

Natürlich wußten die meisten Dorfbewohner noch ganz genau, mit welcher Begeisterung sie ihre Hitlereichen gepflanzt hatten – danach hatten alle ein Glas süßen, hausgemachten Kirschwein auf das Wohl des Führers getrunken, und Cousin Otto, der ja noch ein Junge war, hatte versucht, eine Strophe von »Deutschland, Deutschland, über alles« in mecklenburgischem Platt zu singen, und am selben Abend hatten die Baumberger Schmidts sich daran gemacht, den Familienstammbaum auszuarbeiten, der in der Dorfchronik achtundzwanzig Seiten Text und sechs Seiten Zusätze umfaßte. Sie wollten dem neuen »Rassenamt« im Wismarer Rathaus beweisen, daß die Schmidts ein ganz und gar reiner arischer Stamm waren. Damals glaubte niemand, daß einer von den Schmidts Baumberg je verlassen würde. Aber

nach dem Krieg kam Ottos Bruder Erich aus einem Kriegsgefangenenlager in Amerika nach Hause, holte seine junge Frau und ging nach Baden-Württemberg, und ein paar Jahre später ging ein Cousin weg, und bis zum Mauerbau gingen noch sechs Schmidts aus Baumberg weg. Peters Vater Stefan ging nicht in den Westen, aber er verließ den Hof, um in Rostock zu studieren, wo die einzigen Schmidts eine Familie von Abtrünnigen, Anthroposophen waren. Peters Großonkel Horst ging nach Amerika und wurde reich, behauptet die ganze Familie. Seine Großtante Arntraud, die (trotz ihrer Mitgift von fünfzig Schweinen und ihrer Aussteuerschränke voller Leinen und Federbetten von der Jahrhundertwende) keinen Mann gefunden hatte, kam zu dem Schluß, daß sie jetzt, mit fünfundvierzig, auf einem kommunistischen Viehzuchtbetrieb auch keinen mehr finden würde, und ging nach Bonn und wurde Telefonfräulein im Landwirtschaftsministerium.

Die meisten Schmidts blieben. Sie begannen, die Kühe zu melken, die Schweine zu hüten, die Rübenfelder zu pflügen, die Ställe auszumisten und all die anderen schweißtreibenden Hofarbeiten zu erledigen, die in den guten Zeiten der Familie polnischen Landarbeitern überlassen worden waren. Sie packten ihre wunderschönen ledergebundenen Bücher in Kisten auf den Speicher, klappten ihre Klaviere zu und zitierten nicht mehr Schiller und Goethe, sondern Fritz Reuter, und erzählten Nonsensgeschichten in mecklenburgischem Platt – Geschichten, die zum Beispiel mit der Frage »Gehen in Amerika die Gänse barfuß?« anfingen und mit Antworten wie »Mein Hemd hat lauter Beulen« endeten. Wie eh und je gingen sie sonntags in die Kirche – auf dem Dorfhügel hatten sie eine berühmte Kirche, so gebieterisch und rauh wie das Meer dahinter –, und nach der Kirche stolperten die Kinder den Hügel hinunter zu dem steinigen Strand, krempelten sich Röcke oder Hosen hoch und wateten in die heranrollende Flut und suchten Muscheln. Bei nächtlichen Mutproben stellten sich die Kinder tapfer in die kleine steinerne Krypta, die vor Jahrhunderten in den Hügel gegraben worden war, als es in der Kirche Priester statt Pastoren gab und die Gläubigen Statuen anbeteten und die toten Kinder ihrem Schöpfer in Särgen vors Angesicht treten mußten, in deren marmorne Deckel ihr Abbild als Schlafende geschnitten war.

Die Schmidts hielten Pastor Busch und Pastor Femfert und schließlich Pastor Müller in Trab, der jetzt im Pfarrhaus wohnt und eines der drei Telephone in Baumberg besitzt. Jeden Tag nach dem letzten Melken gingen sie mit ihren Rechen, Hacken und Schubkarren voller Osterglocken und Lilien in Töpfen die Kirchstraße hinauf und pflegten die Gräber auf dem Kirchhof, wo elf Schmidts ihre Familiengrabstätten hatten – richtige mecklenburgische

Grabstätten mit Efeuhecken und schlichten quadratischen Steinen und ordentlichen Büscheln Bauernblumen. Für sie war die Kirche keine Trutzburg, es sei denn, Trutz gegen die Katholiken. In ihrem kommunistischen Leben schienen die Schmidts sich einzurichten. Die Nazis waren gekommen und hatten ihre Kinder in die Hitlerjugend gesteckt und ihnen erzählt, sie sollten sich auf den Tod vorbereiten, Deutschland werde die ganze Welt gehören. Und dann kamen die Kommunisten und steckten ihre Kinder in die Freie Deutsche Jugend und erzählten ihnen, sie hätten auf der falschen Seite gestanden – die ganze Welt werde den Kommunisten gehören. Womöglich betrachteten die Schmidts ihre Begeisterungsfähigkeit jetzt distanzierter. Sie traten in die Partei ein und gingen zu den wöchentlichen Versammlungen in die Parteizentrale (sie lag am Fuß des Dorfhügels, genau da, wo der Weg zur Kirche anfängt) und stimmten schließlich dafür, daß ihre Genossenschaft mit den Genossenschaften in zwei Dörfern weiter oben an der Küste zusammengeschlossen wurde, und fanden sich in einer Kooperative mit zweitausend Schweinen, achthundert Kühen und einhundertundsechzig Leuten wieder, einschließlich zweier Stasispitzel und eines Parteifunktionärs, der auch einen Teil vom Gewinn einstrich. Sie hatten immer hart gearbeitet und sich auch nicht öffentlich beschwert, als eines der Schmidt-Mädchen in Schwerin verhaftet wurde – sie war dort verheiratet und arbeitete als Erzieherin in einem Kindergarten und bekam acht Jahre Gefängnis, weil sie Stalins Bild von der Kindergartenwand abgenommen und Kirchenbilder aufgehängt hatte. Sie freuten sich, als ein anderes Schmidt-Mädchen »Heldin der Arbeit« wurde, weil sie ihr Milchsoll übererfüllt hatte, und einen Brueghel-druck von arbeitenden Bauern und eine Dampferfahrt auf der Wolga mit hundert anderen Heldinnen gewann. Sie lebten mit einer russischen Kaserne nicht weit von Wismar und mit Armeemanövern auf ihrem Weideland und Tiefffliegern, die über ihre Bauernhäuser düsten und die Kälber erschreckten. Sie brachten rotwangige, grobknochige Kinder zur Welt, die Overalls und kleine Wollmützen trugen und einen Schweinestall oder ein Hühnerhaus um vier Uhr morgens im Januar ausmisten konnten und die Kälte nicht spürten und die Kampfflugzeuge mit seltsam schwerem mecklenburgischen Akzent begrüßten.

Von Schiller hatten ihre Kinder nie gehört. Mit den zarten Geschöpfen auf den alten Schmidtschen Familienphotos hatten sie nichts gemein. Die trugen Organdy und Matrosenanzüge wie Bürgerkinder und sahen aus, als ob sie mit einer Zuckerrübe oder einer Steckrübe höchstens am Eßtisch in nähere Berührung kämen. Die Schmidts mochten ihre Schweine und Kühe wie die Bauern Schmidt vor acht Generationen, wie Cousin Otto. Sie nahmen das westliche Leben durchaus zur Kenntnis – sie guckten sich die Kleider und

das Essen und die Möbel, die sie abends im NDR sahen, genau an –, aber sie hatten Besseres zu tun, als ihre Zeit damit zu vergeuden, von diesem Leben zu träumen. Abends um neun drehten sie ihre Wünsche mit dem Fernsehen ab und gingen zu Bett. Die meisten von ihnen sahen die sechzig Kilometer entfernte Grenze nie. Sie kannten aber alle Geschichten über Leute, die versucht hatten zu fliehen und am Stacheldraht – aus dem die Mauer in Ostdeutschland größtenteils bestand – eingefangen und von Schüssen niedergestreckt worden waren. Die älteren Schmidts gaben zu, daß es ein schreckliches Jahrhundert war, und sie wollten es so ruhig und schnell wie möglich hinter sich bringen. Von Glanz und Gloria wollten sie nichts mehr wissen. Vom Krieg wollten sie nichts mehr wissen. Sie wollten nur noch an die Bibel glauben, so, wie ihre Kinder nur noch an die Musik glauben wollten, die aus Amerika nach Ostdeutschland geschmuggelt wurde und auf Kassetten den Weg nach Baumberg fand.

Peter hat einen etwa gleichaltrigen Cousin in Baumberg. Er heißt Arnulf und ist ein freundlicher, naiver Melker, der Bob Dylan liebt. Er spielt Bob Dylan im Stall. Jeden Abend, wenn die Kälber gefüttert sind, tanzt er allein in einem stahlblauen Kunstseidenjogginganzug im Stall herum. Er tanzt zu »Positively Fourth Street« und »Like a Rolling Stone« und redet voller Ehrfurcht von dem Tag, als Bob Dylan nach Ostberlin kam, um zu singen, und achtzigtausend Menschen ihm zuhörten. Er sagt, er möchte einmal Bob Dylan umarmen. Das ist sein größter Wunsch. Das erzählt er jedem. Wenn die russischen Lastwagen durch Baumberg kommen und Kartoffeln einsammeln – jedes Jahr schicken die Russen Lastwagen nach Mecklenburg, und die fahren von Dorf zu Dorf, bis sie ihre Quote von fünfhunderttausend Tonnen zusammenhaben –, erzählt er den Fahrern, daß er Bob Dylan liebt und Bob Dylan umarmen möchte, und weiter erzählt er ihnen, daß Bob Dylans richtiger Name Zimmermann ist, und fragt sie, ob sie andere jüdische Unterhaltungskünstler kennen, die ihren Namen geändert haben. Er hätte gern Kassetten von diesen Künstlern. Er ist sicher, daß er, wenn er ihre Namen wüßte – wüßte, wer sie sind und wie sie sich nennen –, wunderbare Musik entdecken würde. Er sagt, er hat eine Liste jüdischer Unterhaltungskünstler mit neuen Namen. Er hat acht Jahre Schule, die Jugendorganisation der Partei und eine Landwirtschaftslehre hinter sich, aber er hat noch nie einen Juden getroffen (es gibt nur noch vier- oder fünfhundert praktizierende Juden im Land) oder etwas über Juden erfahren. Peter hat in der Schule in Rostock ein Buch über einen jüdischen Arzt gelesen, »Professor Mamlock«, der wegen der Nazis seine Arbeit verlor und Selbstmord beging, aber bis nach Baumberg hat es Professor Mamlock nie geschafft. In Baum-

berg hat Arnulf oder seinen Cousins keiner beigebracht, daß es zwischen den Juden und den Deutschen überhaupt etwas Merkwürdiges, etwas Ungewöhnliches gab, eine Mißstimmung, etwas, bei dem den Leuten unwohl wird, wenn sie von einem Deutschen hören, der Listen mit jüdischen Unterhaltungskünstlern erstellt, die ihren Namen geändert haben.
Wenn die Familie im Maststall arbeitet, zeigt einer der Schmidts manchmal auf ein Marke im Ohr eines Kälbchens und sagt: »Das hat Hitler auch versucht.« Und dann nickt ein anderer Schmidt und sagt, daß Hitler es »mit Erfolg versucht hat, aber daß Deutschland jetzt wieder ›vermischt‹ ist«. Er sagt das ganz sachlich und lächelt – als sei es nur so dahingesagt –, und man merkt es ihm kaum an, ob er es gut findet, daß Deutschland wieder »vermischt« ist, oder nicht. Oder er sagt zum Beispiel, »wer hätte gedacht, daß es den 9. November einmal geben würde?«, und man weiß, daß er nicht über 1938 spricht und die »Reichskristallnacht«. Er redet vom letzten Jahr und der Mauer. Die Baumberger Schmidts machen sich Sorgen, daß der 9. November sie überrollt hat. Sie schämen sich ein bißchen wegen ihres bäuerlichen Lebensstils und ihrer ländlichen Ausdrucksweise und sogar wegen ihrer Zuneigung zu den Kühen, jetzt, wo sie in Lübeck gewesen sind und gesehen haben, daß »es dort alles gibt, was man will, angefangen mit Bananen«. Sie schämen sich, daß eine Schmidt versucht hat, Widerstand zu leisten, und ins Gefängnis gesteckt wurde und ein anderer Schmidt versucht hat zu fliehen und ins Gefängnis gesteckt wurde, während sie in aller Ruhe in einem Dorfstall Schweine und Kühe versorgt und die Regeln befolgt haben, die darin bestanden, daß man in der Kneipe nie über Politik sprach, weil ein Stasispitzel einen hätte hören können, und sich nie über jemanden im Betrieb beschwerte, weil ein Stasispitzel einen hätte anschwärzen können, und man nie mit Fremden redete, weil Fremde ja die Stasi selbst sein konnten. Sechs Jahre lang – von dem Tag an, als Peter verhaftet wurde, bis zu dem Tag, als er auf dem Weg nach Hause zu seiner Mutter in Baumberg Halt machte – redete niemand über Peter Schmidt. Jeden Sonntag kamen Schmidts ins Haus seiner Großmutter, ein großes Bauernhaus an der Straße zur Kirche, und saßen bei ihr im Wohnzimmer und tranken eine Tasse Tee oder vielleicht ein Glas Schnaps und erzählten sich ein paar Familiengeschichten, aber sie fragten nie nach Peter oder wie sie Peter helfen könnten. Sie wollten keine Aufmerksamkeit auf sich lenken.
In der Nähe von Baumberg gibt es eine Stelle, wo Peter gern ein Haus hätte. Man kann sie vom Friedhof aus sehen. Man geht über das wellige Weideland nach Osten, das Meer ist nur ungefähr einen halben Kilometer entfernt, bis man zu einem windzerzausten Hügel kommt. Neben den Ruinen einer Windmühle hebt sich eine riesige Eiche gegen den Himmel ab, und das ist

der Platz, an der Peter ein Haus bauen würde, wenn er an Eigentum glaubte. Es ist ein wunderschönes Fleckchen Erde. Seit November fahren Westdeutsche aus Hamburg und Lübeck und sogar aus Kiel nach Mecklenburg und bewundern die grünen Weiden und die alten Backsteinbauernhäuser mit ihren gegen den nassen Ostseewinter überdachten Höfen und den uralten Bäumen und die wunderschön geschwungene Küste. In der Nähe von Peters Stelle parken immer BMWs und Mercedesse, und Bundis filmen mit Videokameras und reden darüber, wie schön Mecklenburg ist und wie unverdorben – eine Landschaft aus einem anderen Jahrhundert, wie Schleswig-Holstein, bevor es dort so überlaufen wurde, eine vollkommene deutsche Wochenendlandschaft. Als Peter im März in Baumberg war, lief auch eine Gruppe Westdeutscher dort herum und suchte einen Weg über die Wiesen auf den Hügel, zu dem alten Baum und der Windmühle, und Peter freute sich, daß der Weg, den er immer gegangen war, in den sechs Jahren seiner Abwesenheit überwachsen war, denn die Bundis fragten, ob jemand wüßte, wem das Land »gehört«, und ob es zum Verkauf steht. Sie wollten die Küste bei Baumberg erschließen. Sie fanden, sie könne ein großartiges Urlaubsgebiet werden, so gut wie Travemünde. Sie wollten frühzeitig mit dabei sein, und es war klar, daß Peters Stelle mit dem Blick aufs Meer zur einen Seite und die hübschen Wiesen zur anderen und den Baumberger Kirchturm, der sich auf dem Hügel hinter einem Hopfental erhob, just der Ort war, den sie attraktiv fanden.
Peter mag nicht, daß die Bundis nach Ostdeutschland kommen. Er empfindet so etwas wie einen Besitzanspruch auf Ostdeutschland, obwohl er weggelaufen ist und einen westdeutschen Paß hat und formal jetzt selbst ein Bundi ist. Auf der ganzen Fahrt von Hamburg nach Rostock hat er nach Bundis Ausschau gehalten – zwischen den kleinen Trabants hat er die westdeutschen Autos gezählt. Er weiß, daß »Trabis« fürchterliche Autos sind. Er nennt sie *Leukoplastbomber* und zitiert immer gern einen Artikel, den er irgendwo gelesen hat, nach dem ein Trabi soviel Kohlenmonoxyd in die Luft bläst wie hundert westdeutsche Autos. Aber manchmal sagt er, daß Trabis »natürlicher« als Westautos sind. Bei Peter bedeutet »natürlich« alles, was arm oder schäbig oder vertraut ist. Ein altes Auto. Ein Gebäude, das seit vierzig Jahren weder angestrichen noch verputzt worden ist. Das Leben, das er zu Hause geführt hat.

Als Peter seine Flucht plante, fand er ein altes Fahrrad im Gartenschuppen seiner Großmutter. Er reparierte es, pumpte die Reifen auf und befestigte eine Kiste für seine Landkarte daran, für ein paar Flaschen Bier und Wasser und eine Dose Leberwurst. Die Karte war alt. Sie verzeichnete die Pfade

über Hügel, Dünen und Wiesen – die überwachsenen Pfade, die jetzt die Investoren aus der Bundesrepublik zu finden versuchen, wenn sie ihre Autos anhalten und ihre Feldstecher auf ein besonders hübsches Stück Landschaft richten. Peter fuhr mit einem feinen Bleistift an diesen Pfaden entlang, bis er die Route markiert hatte, die er als sicher bis zur Grenze betrachtete – eine Route, die ihn durch Wismar führen würde und auf der ihm dann, von der Landstraße aus nicht einzusehen, die Hügel oder Bäume oder Dünen Deckung bieten würden. Vier Monate nachdem er den schwedischen Anhalter getroffen hatte, war seine Route fertig. Weitere zweieinhalb Jahre dauerte es, bis er den Mut aufbrachte zu gehen. Er sagt, er sei nie sehr mutig gewesen. Als er zur Volksarmee einberufen wurde – mit zwanzig bis dreißig anderen Lehrlingen wurde er nackt in einen Raum gesperrt und von einem schwer bewaffneten Soldaten bewacht –, wollte der Stasimann, der für die »Sicherheitsbeurteilung« zuständig war, von ihm wissen, was für eine »Einstellung« zum Staat er habe, und Peter zuckte mit den Schultern und sagte: »Der Staat ist mir egal.« Er sagt, er habe nicht den Mut gehabt zuzugeben, daß er den Staat hasse, und auch nicht, zu lügen und so zu tun, als liebe er ihn. Der Stasimann wurde wütend und stellte noch eine Frage – »Ob Peter Schmidt lieber in Hamburg oder in Rostock wohnen wolle?« –, und Peter zuckte wieder mit den Schultern und sagte: »Ist mir egal.« Er war nackt, hatte Angst und zitterte. Sie hielten ihn für subversiv. Acht Stunden lang schlossen sie ihn in dem Raum ein und ließen ihn dann laufen.

An dem Abend fing er an, Briefe zu schreiben. Er schrieb ans Wehrkreiskommando und sagte, er werde keine Waffe tragen. Er habe nichts gegen den Staat, aber er weigere sich, Waffen *für* den Staat zu tragen. Er habe »keinen Mut«. Dann schrieb er an den Rat der Stadt Rostock und sagte, vielleicht sei es besser, er »gebe es jetzt auf«, ein perfekter ostdeutscher Bürger zu sein. Die Arbeit in der Autowerkstatt hatte ihm nicht gefallen. Er hatte gedacht, daß er gern in einem Theater arbeiten oder vielleicht Tänzer werden würde, aber gleich nach Beendigung seiner Lehre hatte er einen Bühnentechnikerjob am Rostocker Volkstheater bekommen und festgestellt, daß die Künstler zwar »interessant« waren, die »Volks«operetten, -stücke und -tänze, die sie aufführen mußten, aber nicht. Einmal hatte er sich sogar um eine Stelle in der Landwirtschaft bemüht. Er hatte sich für ein gutes Aufbauprogramm in der Stadt Dorf Mecklenburg in der Nähe von Wismar beworben, aber sein Platz wurde »gestrichen« – er nimmt an, jemand mit besseren Beziehungen zur Partei bekam ihn –, und er wurde auf einen kleinen Ausbildungshof in einem Dorf geschickt, wo es nichts zu tun gab, und er langweilte sich und trampte zurück nach Rostock, nach Hause. Mittlerweile gab es für Anfänger nur noch Lehrstellen im Maschinenbau. Er mochte keine Maschinen. Er

fand es nun einmal interessanter, Maschinen zu fahren, als sie zu reparieren.
Zum Schluß schrieb er an das Innenministerium in Ostberlin und bat um die Ausreiseerlaubnis. Er sagt, er habe eigentlich nie mit einem Ausreisevisum gerechnet. Die Baumberger Schmidts waren vielleicht vorbildliche Landwirte, aber Peter war ein Rostocker Schmidt, und die Rostocker Schmidts waren ohnehin eine verdächtige Familie. Sie waren »kosmopolitisch«. Sie hatten Kontakte. Im Hauptquartier der Stasi gab es über die Rostocker Schmidts Akten, angefangen mit Peters Vater Stefan, einem Schiffsingenieur, und seinem Cousin dritten Grades, Adolphus, dem anthroposophischen Prediger, bis zu seinem Bruder Rainer, der seine Westdeutsche schon getroffen und sich in sie verliebt hatte und die Erlaubnis zur Heirat haben wollte. Stefan Schmidt hatte wegen seiner Kontakte schon einen Job verloren. Er hatte auf der Fähre, die zwischen Rostock und einem Hafen in Dänemark verkehrt, gearbeitet, und als einmal der Motor kaputtging – es war ein westdeutscher Motor – und ein westdeutscher Mechaniker nach Dänemark kam, um ihn zu reparieren, hatte er dem ein Bier spendiert, und jemand meldete ihn als »Klassenfeind«, und er strandete. Er durfte nicht mehr zur See fahren – ja Ostdeutschland überhaupt nicht mehr verlassen. Er verlor seinen »West«-Paß (aber nicht sein Parteibuch) und seinen Rang und sein Ingenieursgehalt und landete als Lehrer auf einem Übungsschiff, das im Hafen von Wismar fest verankert war. Er wurde verbittert und aggressiv und besitzergreifend. Von da an sagte er immer, seine Familie sei alles, was er habe. Es machte ihm nichts aus, daß die Wohnung klein war, denn seine Kinder waren so im wahrsten Sinne des Wortes nie außer Sicht- und Hörweite. Er versuchte, Eindruck bei ihnen zu schinden, damit sie stolz auf ihn waren, als ob er immer noch zur See führe, ihnen Postkarten mit ausländischen Briefmarken schickte, ausländisches Spielzeug mitbrächte und in seiner weißen Uniform mit den prächtigen Goldtressen wie ein Held nach Hause käme – von viel weiter her als Wismar. Er rahmte seine Medaillen aus der ostdeutschen Handelsmarine für sie ein und hing die Plakette auf, die er 1970 für »hervorragende Leistungen beim Aufbau des Sozialismus« bekommen hatte. Er erzählte ihnen Geschichten. Er erzählte ihnen von dem Tag, als die Amerikaner in die Adolf-Hitler-Schule in Wörth an der Donau kamen, wo er »für Hitler ausgebildet wurde«, und den Direktor verhafteten und die Türen der Schlafsäle öffneten und allen sagten, sie sollten losmarschieren – wie er sechshundert Kilometer quer durch Deutschland nach Baumberg gelaufen war und dort die Russen vorfand, die die Dorfjungen rekrutierten, um sie »für Marx auszubilden«. Er sagte, seitdem die Russen da waren, hatte er nie mehr das Gefühl, daß der Hof ihm gehörte, obwohl sie ihn als Volks-

eigentum bezeichneten. Damals schien es ihm, als ob einzig das Meer hinter seinem Hause kein Volkseigentum wäre – deshalb ging er nach Rostock und machte die Aufnahmeprüfungen an der Ingenieurhochschule für Seefahrt.
Stefan Schmidt überwand die Scham und Enttäuschung darüber, daß er nicht mehr zur See fahren durfte, nie. Er resignierte. Er wurde wehleidig, opportunistisch und unterwürfig. Er hatte furchtbare Angst aufzufallen. Er wollte nicht, daß irgendein Schmidt Aufmerksamkeit erregte. Der Gedanke, noch mehr zu verlieren, war ihm unerträglich. Als Rainer eingereicht hatte, schrieb Stefan einen Brief an sein Kombinat und sagte, daß er mit der Heirat seines Sohnes nicht einverstanden sei. Als Rainer wegen seines Antrags von der Universität relegiert wurde – er studierte Jura –, ging seine Mutter ins Rathaus und beschwerte sich. Peter versuchte, seinen Antrag geheimzuhalten. Er sagt, keiner aus der Familie hätte es erfahren, wenn nicht die Rohrleitung gewesen wäre – eine »natürliche« ostdeutsche Rohrleitung. Er spülte die Entwürfe die Toilette hinunter, und die Toilette verstopfte, und sein Vater ging ins Badezimmer, fand sieben »Anträge auf Ausreise« in der Kloschüssel schwimmen, trug sie in Peters »Zimmer« – eine Nische im Flur – und zitterte und schrie, daß ihn nun alle aus der Familie verraten hätten, daß er jetzt den letzten Job verlieren und danach sowieso keinen mehr kriegen würde. In der Nacht warf er Peter aus dem Haus.
Peter wanderte durch Rostock und klopfte an Türen, aber außer dem anthroposophischen Prediger wollte kein Bekannter das Risiko eingehen, einen Jungen unterzubringen, dessen Vater wegen »Westkontakten« sein Seefahrtsbuch und dessen Bruder wegen einer »Westverlobten« seinen Studienplatz verloren hatte. Ein paar Tage später griff die Stasi Peter im Theater auf. Sie behielten ihn zwei Tage zum Verhör. Es waren drei, und sie wechselten sich ab. Der erste Stasimann schrie Peter an – seine Beschuldigungen hatten etwas mit einem gegen die sowjetische Armee gerichteten Graffito auf Rostocker Mauern zu tun –, und danach spazierte der zweite seelenruhig lächend herein und sagte zu Peter, »sei vernünftig, wir haben die Macht«, und der dritte schließlich kam und bot ihm an, er könne in die Bundesrepublik, wenn er in Lübeck etwas für sie erledige. Peter versuchte ihnen zu erklären, daß er kein Interesse hatte. Er wollte nicht für ein System arbeiten – jedwedes System war ihm *egal*. Schließlich ließen sie ihn gehen. Er unterschrieb ein Formular, in dem er an Eides statt erklärte, daß ihre Gespräche nie stattgefunden hatten, und die Stasi schickte ihn nach Hause. Ein paar Tage später bestieg er einen Bus nach Baumberg. Er nahm das Fahrrad aus dem Schuppen seiner Großmutter und fuhr die sechzig Kilometer zur Grenze. Als er am Strand entlangkroch und wartete, daß er durch das flache Wasser

rennen könnte, trat er auf einen Draht, Leuchtraketen gingen hoch, und die Bucht war auf einmal so hell, daß er, wie er sagt, das »Nachtleben von Lübeck« sehen konnte. Die Grenzpolizei versuchte ihn zu finden. Sie suchten eine Stunde lang und kamen nicht einmal auf die Idee, hinter dem Busch nachzusehen, wo Peter hingerannt war, um sich zu verstecken. Ihm war klar, daß sie über kurz oder lang die Hunde holen würden, deshalb rief er: »Hier! Ich bin hier!« Er bat sie, seiner Großmutter das Fahrrad zurückzubringen.

Stefan Schmidt wohnt jetzt wieder in Baumberg, und er will ein Buch schreiben. Immer wenn ein Bundi durch Baumberg kommt, schnappt Stefan sich ihn und nimmt ihn auf einen Schnaps mit nach Hause und fragt, ob er vielleicht einen guten Reporter – jemanden vom *Stern* zum Beispiel oder vom *Spiegel* – kennt, der mit ihm an seinem Buch arbeiten wolle, mit dem sie ein Vermögen machen könnten. Er will es »Von den faschistischen Fanatikern zu den roten Wendehälsen« nennen. Es handelt von seinem Leben und seinen Problemen und seinem Unglück. Er will aller Welt erzählen, was einem Patrioten passiert ist, der versucht hat, für seine Familie das Richtige zu tun. Er will erklären, warum er bei der Stasi angerufen hat, nachdem Peter verhaftet worden war, und sich freiwillig angeboten hat, seine *Umerziehung* zu übernehmen, wenn sie Peter wieder nach Hause schickten. Peter sagt, daß er in den drei Monaten Untersuchungshaft in Rostock, als er auf seinen Prozeß wartete, nur eine schlaflose Nacht hatte, nämlich, als er von einer Wache erfuhr, daß sein Vater darum gebeten hatte, ihn umerziehen zu dürfen.
Peter lebte sich im Gefängnis wunderbar ein. Er war mit einem vierzigjährigen Matrosen in der Zelle, der ein Ausreisevisum beantragt hatte, das ihm verweigert worden war. Dann hatte er es wieder beantragt und war wegen »Nötigung der Behörden« verhaftet worden. Peter selbst wurde nach Artikel 213 des ostdeutschen Strafgesetzbuches – der das Verbrechen der *Republikflucht* betraf – verhaftet und angeklagt, und er sagt, daß er, nachdem sein Vater den Anruf gemacht hatte, endlich anfing, sich für ostdeutsche Politik zu interessieren. Er sprach mit dem Matrosen darüber, wie man eine Grenze überqueren könnte, von der die Ostdeutschen behaupteten, sie sei ein Hirngespinst der Imperialisten, und die Westdeutschen, sie sei ein Hirngespinst der Kommunisten. Sein Vater hat ihn nicht einmal besucht. Dafür kam seine Mutter. Immer war es seine Mutter, die ihm half. Seine Mutter ging zu dem Anwalt, der zu seiner Verteidigung bestellt war, und kam zu dem Schluß, daß er zu nichts nutze und womöglich ein Informant war, und feuerte ihn. Seine Mutter nahm den Zug nach Ostberlin und suchte den berühmten

Anwalt Wolfgang Vogel auf und schaffte es, daß der Peters Fall an einen richtigen Anwalt verwies, seinen »Repräsentanten in Rostock«.
Stefan Schmidt sagte sich von Peter los. Er sagte, er sei für das schreckliche Verhalten von Kindern wie Peter und seinem Bruder nicht verantwortlich – Kindern, die sich nur beklagten, Kindern, die weder vor ihrem Vater noch vor ihrem Land Respekt hätten. Als Hannelore weinte und um Hilfe für Peter bat, sagte er, sie schuldeten es beide der Familie, sich von Peter fernzuhalten, damit sie die Arbeit, die sie hatten, nicht verlören. Als sie weiter weinte, fing er an, durch die Kneipen zu ziehen, und dann traf er sich immer mit einer Frau, die er kennengelernt hatte, und zum Schluß zog er ganz aus der Wohnung aus. Da ging Hannelore zu Peters Anwalt – er hieß Hans-Joachim Vormelker – und fragte ihn, ob er auch Scheidungssachen mache.
Stefan Schmidt behielt seinen Job auf dem Übungsschiff noch fünf Jahre. Am vierten Oktober 1989, fünf Wochen bevor die Mauer fiel, lud er die anderen Offiziere auf dem Schiff in seine Kajüte ein, um einen Seefahrtslehrling zu verabschieden, der sein Visum bekommen hatte und nach Westdeutschland ging. Es war eine »freundschaftliche Abschiedsfeier, wie es sich gehört«, sagte Stefan später. Warum ein Mann, der sich von seinen Kindern losgesagt und seine Frau verloren hatte, weil er seinen Job und sein bißchen Ansehen behalten wollte, alles riskierte und seine Kajüte für Kaffee und Kuchen zu Ehren eines Matrosen zur Verfügung stellte, der die DDR aufgab, konnte er nicht erklären. Vielleicht wollte er unbedingt beachtet werden – wollte derjenige sein, der an der Tür stand und die Gäste willkommen hieß und den Kaffee ausschenkte und die kleine Rede zum Abschied des Matrosen hielt. Vielleicht war der Matrose, bloß ein paar Jahre älter als Peter, respektvoll und höflich gewesen und hatte Stefans Geschichten aufmerksamer zugehört, als es seine Kinder je fertigbrachten. Vielleicht mußte Stefan schließlich und endlich doch die Regeln brechen oder selbst zerbrechen. Am selben Tag stand der Parteisekretär des Schiffes bei einer Versammlung auf und sagte, Stefan Schmidt sei »nicht sozialistisch genug«. Stefan verlangte eine Entschuldigung. Als er die nicht bekam, verließ er die Versammlung – und seinen Job. Er tat es aus einem plötzlichen Impuls heraus. Er warf fünfzehn Jahre Vorsicht weg. Er verlor seinen Rang und seine kleine Rente. Fünf Wochen später hatte Deutschland seine »Revolution«, und der Parteifunktionär wurde gefeuert.
Jetzt hat Stefan Schmidt im Dorf eine gewisse Position. Den ganzen Tag hat er nichts anderes zu tun, als über sein Buch nachzudenken, und er denkt zuviel darüber nach und wird sentimental und weinerlich, aber er ist jetzt *der* Experte in Dissidententum – der Mann, der sich für die Freiheit geopfert

und Söhne großgezogen hat, die sich für die Freiheit geopfert haben –, und seine Probleme haben ihn zu einer Art lokaler Autorität gemacht. Auf seiner abendlichen Runde durch die Schmidtschen Häuser geben ihm seine Cousins einen Schnaps aus und lauschen seinen Geschichten und nicken tiefsinnig, wenn er verkündet, daß er jetzt Grüner oder Sozialdemokrat ist oder die Christdemokraten wählt, weil Ostdeutschland Geld braucht, oder den Unabhängigen Frauenverband, weil Ostdeutschland Feminismus braucht, oder dem Neuen Forum beitreten und helfen will, Rostock zu regieren. Er schreibt seiner Frau Briefe und bittet sie, nach Hause zurückzukommen, und schreibt dem Gerechtigkeitsausschuß in Rostock Briefe und bittet um Hilfe bei der Rückgabe seines Seefahrtsbuches, und er verbringt seine Abende damit, die Fotos in einem alten Familienalbum neu zu ordnen. Er war ein gutaussehender Mann, aber jetzt wird sein blondes Haar grau, und seine blaßblauen Seemannsaugen werden schlecht und trübe vom Schnaps und scheinen etwas ganz weit weg Liegendes zu suchen. Er ist oft verwirrt. Seit neuestem taucht er manchmal mit einem Koffer in Hamburg auf oder in seiner alten Wohnung in Rostock. Er geht einfach in die Wohnung, wo Hannelore und ihr Freund – ein netter, stattlicher Buchhalter aus dem Viertel – schlafen, und fängt an, über den Tag 1981 zu reden, als sie am Strand ein Picknick gemacht haben, oder über das Wiedersehen mit Peter 1987 in Prag. Außer Peter hat keiner das Herz, ihn wegzuschicken.

Die Familie nennt ihn nicht mehr Papa. Sie nennt ihn jetzt »armer Papa«. Jeden Tag gleitet er ein bißchen tiefer in den Traum, daß die Stefan Schmidts eine glückliche Familie sind. Er sitzt am Tisch im Wohnzimmer seiner Mutter – an einem ovalen Mahagonitisch, auf dem die Aussteuerdecke aus Damast liegt, die seine Mutter mit fünfundachtzig in einem Topf auf dem Holzfeuer kocht, bleicht und mit einem alten Bügeleisen bügelt – und ißt zum Frühstück Landeier und Leberpastete aus der Dose von den Restbeständen des Meißner Familienporzellans, und dann liest er laut aus der *Ostseezeitung* vor, als ob die ganze Familie anwesend sei und nicht nur eine alte Frau, die lieber die *Neue Deutsche Bauernzeitung* liest und ohnehin taub ist. Die *Ostseezeitung* ist das kommunistische Lokalblatt. Früher war sie »das offizielle Parteiorgan«, jetzt firmiert sie als »die Unabhängige im Norden« und verzerrt die Nachrichten nur noch gelegentlich.

Die Deutsche Seereederei in Rostock – die staatliche Schiffahrtsgesellschaft – versorgte die Stasi mit Unterlagen über jeden Ostdeutschen, der je zur See fuhr. Als die Leute vom Neuen Forum das Hauptquartier der Stasi in Rostock besetzten, fanden sie dreihunderttausend Akten von Seeleuten – und Stefan Schmidt will seine sehen. Einhundert Seeleute, die wegen »Westkontakten« das Recht verloren, weiter zur See zu fahren, haben ihre Akten

schon dem Gerechtigkeitsausschuß übergeben und ihre Entschädigung bekommen – bis zu drei Jahresgehältern –, aber angesichts des wirtschaftlichen Niedergangs der Seeschiffahrt, ohne Aussicht auf Besserung, haben sie keine großen Chancen, ihre Jobs wiederzukriegen. Einer dieser Seeleute verlor seine Reisepapiere, weil er eine Postkarte an eine Frau schickte, die er in einem thailändischen Hafen kennengelernt hatte, ein anderer, weil er eine Geburtstagskarte an einen Engländer schrieb, den er in einem angolanischen Hafen getroffen hatte; ein dritter, weil er mit einer Frau verheiratet war, die einen Brief an einen Westdeutschen schrieb, der 1952 zu einem Wochenendbesuch da war, und wieder ein anderer, weil er von einem ihm unbekannten Verwandten in Amerika, der ihn ausfindig gemacht hatte, einen Brief bekam. In Rostock gab es dreitausend Stasileute, die Briefe und Denunziationen lasen, und Stefan Schmidt ist den Verdacht nie losgeworden, daß sie zwei Weihnachtskarten abgefangen haben, die er an einen englischen Soldaten geschrieben hat, der ihn, als er 1945 von Bayern aus nach Hause gelaufen ist, ein Stück im Auto mitgenommen hatte. Der Pastor, der Peter und seinen Bruder konfirmiert hat, sitzt in der Seeleutekommission des Gerechtigkeitsausschusses und könnte die Akte für ihn einsehen. Aber der Pastor muß zuvor noch dreihundert andere Fälle berücksichtigen, und er hat keine Zeit, seine Kirche zu managen, den neuen Volkswagen fahren zu lernen, den er gerade von einer Schwesterkirche in Westdeutschland bekommen hat, *und* die langen Briefe zu beantworten, die Stefan Schmidt ihm immer dann schickt, wenn er seine Unterlagen durchgegangen ist und über seine Probleme nachgedacht hat. Der anthroposophische Prediger hätte sie auch einsehen können, aber im Winter ist er zu einer Rudolf-Steiner-Konferenz nach Wiesbaden gefahren und, sagt die Familie, war so aufgeregt, im Westen zu sein und mit anderen Anthroposophen zu reden, daß er mitten in einer Podiumsdiskussion tot umgefallen ist.

Oma – alle nennen Peters Großmutter Oma – sitzt kerzengerade am Tisch, liest die *Bauernzeitung*, pafft eine Karo nach der anderen und sieht zu, wie Stefan seine Briefe schreibt, und sagt ihm, er soll von diesem neuen Deutschland keine Wunder erwarten. Sie erinnert sich an die Inflation nach dem Ersten Weltkrieg und an die Inflation nach dem Zweiten Weltkrieg, und wie beide ihre Ersparnisse kaputtgemacht haben, und sorgt sich, was jetzt passiert, »nach den Russen«. Sie hatte nie was gegen die Russen. Sie sagt, sie hatte Angst, bevor die Russen kamen. Alle liefen herum und schrien: »Die Russen kommen!« und versteckten das bißchen Essen, das sie hatten, aber die Russen stiegen von einem großen Lastwagen und schüttelten allen die Hand, und ihr schlimmstes Verbrechen in Baumberg war, daß sie mit gezückter Waffe vier Fahrräder mitnahmen. Erich Schmidt, der Cousin, der

1945 seine Braut abgeholt hat und nach Baden-Württemberg gegangen ist, will zurückkommen und sein Land übernehmen, und Oma weiß nicht, was aus der Familie wird, wenn die LPG zumacht und aus ganz Deutschland Schmidts kommen und ihr »Erbe« beanspruchen. Sie möchte »in Frieden« sterben, sagt sie, und genug Ersparnisse für einen schönen Sarg übrighaben. Es beunruhigt sie, daß auf dem Markt in Wismar Tomaten bis zu achtzehn Mark das Kilo kosten und ein Blumenkohl, den man früher für eine Mark fünfzig kriegte, jetzt acht Mark fünfzig kostet. Einen Liter Milch gibt es in Wismar immer noch für sechzig Pfennig, aber jenseits der Grenze in Schleswig-Holstein ist der Preis fast doppelt so hoch, und Oma hat Angst, daß er in ein paar Monaten zu Hause dasselbe beträgt. Sie erinnert sich an die Preise von 1929, als die Zeiten in Mecklenburg so schlecht waren, daß sie und ihr Mann den Hof verlassen und in Hamburg arbeiten mußten. Ihr Mann fand eine Anstellung als Autoverkäufer – er verkaufte Opel, Mercedes, Wanderer, Horch, Audi, Hanomag, Hansalloyd, die ganzen alten deutschen Autos –, und Oma betrieb eine Pension an der Alster, und sie gingen erst wieder nach Hause, als Hamburg bombardiert wurde.
Stefan ist in Hamburg geboren. Neuerdings sagt er gern, daß er »aus Hamburg« ist. Wenn er jetzt mit seinen Koffern in Hamburg auftaucht und davon redet, daß er »nach Hause kommt«, versteckt sich Peter meist in seinem Zimmer und kommt erst wieder heraus, wenn er weiß, daß sein Vater weg ist. Peter mag nicht, daß sein Vater nach Hamburg kommt. Er sagt, er macht seinen Vater nicht für das verantwortlich, was er getan hat. Er versteht seinen Vater. Er versteht, daß »das System verantwortlich« ist und daß sein Vater sich nicht bei ihnen allen entschuldigen kann, weil das System ihn kaputtgemacht hat. Das System hat ihn zum Feigling gemacht.

Als Peter dieses Frühjahr nach Baumberg gekommen ist, versammelte sich die Familie im Haus des Cousins Arnulf und lauschte atemlos der Geschichte seiner Flucht. Sie machten Oh und Ah, als Peter durch die frostklare Januarnacht radelte und dem Pfad an einem Bach entlang zur Küste folgte und die Lichter von Lübeck sah. Sie schnappten nach Luft, als die Leuchtraketen hochgingen, und hielten den Atem an, als Peter hinter dem Busch in der Falle saß und die Polizisten dicht an ihm vorbeigingen und über die Hunde redeten. Aber Peter merkte, daß sie enttäuscht von ihm waren, sie behandelten ihn sogar ein bißchen überheblich. Leute, die in den Westen gingen, wurden reich und kamen in BMWs nach Hause und trugen italienische Blousons und amerikanische Cowboystiefel, und da saß Peter Schmidt, der mit einem nach Osten fahrenden Reporter nach Baumberg hatte trampen müssen und Jeans vom Flohmarkt und ein ausgebleichtes T-Shirt trug

und weder Jacke noch Pullover gegen die Kälte besaß. Peter war arm. In den Augen der Baumberger Schmidts war er voll Stolz gegangen, und jetzt konnte er nichts vorweisen. Wenn sie ihn nach dem Westen fragten, sagte er: »Ich will den Westen loswerden. Der Westen ist am Ende. Der Westen zerstört Beziehungen.« Als sie ihn nach seinem Cousin Erich fragten, der nach Hause gekommen war, um einen Hof zu fordern, sagte er, Cousin Erich sei unmoralisch, das Privateigentum habe Cousin Erich aggressiv gemacht, und wenn Erich Schmidt ein Feld betrachte und sage, »das gehört mir«, sei er keinen Deut besser als Helmut Kohl, der auf Ostdeutschland sehe und sage, »das gehört mir«, oder Volkswagen oder die Allianz oder die Deutsche Bank oder eine andere große Bundifirma, die sage, »das gehört mir«. Als sie ihn nach sich selbst fragten, zuckte er mit den Schultern und sagte, er nehme sich so oder so nicht wichtig. Vierzig Jahre lang waren sie arm gewesen und hatten aus dem Kommunismus das Beste gemacht, und jetzt freuten sie sich auf ein bißchen Vergnügen und ein bißchen Geld, und Peter machte sich mit seiner Gleichgültigkeit über ihre Armut lustig.

Das politische Gefängnis in Cottbus liegt knapp hundert Kilometer südöstlich von Berlin an der polnischen Grenze. Es ist ein massiger Ziegelsteinkomplex mit hohen, vergitterten Fenstern. Auf den Mauern sind Stacheldraht und Glasscherben, und als Peter dort war, liefen Polizeihunde daran entlang, und auf den Wachtürmen standen Wachen mit Kalaschnikows. Der Kaiser hatte Cottbus errichten lassen, und die Nazis hatten es »gesichert«, und als die Kommunisten es erbten, brauchten sie neben dem Eingangstor nur noch ein Feinkostgeschäft hinzusetzen, damit Mütter wie Hannelore bei ihren monatlichen Besuchen in Versuchung gerieten, Geld für Schinken und teure Pralinenschachteln auszugeben. Peter sagt, daß das Leben im Gefängnis nicht viel anders als sonstwo in der DDR war. Das Gefängnis war allerdings »interessanter«. Das Gefängnis war Phantasie und gleichzeitig Geschichte, und er mochte die Leute dort. Mit den Kriminellen hatte er nicht viel zu tun. Er sagt, die Kriminellen waren in Cottbus von den anderen getrennt. Sie wurden besonders behandelt und hatten Vergünstigungen – häufiger Besuche und mehr Essen und die leichten Gefängnisarbeiten, wie in der Wäscherei oder beim Essenausteilen. Peter lernte die politischen Gefangenen kennen. Sie hatten gelbe Streifen an Ärmeln und Hosen, und sie waren alle dort, sagt er, »mit der Überzeugung, daß sie unschuldig waren«. Sie lebten in großen Zellen – in Peters Zelle waren zwölf Gefangene – und redeten viel darüber, was es heißt, Ostdeutscher zu sein. In Rostock hatte Peter niemanden gekannt, der über Ostdeutschsein redete. Er hatte niemanden gekannt, der überhaupt darüber redete, Deutscher zu sein. Die ganzen

Gespräche, die er in Rostocker Gruppen gehört hatte – im Freien Deutschen Gewerkschaftsbund, in der Freien Deutschen Jugend und all den anderen Gruppen –, gingen darum, wie man Jungen wie Peter in das, was »die sozialistische Gemeinschaft« hieß, integrieren konnte. Seine Freunde im Gefängnis waren Dissidenten und Freigeister und Intellektuelle. In seiner Zelle waren ein Theologiestudent, ein Bühnenbildner und ein Kellner, der den ganzen Kant und Hegel gelesen hatte, und ein Rostocker Werftarbeiter mit Ohrring und Tätowierung, der davon träumte, nach Kreuzberg oder Neukölln in Westberlin zu ziehen, mit den *Autonomen* in einer Wohngemeinschaft zu wohnen und im Dunst von Marihuana und Gemeinschaftsgefühl Musik zu hören und den lieben Gott einen guten Mann sein zu lassen. Peter lernte während der elf Monate in Cottbus fünf Rostocker kennen, aber Max, den mit dem Ohrring, mochte er am liebsten, weil er »weder links noch rechts, sondern gesund« war, und sie hielten zusammen.
Peter beschloß, auch gesund zu werden. Er hörte auf zu rauchen, und dann hörte er auf, Fleisch zu essen, und las ein Buch über Makrobiotik und versuchte, »makrobiotisch« zu überlegen, was man der schrecklichen gebratenen, pampigen Gefängniskost entgegensetzen konnte. Das einzige, was er im Gefängnis vermißte, war der Kaffee von seiner Mutter – frischgemahlen und gefiltert und dampfend in einer Porzellantasse serviert. Heute sagt er, die Erfahrung war wegen der Kameradschaft, des Gefühls der Zusammengehörigkeit und der Überlegenheit so befriedigend. Er erfuhr zum erstenmal, was echte Kameradschaft ist. Davor hatte er immer Angst gehabt zu reden. Er hatte Angst gehabt, mit einem anderen Lehrling in einer Kneipe ein Bier zu trinken und ihm zu erzählen, daß er die DDR verlassen wolle, und dann stellte sich vielleicht heraus, daß es der *falsche* Lehrling war. Er hatte Angst gehabt, denunziert zu werden und an einem Ort wie Cottbus zu landen, deshalb war er der Auffassung gewesen, je weniger Freunde er hatte, derentwegen er Angst haben mußte, desto weniger hatte er zu verlieren. Aber im Gefängnis war es wie in dem Volkslied »Die Gedanken sind frei« – im Gefängnis waren die Gedanken frei, und das Gespräch war frei, und die politischen Gefangenen redeten die ganze Zeit miteinander. Beim Hofgang sahen sie durch ein Eisentor auf der anderen Straßenseite die Neonschrift der Fabrik, die das *Neue Deutschland* druckte, und sie versuchten sich zu erklären, wie die Deutschen solches Elend gleichzeitig verursachen und durchleiden konnten, und Peter sagt, daß er zum erstenmal »die Schwere der deutschen Erfahrung« spürte. Er wollte etwas über Geschichte lesen, weil er mittlerweile wußte, daß in Ostdeutschland einzig und allein die Geschichte dessen anerkannt wurde, was in der deutschen Vergangenheit angenehm oder fruchtbar oder progressiv war. Er wollte etwas über Philosophie lesen,

wie der Kellner, weil in Ostdeutschland einzig und allein die Philosophie von Marx und Lenin anerkannt wurde. Aber in der Gefängnisbücherei gab es keine richtige Geschichte des Krieges und weder Kant noch Hegel. Es gab billige Romane und Agitprop und die Bibel, in einer Schublade versteckt. Peter betrachtete sich nicht als Christen – außer dem Theologiestudenten war keiner in der Zelle praktizierender Christ –, aber der Student hatte die Erlaubnis, die Schublade zu öffnen und die Bibel mit aus der Bibliothek zu nehmen, also entschied sich die Zelle, die Bibel zu studieren, einfach nur um sich die Zeit zu vertreiben und zu sehen, ob vielleicht etwas darin stand, womit man dieses Problem, Ostdeutscher zu sein, erklären konnte. Jeden Abend nach dem Essen lasen sie die Bibel. Sie waren alle der Meinung, daß das Gefängnis der rechte Ort war, die Bibel zu lesen, weil die ganze Bibel davon handelte, wie man mit Menschen umging, und das tat man ja im Gefängnis, mit Menschen umgehen.

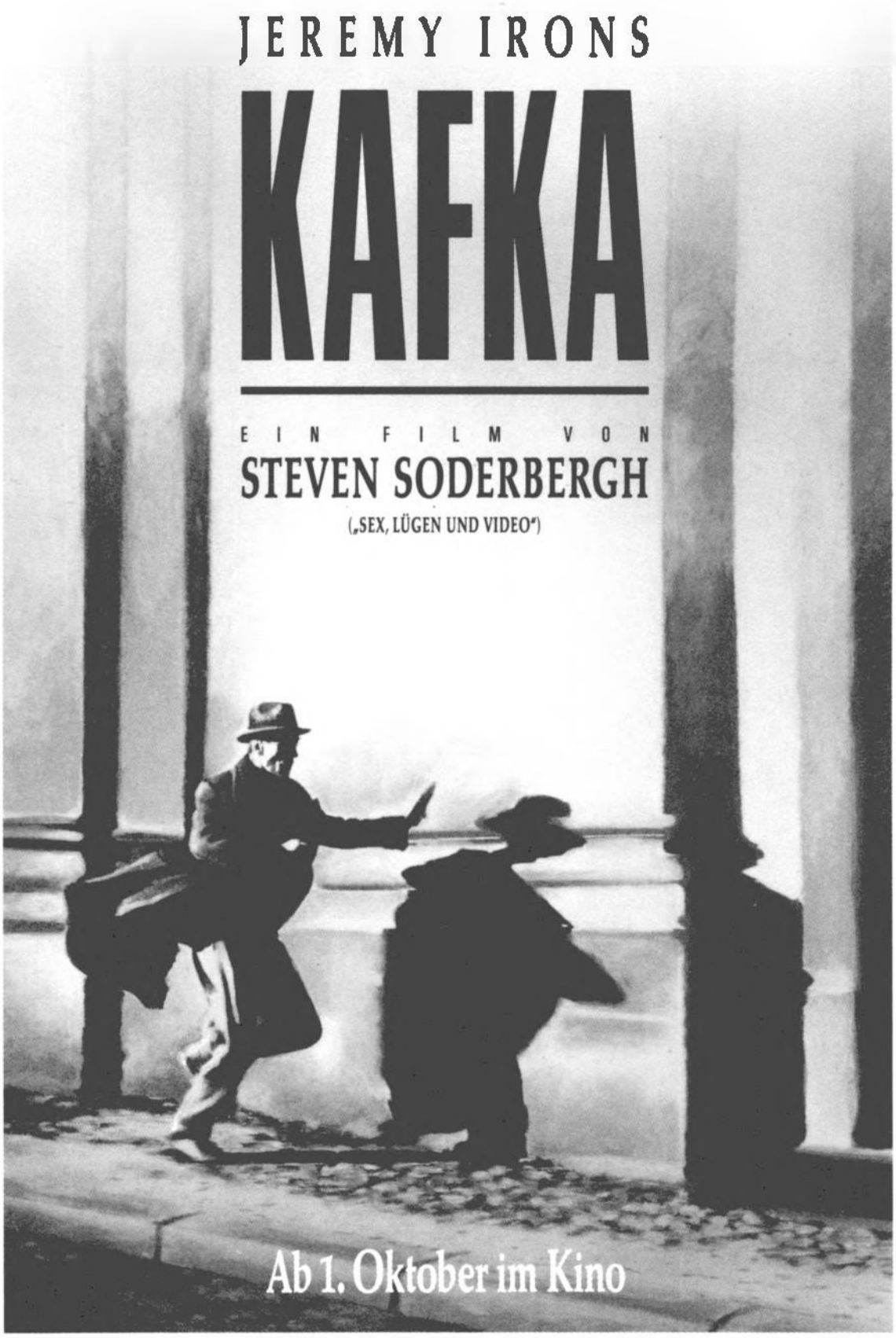
Peter gefiel die Bibel. Er sagt, sie vermittelte ihm den Gedanken, daß das Christentum und der Kommunismus eine Menge gemeinsam hatten – daß »sie in ihrer reinen Form sehr gleich und sehr gut waren, Gemeinschaft hinten und vorn; aber in der Praxis, wenn es darum ging, was man mit Abtrünnigen machte, waren beide brutal«. Er dachte, wie doch alles politisch war, alles mit Macht zu tun hatte. Und er dachte über Widerstand nach. Er selbst leistete Widerstand, indem er nicht mehr arbeitete. Morgens ging er in die Gefängnisfabrik und nahm seinen Platz am Fließband mit ein paar hundert weiteren politischen Gefangenen ein, deren Aufgabe es war, Plastikteile für den staatlichen Pentacon-Kamerabetrieb auszustanzen, und dann tat er nichts. Acht Stunden am Tag tat er nichts. Seine Schicht mußte zehntausend Teile am Tag produzieren, und die Gefangenen, die hart arbeiteten, um die Teile herzustellen, bekamen Bohnenkaffee, und die Gefangenen, die das nicht taten, kriegten Einzelarrest, und Peter sagt, das wahre Opfer war der Kaffee. Seine Freunde deckten ihn. Der Theologiestudent sagte, er sei »genau wie Gandhi«, und Max sagte, er sei zerbrechlich und genau wie Jesus, und der Kellner sagte, das mit dem Kaffee begreife er. Sie schoben ihm am Fließband Teile zu. Sie erzählten den Wachen, er sei krank und dürfe eigentlich überhaupt nicht arbeiten. Sie machten ihn zu ihrer Sache – zu einer Art Maskottchen –, weil er so viel jünger war als sie und auf eine ihrer Ansicht nach erstaunliche, instinktive, *natürliche* Weise protestierte. Er lehrte sie, daß Menschen *von Natur aus* politisch sind. Er war Lehrling gewesen, ohne Kontakte mit den Oppositionellen oder Intellektuellen in seiner Stadt, und dennoch wußte er alles über die »Strategie des passiven Widerstands«. Max sagte zu ihm, er sei stolz, daß das Volk ein »Gewissen des Volkes« hervorbringen könne.

Peter genoß seine Berühmtheit. Er genoß sie so sehr, daß er sogar ein wenig enttäuscht war, als ihn die Wachen eines Tages holten und ihm seine Jeans und seine Motorradjacke zurückgaben und ihm sagten, er komme nach Westdeutschland. Am 2. April 1985 überquerte Peter die Grenze in einem Buskonvoi mit siebzig politischen Gefangenen und, glaubt er, ein paar untergeschobenen Kriminellen. Der Konvoi fuhr von Karl-Marx-Stadt aus los und lud die Gefangenen in einem Flüchtlingsheim in der Nähe des Notaufnahmelagers Gießen ab, wo ihnen Sozialarbeiter des Ministeriums für Innerdeutsche Beziehungen zu ihrer Freiheit gratulierten und jedem einhundertfünfzig Mark gaben und sie fragten, wo sie wohl gern leben möchten. Als die Sozialarbeiter sich an Peter wandten, sagte er, es sei ihm egal, wo er lebe. Er sagte ihnen, seiner Meinung nach sei eine Stadt so gut wie die andere – Städte seien alle gleich. Er habe keine Illusionen über den Westen. Er wisse, daß der Kapitalismus schlimmer als der Kommunismus nicht sein könne, aber er erwarte nicht, daß er im Westen glücklich werde, ja, nicht einmal sehr ausgeglichen. Sie fragten, was er mit »ausgeglichen« meine. Er sagte: »Hm, wissen Sie, spirituell und makrobiotisch ausgeglichen.« Dann sagten sie, *irgendwohin* müsse er gehen. Sie sagten, er solle einfach einen Ort auswählen. Deshalb schrieb er Hamburg auf, weil es am Wasser war wie Rostock, und er dachte, daß es vielleicht ein wenig von dessen Atmosphäre habe – etwas von dem ostdeutschen Feeling, schmutzig und eng. Fritz Kepel, sein einziger Freund aus der Werkstatt, hatte mit seiner Familie die DDR verlassen, und *sie* hatten sich für Hamburg entschieden, also dachte er, daß es einen Versuch wert sei. »Was mir gefällt? Ich bin ein typischer Ostdeutscher«, sagte er zu dem Sozialarbeiter, der seine Dringlichkeitsbescheinigung für das Hamburger Wohnungsamt ausfüllte. »Ich kann sagen, was mir nicht gefällt, aber nicht, was mir gefällt.«

Einen Tag später hatte er ein Zimmer in einem Übergangshotel in Ohlsdorf, in der Nähe des Hamburger Friedhofs. Er hatte einen kleinen Kassettenrecorder, Kassetten von Pink Floyd, Grace Slick und den Grateful Dead, Kaffeekanne und Filter und zweihundertundfünfzig Gramm Jacobs Fein und Mild. Er hatte alles, was er brauchte, bis jemand käme und ihm sagte, was er tun solle.

Frühjahr 1990

Aus dem Amerikanischen von Sigrid Ruschmeier



• PRICEL präsentiert eine BALTIMORE PICTURES Produktion JEREMY IRONS in KAFKA •
THERESA RUSSELL JOEL GREY IAN HOLM JEROEN KRABBE mit ARMIN MUELLER-STAHL und ALEC GUINNESS
WALT LLOYD CLIFF MARTINEZ LEM DOBBS PAUL RASSAM MARK JOHNSON STUART CORNFELD HARRY BENN STEVEN SODERBERGH

N E U E R S C H E I N U N G E N 1 9 9 2

Savyon Liebrecht

Äpfel aus der Wüste

Erzählungen
Aus dem Hebräischen von Stefan Siebers
DM 36,–

Savyon Liebrecht ist in Israel eine bekannte, mehrfach ausgezeichnete Schriftstellerin. Das vorliegende Buch ist ihre erste Publikation in einer fremden Sprache. Ein bewegtes, vielschichtiges Bild vom Leben in Israel entsteht.
»Savyon Liebrechts Erzählungen sind histologische Schnitte durch das empfindliche Gewebe einer Gesellschaft, die kaum Gelegenheit hatte, zu sich selbst zu kommen.«
(Ursula Krechel)

Hazel Rosenstrauch

Beim Sichten der Erbschaft

Wiener Bilder für das Museum einer untergehenden Kultur
Eine Nacherzählung
DM 24,–

Zitat: »Welch großes Geschenk dem deutschen Volk damit gemacht wurde, daß Kommunisten inzwischen nur noch mit den Funktionären, den Mächtigen, Korrupten und Verfolgern im sowjetischen Block gleichgesetzt werden, ist noch gar nicht zu ermessen.«

Wenn Sie mehr wissen wollen: Das Buch ist ab Oktober im Handel!

persona verlag • Augustaanlage 39 • D-6800 Mannheim 1
FORDERN SIE DAS KOSTENLOSE GESAMTVERZEICHNIS AN!

Sonja Margolina
Die Taucherkrankheit

Vor einiger Zeit mußte ich einen Bekannten zum Flughafen Schönefeld begleiten. Unterwegs gerieten wir in einen Stau, fühlten uns entsprechend gestreßt und befürchteten, es nicht mehr rechtzeitig zum Abflug zu schaffen. Als wir schließlich das Flughafengebäude betraten, wo einem die Gerüche des Sozialismus noch immer in die Nase steigen, stellte sich heraus, daß das Einchecken noch gar nicht begonnen hatte, eine riesige Menschenschlange mit Koffern und Kisten bäumte und wand sich in der Abfertigungshalle. Die sinnlose Hetze und die Anspannung hatten mich aggressiv gemacht: am liebsten hätte ich jemanden umgebracht. Der einzige Ausweg aus dieser terroristischen Stimmung war das, was den Menschen, die in einem repressiven System aufgewachsen sind, am Ende immer bleibt, der Humor. »Das Ding da vorn ist bestimmt ein Robotron«, sagte ich zu meinem Begleiter auf russisch. Da er aber keine Ahnung hatte, was dieses Wort bedeutet, blieb mein Witz sinnlos in der Luft hängen. Aber jemand anderes aus der Schlange reagierte und bemerkte in recht gutem Russisch: »Robotron hat ausgezeichnete Computer gebaut, der da vorn stammt sicher aus dem Westen.« Mein Witz war damit zu mir zurückgekehrt, und ich lachte. Der beleidigte DDRler, der bei der Angehörigen des ehemaligen Großen Bruders kein Mitgefühl gefunden hatte, zog sich resigniert zurück. Auf dem Nachhauseweg versuchte ich, mir meine Eindrücke bei Begegnungen mit DDR-Intellektuellen in Erinnerung zu rufen.

Als ich 1988 begann, für die Berliner Presse zu schreiben, mußte ich meine Texte aus dem Russischen übersetzen lassen. Durch die Nähe zu Ost-Berlin war es möglich, Kontakte mit DDR-Übersetzern zu knüpfen. Sie waren alle nette und hilfsbereite Menschen, sprachen gut, wenn nicht perfekt russisch. Damals hing ich der Illusion an, daß die Ostdeutschen durch ihre engen Beziehungen zur Sowjetunion ein Gefühl für die Sprache und die Lebensumstände entwickelt hätten und daß deswegen ihre Übersetzungen authentischer sein müßten. Als ich meinen ersten Text zurückbekam, hatte ich ganz im Gegenteil den Eindruck, daß da etwas nicht stimmte. In der Übersetzung war meine Persönlichkeit verwischt, meine Ausdruckskraft verschwunden,

und der Text war platt geworden, um nicht zu sagen: eine Pleite. Schlimm genug, daß sozialistische, im Westen inzwischen ungebräuchliche Begriffe wie Basis, Überbau usw. und typische DDR-Termini verwendet wurden, aber das eigentlich Deprimierende waren die gezielten Versuche, mir meine Erfahrungen wegzunehmen und sie durch eigene zu ersetzen. Es blieb nicht bei einem Einzelfall. Meine Ausdrücke wurden so lange abgemildert, bis sie harmlos klangen und nichts und niemanden verletzten; die Regeln des sozialistischen Realismus waren so verinnerlicht worden, daß sie nicht nur die Sprache, sondern auch die Empfindungen steuerten. »Die wissen nicht, was leiden ist«, sagte einmal ein Redakteur zu mir. Das ist nicht wahr, und dennoch konnten diese Ost-Übersetzer Offenheit und Schärfe nicht einmal in Texten ertragen. Es gab also zwei deutsche Sprachen: in solch feinen Unterschieden kam die Verschiedenheit der Kulturen und Mentalitäten zum Ausdruck. Aus Verzweiflung und Angst, daß ich meine Texte selbst nicht mehr wiedererkennen würde, habe ich angefangen, auf deutsch zu schreiben – so gut ich eben konnte. Diese ersten Erfahrungen haben mich sensibler für Unterschiede gemacht, die nach dem Fall der Mauer noch offensichtlicher geworden sind.

Der wichtigste Begriff, der bei fast allen Intellektuellen aus dem Osten auftaucht, ist der »dritte Weg«. Darin drückt sich allerdings nicht ein Bedürfnis nach Veränderungen aus, das von den ganz realen Mißständen der augenblicklichen ökonomischen Entwicklung herrührt. Der Begriff »dritter Weg« meint vor allem die Vision einer Gesellschaft, in der alle Widersprüche gelöst wären, anders gesagt: einen Sozialismus, der noch nicht errichtet wurde, im Unterschied zum realexistierenden aber tatsächlich existiert, allerdings in den Köpfen. Anders gesagt: Die Utopie war deshalb nicht verwirklicht worden, weil die bösen Kommunisten sich nur für ihre Privilegien und die bösen Kapitalisten sich nur für Reichtum und Konsum auf Kosten der Dritten Welt interessiert hatten.

Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einer Frau, die früher als Dokumentarfilmerin gearbeitet hat. Für sie war vieles an der DDR gut, sie hatte keine Angst vor der Stasi und konnte fast alles drehen, was sie wollte. Manchmal hatte es so etwas wie Zensur gegeben, aber damit hatte sie sich abgefunden. Seit langem verschickt sie Bewerbungen, handelt sich aber überall nur höfliche Absagen ein. »Bei uns«, sagte sie, »war es die SED, hier sind es die Bürokraten und Schurken, und Arbeit bekommt man hier nur über Beziehungen, klar, daß ich keine Chance habe. Das System hier ist auch nicht besser, gucken Sie nur mal die Hermannstraße an.« Mit viel Mühe rief ich mir ein Bild der Hermannstraße ins Gedächtnis. Was war daran Besonderes? »Haben Sie die Schaufenster gesehen, was es da alles gibt? Kein Mensch

braucht diesen ganzen Luxus, das ist doch Selbstmord. Der Kapitalismus führt in die Sackgasse. Wir müssen anders leben, Arbeit gibt es für alle, man muß sie nur richtig verteilen, die Menschen hier sind genauso korrupt wie früher bei uns.« Sie hat mir auch verraten, daß sie mit den Westfilmen nichts anfangen kann und sich nur sowjetische Filme ansieht, die geistreicher seien und weder Pornographie noch Gewalt enthielten. Aha, habe ich mir gesagt, Arbeit gibt es für alle. Was für Drehbücher sie wohl an die Westproduzenten geschickt hat? Im übrigen solidarisiere ich mich mit ihr gegen die Schaufenster, allerdings dadurch, daß ich sie gar nicht mehr wahrnehme. Als ich nach West-Berlin kam, ging ich immer mit abgewandtem Kopf durch die Straßen, bis ich schließlich Halsschmerzen bekam, außerdem haßte ich Plastiktüten, Bierdosen und die stinkenden Autos – alles Anzeichen für einen baldigen Kollaps der Modernisierung.

Es wäre allerdings falsch zu behaupten, daß nur Menschen, die ihren sozialen Status eingebüßt haben, Abwehrreaktionen gegen den Westen entwikkeln. Auch diejenigen, die ihren Status behalten haben, fühlen sich durch den Westen bedroht und mißachtet.

Ich habe mich immer gefragt, warum das Interessante an den Wessis die Unterschiedlichkeit ist, an den Ossis hingegen die Ähnlichkeit. Diese Ähnlichkeit ist – bei allen individuellen Differenzen – nicht zufällig, sie verweist auf ein spezifisches Sozialverhalten, das sich im Sozialismus herausgebildet hat. Die Russen und Polen, die in der DDR lebten, waren immer der Überzeugung, die DDR sei das einzige Land des Ostblocks, in dem die sozialistischen Theorien tatsächlich verwirklicht wurden. Das, was Lenin mit proletarischem Staat meinte, sei in Ostdeutschland Realität. Kurz, hier seien Theorie und Praxis tatsächlich eins geworden. Mit solchen Einschätzungen sollte man allerdings vorsichtig umgehen, da sie auch Ausdruck der Ressentiments sind, die oppositionell gesinnte Ausländer, die zu Hause ihre je eigenen nationalen Sozialismen hatten, gegenüber dem »perfekten« deutschen Sozialismus empfanden. In dieser Distanzierung klingt auch ein kaum begründetes Überlegenheitsgefühl mit und die vielen Klischees über die Mittelmäßigkeit, die Diszipliniertheit, den preußischen Gehorsam und die Liebe zum »Melden«, das gar keine Stasi brauchte, sondern auf der Basis der freiwilligen Staatstreue funktionierte. Bei den Russen kommt noch der Stolz auf die Perestroika dazu und die Überzeugung, daß das Honeckerregime ohne Gorbatschow noch jahrzehntelang vor sich hin vegetiert hätte. Diese »Feindbilder« entstanden aus dem Bedürfnis, die eigene Misere zu relativieren. Heute wissen wir, daß sich auch beim KGB zig Millionen IMs »meldeten«: wohl kaum ein Grund für Überheblichkeit.

Und doch war dieser Staat im Hinblick auf die soziale Gleichheit und die

soziale Fürsorge (dank westlicher Hilfe und dank billiger Rohstofflieferungen aus der Sowjetunion) tatsächlich so etwas wie eine verwirklichte Utopie. In der Atmosphäre des Kalten Krieges und unter Ausnutzung der Opposition der beiden Systeme bedeutete diese Verwirklichung zugleich die Abschaffung der Wirklichkeit. Dialektisch genug! Zwar traf das für fast alle osteuropäischen Staaten zu, aber nur in der DDR ist es zu einem Leben in der Utopie gekommen. Die DDR-Menschen mußten kein zutreffendes Bild von den eigenen Fähigkeiten entwickeln, sie mußten kein Risiko eingehen. Die totale Abhängigkeit vom Staat bedeutete zugleich die Befreiung von Eigeninitiative, von Individualisierung. Auch die Intellektuellen hatten der Staatsideologie wenig entgegenzusetzen, weil sie im Grunde dieselben Götter anbeteten. Es ist kein Zufall, daß das DDR-Dissidententum so schwach und unbedeutend war, daß es so wenige Persönlichkeiten gab, die bereit waren, ein Risiko einzugehen, und so viele, die vom Regime profitierten, wobei sie sich immer als seine Opfer fühlten. Die Intelligenzija wollte das Volk erziehen und die Moral der Regierenden verbessern, um auf der Basis kommunistischer Werte eine Harmonie zwischen Staat und Untertanen herzustellen.

In dem aufschlußreichen Essay »Die prophetische Tradition« (*die tageszeitung*, 1. 2. 1992) beschäftigt sich der Autor Boria Sax mit der Rolle der Schriftsteller in der DDR-Gesellschaft. Ihr missionarischer Eifer, schreibt er, erkläre sich aus der deutschen romantischen Tradition, die durch das marxsche Epos vom Klassenkampf sanktioniert worden sei. Der Glaube an die kommunistischen Ideale sei hierzulande nie ernsthaft erschüttert worden, er »blieb bis zum Ende des Regimes eine genuine Quelle der Inspiration«. Daraus erkläre sich die Schwäche der Opposition und die Tatsache, daß sie nur sozialistisch sein konnte: dem realexistierenden Sozialismus wurde immer wieder das Projekt Sozialismus entgegengehalten. Im Unterschied zu anderen Ländern des Ostens, wo der Westen quasireligiös verehrt wurde, blieb in der DDR »eine spätromantische Tradition des Marxismus eine Religion«.

Man muß das, was für eine kleine Gruppe von Schriftstellern gilt, nicht unbedingt auf die ganze Schicht der Intellektuellen übertragen. Aber man sollte auch nicht vergessen, daß die Schriftsteller in sozialistischen Gesellschaften als geistige Elite galten, als die Bewahrer der moralischen Normen und Orientierungen, vor allem wenn sie die »ewige Wahrheit« verkündeten und sich als Opfer des Regimes stilisierten. Ich will nicht verallgemeinern, dazu waren meine Kontakte mit DDR-Intellektuellen zu sporadisch, aber diejenigen, mit denen ich sprach, waren bewußt oder unbewußt Sozialisten mit DDR-Prägung. Was das bedeutet, kann man am Beispiel von Stefan

Heym zeigen, der in seinem *Zeit*-Interview als Regimekritiker auftrat. Der Ausgangspunkt seiner Kritik ist die Vorstellung, daß aus dem Traum, dem Ideal – wenn man richtig damit umgeht – die perfekte Wirklichkeit geboren wird. Die Idee des Kommunismus ist für ihn Realität, die Realität aber ist die Fälschung dieser Idee. Mit Hilfe des Begriffs »realexistierender Sozialismus« würde die Realität gegen die Projektionen ausgespielt und mit ihnen gleichgesetzt. Ich halte diesen Begriff für falsch und gefährlich, er suggeriert, daß es noch einen anderen, real-nichtexistierenden, aber »echten« Sozialismus gibt, man muß ihn nur richtig aufbauen. Daß Ideen objektiviert und der Wirklichkeit zugeschrieben werden, geschieht nicht selten, in dieser Form wurden sie immer wieder zum Gegenstand der Philosophie. In Massengesellschaften entstand daraus eine Art Trivialphilosophie, die sich zur ideologischen »zweiten Natur« entwickelte und für Propagandazwecke mißbraucht wurde. Für Stefan Heym würde die Trennung zwischen geistigem Produkt und Alltagsrealität den Zusammenbruch seiner Weltanschauung bedeuten, was in seinem Alter sicher sehr schwer zu ertragen wäre. Bedauerlicherweise scheinen diese Vorstellungen aber auch bei vielen DDR-Intellektuellen der jüngeren Generation weiterzuexistieren. Das macht das Gespräch mit ihnen so schwierig, führt zu gegenseitigen Frustrationen, weil diese Art zu denken im Westen wesentlich weniger verbreitet ist. Dramatisch wird es, wenn diese Mentalität mit einer anderen zusammenstößt, die sie in Frage stellt. Und das ist jetzt, nach der Wiedervereinigung, geschehen.

Das Problem der sozialistischen Mentalität im allgemeinen ist nicht nur ein vulgärer Hegelianismus, auch nicht ausschließlich die Tatsache, daß die sozialistischen Ideale sich als verlogen erwiesen haben, da es weder Gleichheit noch Demokratie gab, und daß die alltägliche Verdrängung der Realität die Menschen in die Schizophrenie getrieben hat. Die sozialistische Mentalität war eine in der Moderne entstandene Reaktion auf die Moderne, ein Versuch, die alten paternalistischen Tugenden auf kollektivistischer Basis wiederherzustellen. Die sozialistischen Gesellschaften, das versteht sich von selbst, waren auch modern, aber eben ohne eine zivile Gesellschaft, Modernität konnte sich in ihnen nicht entwickeln. Entsprechend weist das Sozialverhalten eines Homo socialisticus noch immer viele Überreste der traditionellen Gemeinschaftsnormen und -vorstellungen auf, der russischen im Fall der Russen, der deutschen im Fall der Deutschen. Nur oberflächlich zugedeckt von der sozialistischen Ideologie, traten sie am stärksten da hervor, wo sie mit einheimischen Traditionen übereinstimmten. Als die DDR-Intelligenzija in die Moderne katapultiert wurde, fiel sie alsbald der Taucherkrankheit zum Opfer, denn intellektuell bedeutete die Öffnung nach Westen so

etwas wie eine phantastische Zeitreise, bei der eine Epoche, die im Westen vierzig Jahre gedauert hatte, innerhalb eines Jahres übersprungen werden mußte. Das Drama der DDR-Intelligenzija besteht darin, daß sie mit modernen Denkformen nichts anfangen kann und diese Formen, zu denen Selbstanalyse, Selbstrelativierung und rationale Organisation des eigenen Lebens gehören, als Erniedrigung und Vergewaltigung seitens des Westens ablehnt. Die einzige Reaktion auf die Moderne scheint dann die Resignation zu sein.

Die Intellektuellen im Westen haben ihrerseits in dieser Situation sehr wenig Sensibilität bewiesen. Sie haben einfach nicht verstanden, daß vor ihren Augen ein einzigartiges Experiment abläuft: eine nicht unbeträchtliche Zahl von Menschen unterschiedlichen Alters wird in eine Gesellschaft überführt, die mit ihren Erfahrungen, Einstellungen, Bedürfnissen nichts zu tun hat. Die neuen Bedingungen werden ihnen aufgezwungen, und sie müssen sich anpassen. Angesichts des trügerischen Bildes von nationaler Einheit und gemeinsamem kulturellen Erbe fällt das besonders schwer. Wenn ein Emigrant aus dem Osten kommt, weiß man hierzulande, daß er einem anderen Kulturkreis angehört und die Sprache kaum beherrscht. Man redet mit ihm voller Rücksicht auf diese sprachliche und kulturelle Distanz, man versucht, gemeinsame Bezugspunkte zu finden und die Fremdheit zu überwinden. Der Emigrant seinerseits weiß nur zu gut, daß er allein »im Regen« steht und sich anstrengen muß, um den Abstand zwischen Prämoderne und Moderne in sich selbst zu überwinden. Er muß seine Persönlichkeit und seine Begabungen so umformen, daß sie von der neuen Gesellschaft gebraucht werden. Jeder andere Weg führt zu Anomie. Für Hannah Arendt, die diese bitteren und gleichzeitig befreienden Erfahrungen als Flüchtling in Amerika gemacht hat, war Exil ein Sinnbild jener Reise, die die Menschen unternehmen müssen, um erwachsen zu werden, um sich aus den Bindungen der Gemeinschaft zu lösen und im Jetzt zu leben. Ich würde es sehr bedauern, wenn das Beispiel Hannah Arendt für die DDR-Intelligenzija wie eine Beleidigung klänge. Die Intellektuellen beschweren sich oft, von den Wessis herablassend behandelt zu werden, wie Kinder. Aber in paternalistischen Gesellschaften sind Untertanen immer Kinder, und der Infantilismus ist eine Kehrseite des Paternalismus, ob man will oder nicht. Wenn es eine Chance für die DDR-Intelligenzija gibt, dann besteht sie in der schmerzhaften Loslösung aus ihren früheren gemeinschaftlichen Bindungen und in der Individualisierung. Ein Kenner der zivilen Kultur, Richard Sennet, schrieb in bezug auf die gemeinschaftlichen Werte: »der Einzelne ... soll eine Vorstellung von der Vorläufigkeit seiner Anschauungen, die eine Grundvoraussetzung aller Zivilisiertheit ist, entwickeln«. Deswegen bedeute »das Ende der

DDR-Ingelligenzija« die Chance einer Neukonstituierung. Die Kollektivbilder als Identitätsquellen müssen verschwinden. Man muß aufhören, für das ganze Land zu denken, man muß seine subjektiven Probleme zum Thema der eigenen Arbeit machen. Die Hindernisse dabei sind nicht zu übersehen. Das Bild von den Emigranten trifft ja nicht ganz, weil die DDRler eben keine sind. Sie unterscheiden sich von den Wessis nicht in ihrer Muttersprache, und sie leben dort, wo sie immer gelebt haben. Die Unbeweglichkeit im Raum erschwert die Reise durch die Zeit. Schlimmer noch: das Milieu, die Treue zur Gemeinschaft verringern die Chancen der Einzelgänger. Es war kein Zufall, daß nach dem Fall der Mauer Tausende von Menschen in den Westen strömten – trotz der nun auch im Osten anbrechenden Freiheit. Einige rannten sicher dem westlichen Wohlstand hinterher, aber in der allgemeinen Hysterie war noch ein anderes Motiv zu erkennen: nichts wie weg vom verfluchten Ort, oder, wie eine Frau im Fernsehen sagte: mit denen wird es nichts. Mit »denen« meinte sie ihre Umgebung, deren Teil sie war. Sie floh vor den »gestrigen« zu den »neuen« Menschen in der Hoffnung, selbst »neu« zu werden, sie fühlte sich zu schwach, sich innerhalb der alten Gemeinschaft umformen zu können.

Daß all diese Fragen im Osten nicht behandelt werden, verwundert nicht. Die kulturelle Kluft wird verdrängt. Deswegen ist es nur zu begrüßen, daß einige Wessis jetzt das Schlachtfeld der Moral verlassen und sich auf die Suche nach gegenseitiger Verständigung machen. So gelingt z. B. Wolf Lepenies in seinem Essay »Folgen einer unerhörten Begebenheit« (Siedler Verlag 1992) der Versuch, die Unterschiede zwischen den beiden Kulturen deutlich zu machen und die Konfliktzonen zu benennen. Und die Probleme präzise zu formulieren heißt ja, eine Voraussetzung für ihre Lösung zu schaffen. Ossis, schreibt er, sind im Grunde auch nur Wessis, bloß in die andere historische Zone geraten. In jedem Wessi steckt auch ein Ossi, zumindest die Überreste davon. Kein schlechter Ausgangspunkt für eine Selbstanalyse und Selbstrelativierung. Schließlich sind Millionen Ossis in den Westen geflüchtet – wo sind sie eigentlich, haben sie sich nur »angepaßt«, oder haben sie sich wirklich verändert, sind neu, »zur Freiheit« geboren?

Die Westler bestehen auf sofortiger Angleichung. Was aber im Westen ganz selbstverständlich als »Werte der bürgerlichen Gesellschaft« angesehen wird, existiert im Osten nur als Begriff, der noch nicht »erlebt« wurde, der nur das Bedürfnis nach Veränderungen widerspiegelt, nicht die Realität des Alltags. Kein Wunder, daß Westler und Ostler selbst dann Verständigungsschwierigkeiten haben, wenn sie dieselben Worte benutzen. Anders gesagt, die Wiedervereinigung hat die Auseinandersetzung zweier Kulturen einge-

leitet, und nicht die wirtschaftlichen Maßnahmen, wie perfekt sie auch sein mögen, sondern Mentalitätsprobleme werden die Perspektive der Entwicklung bestimmen. Vielleicht wäre alles weniger katastrophal verlaufen, wenn man die Ex-DDRler sich selbst überlassen hätte in der Hoffnung, daß die Realität viele Intellektuelle zwingen werde, ihren eigenen Weg zu wählen. Aber dazu ist es nicht gekommen, sondern die West-Medien haben damit begonnen, moralisch Gericht zu halten über die DDR-Schriftsteller und die Stasiverstrickungen. Mit Erstaunen habe ich festgestellt, daß auch viele West-Intellektuelle auf ihre Weise naiv sind. Sie zeigen sich unfähig, die eigene moralische Unschuld zu relativieren und zu begreifen, daß das Leben im Sozialismus nach ganz anderen Maßstäben zu beurteilen ist. Sie interessieren sich nicht für die Biographie eines Menschen, sie sind nur immer auf der Suche nach seinen Kompromissen, seinen Schwächen, nach allem »Allzumenschlichen«, was sie bei sich selbst nicht zugeben, bei den anderen aber genüßlich registrieren. Wozu den DDR-Schriftstellern ihr Charisma nehmen, das war ja schon weg, als ihr Gegenspieler – der Staat – verschwand und ihre »Basis« – die Leser – um des Konsums und der Existenzprobleme willen sie verließen. Man wußte doch schon früher, daß die sogenannte oppositionelle sozialistische Literatur zwar politisch wichtig, ästhetisch aber größtenteils unbedeutend und »unmodern« war. Um das zu beweisen, hätte man nicht Christa Wolf verleumden müssen, was nur zu Resignation führte und nicht zur Aufarbeitung der Geschichte. Beim Umgang mit der Stasiverstrickung wird jetzt jedem DDR-Bürger abverlangt, sich moralisch zu »reinigen« und die Geschichte aufzuarbeiten, die er überhaupt noch nicht kennt. Sie ist noch nicht geschrieben worden, das braucht Zeit und Distanz.

Es ist bekannt, daß in der Bundesrepublik nach Kriegsende viele ehemalige Nazi-Beamte hohe Posten innehatten und ruhig bis zur Rente die neue demokratische Gesellschaft mit aufbauten. Lepenies geht weiter und bemerkt, daß das Gelingen des demokratischen Wiederaufbaus der Bundesrepublik vielleicht gerade dieser Tatsache zu verdanken ist: eine moralisch schlimme Entscheidung ergab pragmatischen Gewinn. Die ältere Generation wollte ohnehin nichts von der Nazivergangenheit hören, und erst zwanzig Jahre nach Kriegsende eröffnete die »Kindergeneration« die Auseinandersetzung. Die Eltern blieben auch dann noch stumm und wurden – bis auf wenige Ausnahmen – mit dieser Zeit niemals fertig. Sie wollten nur eines: vergessen. Genauso wie die Ossis. Die werden aber jetzt von den moralisch überlegenen Wessis aufgefordert, Selbstkritik nach chinesischem Muster zu üben. Bemerkenswert ist, daß auch die westliche intellektuelle Elite sich an diesen kurzsichtigen Spielchen beteiligt, am eifrigsten die so-

genannte Linke. Rache an untergegangenen Utopien zu üben, scheint mir keine sehr große intellektuelle Leistung zu sein. Es liegt ziemlich klar auf der Hand, warum es in der DDR ein besonders gut entwickeltes System der politischen Überwachung gab und daß ihre Existenzform als »sowjetische Zone« zusätzlich zur Demoralisierung und dem Verantwortungsverlust der Bevölkerung beitrug. Die eigenartige Neurose eines Teilvolks, die es in den anderen Ostblockländern so nie gegeben hat, relativiert in meinen Augen die alltägliche »Banalität des Bösen« und seine Institutionalisierung. Dies bedeutet allerdings nicht, daß die DDR-Intellektuellen sich freisprechen dürfen. Sie sollten nur nicht ständig unter moralischen Druck gesetzt werden. Jeder entscheidet nach seinem geistigen Vermögen. Eines steht für mich fest: Die Art und Weise, wie jetzt die DDR-Vergangenheit aufgearbeitet wird, führt in die Sackgasse, zu noch größerer Resignation und zur Verfestigung der aggressiven antiwestlichen Stimmung. Die Chance zur Selbstbefreiung und zu einer Ablösung von der kontraproduktiven Gemeinschaft wird dadurch geringer.

Und doch ist für einen Ossi der einzige Ausweg aus seiner Ratlosigkeit die einsame Reise durch die Zeit, raus aus der falschen Sicherheit der fertigen Wahrheiten hinein in die moderne Zivilisation. Das heißt, er muß lernen, wie die westliche Gesellschaft funktioniert, welche Denkformen in der Moderne die angemessenen sind, warum es keine einzige, noch dazu »objektive« Wahrheit mehr gibt und daß Individualismus nicht unbedingt eine negative Eigenschaft ist, sondern die einzige Möglichkeit, seinen Weg durch das heutige hochkomplexe Leben zu finden. Wichtig ist nicht nur, was man denkt, sondern wie man denkt. Die Komplexität der Zusammenhänge verlangt eine bestimmte Denkstruktur, und wenn man das eigene Denken nicht immer wieder überprüft, kommt man nicht weiter. Dann bleibt man auf dem Niveau jener DDR-Frau, die nach Italien reiste und sich über die vielen Ausländer am Strand entsetzte. Das Problem der Aneignung moderner Denkformen ist für alle Intellektuellen aus dem Ostblock aktuell, doch die DDR-Intellektuellen haben unvergleichlich bessere Möglichkeiten, diese Aufgabe zu bewältigen, da sie räumlich und sprachlich Zugang haben zu einem modernen Alltag, modernen Institutionen, moderner Kultur. Reise durch die Zeit bedeutet schmerzhaften Übergang, Prüfung des Selbstwertgefühls – aber auch: Entdeckung seiner selbst, Durchbruch zur Freiheit.

Die Wessis ihrerseits müssen darüber nachdenken, wie man mit dieser Zivilisationskluft umgehen könnte. Ob es sinnvoll ist, die eigenen Begriffe und Normen Menschen aufzuzwingen, in deren Leben sie noch gar keine Bedeutung haben können, oder ob dadurch nicht die Wessis immer westlicher

und die Ossis immer östlicher werden. Die Feuilletonisten unserer verehrten Zeitungen, die Gegner der Ent-Honeckerisierung und Mielke-Bewältigung, die unermüdlichen Kämpfer gegen geschlagene Feinde, die sich zur intellektuellen Elite zählen, erweisen sich als Jungfrauen der Demokratie, die nicht wissen, wie es in den Diktaturen zugeht. Eines der wichtigsten Gebiete, auf dem westliche Intellektuelle wirksam Hilfe leisten können, ist der Aufbau der Hochschulen, aber dieses Projekt scheint daran zu scheitern, daß niemand bereit ist, sich weiter als 50 Kilometer von Berlin zu entfernen. Wer geht schon in die Provinz, in der so merkwürdige, unmoderne Menschen leben. Sogar in Berlin, wo angeblich eine Elite-Universität aufgebaut werden sollte, scheiterten ehrgeizige Vorhaben an Parteirivalitäten und Intrigen. Die Hochschule müßte ein Trainingsfeld für Modernität sein, aber sie ist zum Schlachtfeld geworden, und die Kämpfe werden zu Lasten der Studenten und der Entwicklung im Osten geführt.

Das Experiment geht schief: die Mauern mehren sich. Die Deutschen sind weder »ein Volk« noch »das Volk«. Zu hoffen ist, daß die Taucherkrankheit bald überwunden wird, denn auf Dauer kann sich die Gesellschaft Massenfrustration und Paranoia nicht leisten. Hysterie ist fehl am Platz, man darf den Ossis die Moderne nicht aufzwingen, sie müssen in Ruhe gelassen werden. Nur bei Hegel geschieht die Aufhebung der Widersprüche in einem Satz. In Wirklichkeit umfaßt dieser Satz das ganze Leben.

Horst Domdey
Feindbild: BRD

›Wir sind *ein* Volk‹ führte zur Spaltung. Bis weit in die SPD hinein ging die Linke gegenüber dem Einheitswunsch auf Distanz. Die Parole brachte ans Licht, was seit Jahren der Fall war: für Linke/Alternative war die Wiedervereinigung, war Deutschland als Nation ein Tabu. Christa Wolf, Heiner Müller, Günter Grass – Intellektuelle in Ost und West reagierten auf den Erfolg der Einheitsforderung mit Ekel. Der Begriff Volk, in der Widerstandsformel ›*Wir* sind das Volk‹ akzeptiert, galt nun wieder als nazistisch besetzt.

Als besonders kränkend wurde die Form der Vereinigung empfunden, der Beitritt. Weil die Mehrheit der DDR-Bevölkerung ihn wollte und im März 1990 entsprechend wählte, wurde sie Objekt der Beschimpfung. Die Leute sind käuflich, war der Vorwurf: »In der DDR ließ man sich den in vierzig harten Jahren geschulten Verstand für ein paar Mark abkaufen. Nein, ich weiß, nicht alle waren so billig zu haben, aber die Mehrheit.«[1] Volker Braun griff zur Hurenmetapher: »Da bin ich noch: mein Land geht in den Westen. [...] Es wirft sich weg und seine magre Zierde. Dem Winter folgt der Sommer der Begierde.« Aber Käuflichkeit ist in der DDR nicht einfach Unmoral, sie ist die Sünde schlechthin; denn sie macht dumm, wie man seit Brechts *Courage* weiß. Die Tuis und die Leute, so hat Brecht seit '33 gelehrt, waren alle *gekauft* von den Nazis.

I. Leiden für Deutschland (Christa Wolf)

Das schärfste Verdikt kam von Christa Wolf: »Ameisenvolk [...], wie es [...] nach allen Seiten auseinanderspritzt, ruchlos seine Identität verleugnend«.[2] Wolf bezieht sich auf Westjournalisten, die nach einer vormals behaupteten »Identität dieser Eingeborenen« fragen. Solche Scheindistanzierung in der Maskierung des vorgeblichen Zitats erlaubt Christa Wolf, zu sagen, was sie wirklich meint. Doch ›Westvoyeure‹ mögen zwar zynisch oder empört konstatiert haben, daß Menschen auch in der DDR materiell

interessiert sind – Otto Schily holte im Fernsehen die Banane aus der Jakkentasche –, doch wer im Westen kam dabei auf das Wort ruchlos? Der Affekt dieser Formulierung verweist auf die Tiefe der erlittenen Kränkung. Die Reformsozialisten konnten den realen Sozialismus immer nur um den Preis der Diktatur verteidigen, um den Preis der Mauer zum Beispiel. Sie haben also viel Selbstüberwindung gezeigt, sich viel zugemutet. Aber der Bevölkerung eben auch, solange sie kritischloyal zum Staat standen. Und als dann die Diktatur im Kerzenaufstand zusammenbrach und die Leute wählen konnten, wählte das Volk, »ruchlos seine Identität verleugnend«, nicht nur den Sozialismus ab, sondern auch dessen Reformvariante vom 4. November 89.

Der Fall der Mauer wurde zur Stunde der Wahrheit. Wenn die Leute mitentscheiden, ist es aus mit dem Reformsozialismus. Christa Wolf hat es geahnt. Bei Volker Braun kam die Schrecksekunde etwas später. Unmittelbar nach der Öffnung bricht sich die Emphase der Projektion noch einmal jubelnd Bahn: »Die Macht der Mehrheit [...] sie fliegt auf uns zu [...] Ja, wir sind das Volk [...] VOLKSEIGENTUM PLUS DEMOKRATIE [...] das ist noch nicht probiert, noch nirgends auf der Welt. Das wird man meinen, wenn man sagt: made in GDR.«[3] Eine deutsche Republik als revolutionäre Avantgarde! Wunschtraum der Reformer.

Aber die DDR-Bevölkerung weigerte sich, den Welterlöser zu spielen; sie hielt auch den Reformsozialismus für eine Zumutung.

»Ameisenvolk«

Ein Wort wie ›skrupellos‹, also ohne Rücksicht auf Moral, erschien Christa Wolf für diesen Vorgang offenbar zu schwach, sie wählt »ruchlos«. Ruchlos meint »niedrig, gemein, böse, verrucht«, so der Duden. Wer ruchlos ist, hat einen äußersten Grad an Verderbtheit erreicht, vergreift sich an einem Heiligsten. In diesem Fall ist es kollektive »Identität«. Indem es für die Einheit plädierte, entweihte das Volk nicht nur den historischen Auftrag, den Reformsozialismus zu verwirklichen. Das verfluchte Volk, so die Enttäuschung, war nicht einmal in der Lage, zu erkennen, wer Freund und wer Feind ist. Die Bevölkerung negierte den Grundkonsens der Intellektuellen: die prinzipielle *Abgrenzung* gegen den Westen. Sie hat das Feindbild verraten, das der SED-Führung und den Reformern (auch den Aussteigern vom Prenzlauer Berg) bei aller Differenz gemeinsam war. Die Wahlen offenbarten, der Gegner steht nicht nur im Westen, er steht im eigenen Land: die Mehrheit der Bevölkerung.

Herzstück aller DDR-Identität ist der Ekel vor der ›BRD‹. Zur Zeit erleben

wir seine Übertragung auf das größere Deutschland. Jahrzehntelang war er konstitutiv für das Gefühl der Ausweglosigkeit, das die DDR-Intellektuellen immer begleitete, wenn sie ihren Staat kritisierten; das Feindbild sicherte den Konsens. In *Kassandra* hatte Christa Wolf das DDR-Troja als Polizeistaat gemalt, extrem kritisch, wie kein anderer DDR-Autor es gewagt hatte. Die DDR als Staat wurde einer enormen Abwertung unterzogen, nicht aber zugleich auch das Feindbild. Der Westen, in der Allegorie die Griechen, blieb der schändliche Aggressor (»Achill, das Vieh«), blieb dem *Faschismus*-verdacht ausgesetzt. Deshalb das Wort »ruchlos«. Die Bevölkerung hatte mit ihrer West-Wahl die Substanz der DDR-Identität preisgegeben, den Antifaschismus, der von der Abgrenzung gegenüber dem Westteil Deutschlands lebt.

Griff zur Dornenkrone

In ihrem jüngst veröffentlichten Text »Nagelprobe« imaginiert Christa Wolf traumartige Foltersituationen: »Ich habe in einem Raum gesessen [...] da sind von beiden Seiten, genau genommen auch von vorn und von hinten, also von allen vier Seiten, Nägel auf mich zugewachsen [...]; oder etwa jene menschlichen Formen nachgebildete eiserne Mulde, in die das Opfer [...] hineingezwungen wurde, so daß vom Deckel her durch eine sinnreiche Vorrichtung nagelspitze Spieße allmählich auf ihn zubewegt werden konnten, stelle ich mir vor [...], oder die Frau, die nun endlich bereit war, einzugestehen, daß sie es als Hexe mit dem Bösen getrieben hatte, denke ich.«[4] Typographisch hervorgehoben ist das Kreuzmotiv: »Mit Näglein besteckt« ist Buchstabe für Buchstabe waagerecht und senkrecht in Kreuzform geschrieben, mit Freiraum links und rechts.
Schließlich wird die Christusfigur evoziert im Akt der Kreuzigung: »Ans Kreuz genagelt mit starken Nägeln (Hufnägeln?), mit wuchtigen Hammerschlägen, zu denen man sich eine Hand, einen Arm, einen kräftigen Mann vorstellen muß, als Ausführenden, denke ich mir.« Darüber hinaus ist der Text entsprechend illustriert. Die Redaktion der Zeitschrift *Neue deutsche Literatur* (früher das Organ des DDR-Schriftstellerverbands) hat Grünewalds Kreuzigung reproduziert und im Detail die gespreizte Hand mit dem Nagel. Der Text schließt mit einem Gedicht, das den aktuellen Bezug herstellt: »*Prinzip Hoffnung* / Genagelt / ans Kreuz Vergangenheit. // Jede Bewegung / treibt / die Nägel / ins Fleisch.«
Das Christusmotiv steht für das Leiden *vor* und *nach* der Wende. Jahrzehntelang haben die Reformsozialisten für das bessere Deutschland ihr moralisches Selbstopfer erbracht und die Schmach der Diktatur auf sich

genommen. Und gelitten wird *heute*, weil die Erlösungsutopie von der Bevölkerung nicht angenommen wurde, das Leiden umsonst war. Der Westen, das reiche Rom, so Christa Wolfs Bild, nagelt unter dem Desinteresse der DDR-Bevölkerung, die gekauft ist.
Das Bild »Genagelt ans Kreuz Vergangenheit« beschämt das DDR-Volk, »das auseinanderspritzt«, statt sich der Vergangenheit zu stellen und den Verlust des »Prinzips Hoffnung« zu betrauern. Das Pathos des Christussymbols signalisiert nicht nur die Einsamkeit und das ganz Eigene des Schmerzes, »jede Bewegung treibt die Nägel ins Fleisch«, es behauptet im Verlustschmerz den geistigen Führungsanspruch. Insofern ist der Griff zum Christusmotiv (die Geschmacksfrage beiseitegestellt) aussagestark.
Die Erziehungsdiktatur, so die Klage, hatte keinen Erfolg. Falsch war sie aber nicht, wie das Urteil »Ameisenvolk« zu verstehen gibt, was ja meint, die Bevölkerung sei zur politischen Teilhabe noch immer nicht reif.
Christusfigur und Ameisenvolk – die Spanne dieser Symbole sagt etwas aus über Christa Wolfs Demokratiebegriff, über die Distanz zum Westen.

II. Auschwitz als Weltzustand (Heiner Müller)

Im Unterschied zur masochistischen Selbststilisierung in der Christusfigur geht Heiner Müllers Feindbildeinsatz in die Offensive. Auch die Wiedervereinigung diene nur Roms Verfall. Wie vor 2000 Jahren zerfällt es, so seine Prognose, von *innen*.

Der Igel in der Schlange

»Zunächst einmal glaube ich, daß vor dem größeren Deutschland niemand Angst haben muß. Es ist ein schwächeres Deutschland. Die Schlange hat nach vier Jahrzehnten hypnotischer Behandlung das Kaninchen verschluckt, aber es scheint sich herauszustellen, daß das Kaninchen ein Igel war, und bekanntlich haben Igel die Fähigkeit zu einem langen Winterschlaf.«[5] Müller hofft auf den Rückschlag: der Igel in der Schlange lebt und wird auferstehen. Der Westsieg von heute, die Einheit durch Beitritt, so das Drohbild, ist die Niederlage von morgen. Es wird schon jemand kommen und den Igel wecken. Die ökonomische Krise zum Beispiel, die zur politischen wird.
Man sagt, Müller rede publizistisch widersprüchlich – mal so, mal so. Heute gilt dies, morgen das, im Grunde nichts. Er werfe in Interviews Nebelgranaten, um sich unkenntlich zu machen. Nur sein Werk gilt.

Doch in diesem Fall schreibt Müller nicht in *Transatlantik*, sondern in *Sinn und Form*, in dem Hausblatt der Akademie der Künste zu Berlin Ost, deren Präsident er ist. Und das Interview mit Alexander Weigel, aus dem ich zitiere, interpretiert einen zweiten Text Müllers, in demselben Heft publiziert, mit ausgesprochen programmatischem Charakter. Dieser zweite Text[6] formuliert Müllers Konzept für die Akademie, die »Idee einer Europäischen Sozietät in Berlin«. Sozietäts-Programm und Igel-Text bilden eine Einheit, sie folgen im Heft auch unmittelbar aufeinander unter der den beiden Texten gemeinsamen Überschrift »Aus der Akademie der Künste zu Berlin«.
Zum Aspekt des Programmatischen gehört, daß Müller einen Interpretationsrahmen setzt, der den Ost/West-Gegensatz als antagonistisch definiert. »Die sogenannte deutsche ›Wiedervereinigung‹ [...] findet in der Form der Kolonisierung statt. [...] Die ökonomisch über- und kulturell unterentwikkelte *Zivilisation* der ehemaligen Bundesrepublik versucht, die in der ehemaligen DDR im Widerstand gegen die stalinistische Kolonisierung gewachsene *Kultur*[7] durch Diffamierung und administrativ auszulöschen.«[8]
Diese Stilisierung des Ost/West-Gegensatzes ist scharf: die ökonomischen und politischen Maßnahmen des Westens in den neuen Bundesländern werden zum Stalinismus in Parallele gesetzt. Westeingriff und Stalinismus erscheinen gleichermaßen als Kolonisierung, die »auslöscht«. Dazwischen behauptet sich, so Müllers Panorama, die Widerstands-Kultur der DDR.
(Nebenbei gesagt: Indem Müller dem »kulturell unterentwickelten« Westen den Begriff ›Zivilisation‹ zuordnet und der DDR ›Kultur‹, stellt er sich in die zweihundertjährige Tradition deutscher Zivilisationskritik, die gegen den materiell eingestellten Westen deutsche Kultur verteidigt.[9])
Weil die Mehrheit der DDR-Bevölkerung »nach vier Jahrzehnten hypnotischer Behandlung« für den Beitritt stimmte, das Kaninchen sich hat schlukken lassen – die Bevölkerung wird als Manipulationsopfer entschuldigt –, bleibe vorerst nur die Kultur, um DDR-Identität als Widerstandspotential lebendig zu halten: um, wie es im Stalinismus hieß, »die Utopie« zu bewahren.

»Das Prinzip Auschwitz« als kapitalistisches Weltmodell

Der Präsident der Akademie will von diesem Kulturauftrag überzeugen, formuliert ihn *bild*stark und führt Auschwitz an. Der Arbeitslose in Dresden darf sich mit dem Juden auf der Rampe solidarisch fühlen: »Für Jahrzehnte wird nach dem vorläufigen Sieg des Kapitalismus, der ein System der Selektion ist (das Prinzip Auschwitz)[10], die Kunst der einzige Ort der Utopie sein, das Museum, in dem die Utopie aufgehoben wird für bessere Zei-

ten.«[11] »Selektion« und »Auschwitz«, die Inbegriffe nationalsozialistischer Barbarei, bauen im Kontrastverfahren die »Utopie« auf – sie gewinnt an Statur und wächst zu dunkler Größe, erborgt sich vom Schrecken die Aura.

Auschwitz wird zum »Prinzip«. Griffig und hantierbar wie das »Prinzip Hoffnung«, der Blochformel auch rhythmisch angepaßt; das Wort Auschwitz gibt es her. Es liefert noch einmal Beglaubigung, um DDR-Vergangenheit zu retten. Denn das antifaschistische Verfahren, mit dem Schreckbild Deutschland sozialistische Diktatur zu rechtfertigen, ist durch vierzig Jahre Demokratieentwicklung in der Bundesrepublik und durch die europäische Einbindung abgestumpft. Sein drohendes Verblassen veranlaßt Müller, das antifaschistische Muster zu traktieren. Der Satz »der Kapitalismus, der ein System der Selektion ist (das Prinzip Auschwitz)« macht die deutsche Terrorpraxis zum Kapitalismusmodell. Auschwitz wird »Babylon«, die universelle kapitalistische Barbarei.

Die Überzeichnung ist extrem. Die Kampflosung ›Kapitalismus führt zum Faschismus‹ ist überboten. Die Formulierung ›führt zum‹ ließ immer noch eine Differenz offen zwischen Kapitalismus und Faschismus, fragte nach historischen Bedingungen. Die Behauptung »Kapitalismus, der ein System der Selektion ist (das Prinzip Auschwitz)« negiert diese Differenz, setzt Kapitalismus und Faschismus identisch, mischt kategorial Disparates. Das Vernichtungspotential des kapitalistischen Weltmarkts (»alles Ständische und Stehende verdampft«[12]), das Marx als *Sach*gewalt eines Verhältnisses, einer Struktur beschreibt, vermenschlicht Müller zu rassistisch motivierter Barbarei, zum faschistischen Vernichtungs*willen*.

Müller kündigt der Vorstellung auf, der Faschismus sei im Zweiten Weltkrieg besiegt worden. Das »Prinzip Auschwitz« sei vielmehr das *Wesen* des Kapitalismus, sei Normalzustand. Der Nationalsozialismus war »nur eine besonders blutige Episode in dem kapitalistischen Weltkrieg, der schon vierhundert Jahre dauert. Und das Besondere daran, daß zum ersten Mal mitten in Europa etwas gemacht wurde, was in Afrika, in Asien und in Lateinamerika völlig normal war seit Jahrhunderten: die Vernichtung von Völkern, die Versklavung von Bevölkerung«.[13] Kolonisierung und Nationalsozialismus vereint Müller zu der großen Einheit »vierhundertjähriger kapitalistischer Weltkrieg«. Deutschland habe nur die Stirn besessen, was draußen in der Welt erlaubt war, im europäischen Haus zu praktizieren.

Diese Verrechnung im Rahmen europäischer Kolonialgeschichte enthistorisiert den Nationalsozialismus; sie verstellt dessen Verständnis als das Resultat deutscher und europäischer Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.

Die Suggestivkraft der Wörter Selektion/Auschwitz wehrt die Erkenntnis ab, daß nicht ein ›Kapitalismus/Faschismus‹ gesiegt hat – wie die DDR-Intellektuellen das gerne sehen wollen –, sondern der Sozialdemokratismus (der Begriff nicht parteipolitisch verstanden, sondern als die Verbindung von Rechtsstaat und Sozialpolitik, wie sie sich in Westeuropa durchgesetzt hat). Es darf nicht wahr sein, daß die soziale Revolution *im Westen* erfolgreich verlief; nicht als Gewaltakt einer bewaffneten Minderheit, sondern in einer langen Ära gewerkschaftlicher, parlamentarischer, publizistischer und juristischer Klassenkämpfe.

Die Zerstörungsgewalt des Kapitalismus einzuhegen, hält Müller für Täuschung. Wo solche Versuche Erfolg haben wie in Europa, werde »Auschwitz« in die Dritte Welt verlagert. So wie es Deutschland »ja immer nur gibt, wenn es gegen andere geht, gegen Frankreich zum Beispiel. Und womöglich liegen die Dinge bei dieser ›Europa‹-Idee gar nicht so anders [...] Was also von Europa übrigbleibt, ist die internationale Solidarität des Kapitals gegen die Armut.«[14]

Von dieser Position aus erscheint der Zusammenbruch der DDR nur vordergründig als Verlust: »Je weiter die Kolonialreiche abgebaut worden sind, desto deutlicher äußert sich die Rache der Kolonisierten. Westeuropa wird von innen zerfressen; die Flutwelle der Dritten Welt schlägt über Europa zusammen.«[15] Die Kolonisierung der DDR wird das Rachepotential vergrößern. Wenn der Igel aufwacht, verbündet er sich mit allen Kolonisierten der Welt, und die Utopie hat »bessere Zeiten«.

III. Vom Feindbild zum Ressentiment

Christa Wolfs Versuche, den Westen literarisch darzustellen, sind mißlungen. Bei Heiner Müller gibt es immerhin die bissige Satire aus »Germania Tod in Berlin«, in der die Germania-Figur den von Hitler geschwängerten Goebbels entbindet – unter Assistenz der drei Heiligen (USA, England, Frankreich):

»GERMANIA: Herrschaften, es ist so weit. Wo ist meine Zange. Fassen Sie mal mit an.

Germania setzt die Zange an, zieht, Heiliger 1 zieht an Germania, zwei an eins, drei an zwei.

HITLER: Mein Volk!

EHRENKOMPAGNIE: DEUTSCHLAND ERWACHE! SIEG Heil!

DIE HEILIGEN DREI: HALLELUJAH! HOSIANNA!
Ein Wolf heult. Germania und die drei Heiligen fallen auf den Hintern. Vor ihnen steht ein Contergan-Wolf.
DIE HEILIGEN DREI *betreten*: Oh!
Germania steht auf, nimmt eine Familienpackung SUNIL aus der Hebammentasche und schüttet sie über den Wolf aus. Weißes Licht. Der Wolf steht im Schafspelz.«

Fleisch vom Fleische des Nazismus! So erscheint die Bundesrepublik. Ich weiß nicht, wann Müller diese Szene geschrieben hat. Fertiggestellt hat er das »Germania«-Stück jedenfalls 1971, nachdem die sozialliberale Koalition mit der Entspannungspolitik die Bundestagswahlen gewonnen und Brandt die Moskauer und Warschauer Verträge abgeschlossen hatte – die politische Anerkennung der Oder/Neiße-Grenze! Es war die Voraussetzung für die Versöhnung mit Polen. In einer Zeit, als die Mehrheit der Deutschen in der Bundesrepublik für die Entspannung votiert, unter Preisgabe der ehemals deutschen Ostgebiete, beschwört Müller einen BRD-Nazismus, der nur deshalb nicht erkennbar sei, weil er sich so modern kaschiere. In dem BRD-Nazi-Bild wird die Entspannungsoffensive abgewehrt und zugleich die Westkritik an der militärischen Besetzung der ČSSR im August '68, an der die DDR, also Deutsche, beteiligt waren. Die ideologische Intention ist durchsichtig, doch Müller trifft in der grotesken Übertreibung trotzdem den Ton, indem er in seiner Spottkultur den sozialliberalen Aufbruch verhöhnt, Brandts Kniefall in Warschau. Gegen die Gefahr eines Feindbildverlusts setzt er komödiantisch die Feindbildverschärfung.

Dasselbe Verfahren gelingt heute nicht mehr. Daß Müller kein komisches Bild findet, charakterisiert die Lage. Die Überzeichnungen mit Christus und Auschwitz gehen nicht einfach an der Realität vorbei, sie ›drücken sie aus‹, nur anders, als die Autoren intendieren. Die Überdeterminierung zeugt von der Verbrauchtheit der Gefühle und Bilder: das Feindbild wird zum Ressentiment. Als solches fungiert es natürlich weiter als Panzerung gegen Irritationen, wenn die Realität zu nahetritt.

IV. Zwerg bleiben (Günter Grass)

»Die Wortblase ›Wiedervereinigung‹ platzte, weil niemand, der bei Verstand und geschlagen mit Gedächtnis ist, zulassen kann, daß es abermals zu einer Machtballung in der Mitte Europas kommt«, sagt Günter Grass in einer Rede auf dem Berliner Parteitag der SPD im Dezember 1989.[16] Und er zählt auf, wer bei Verstand ist und die Vereinigung nicht zulassen kann: »Die

Großmächte, nun wieder betont als Siegermächte, gewiß nicht, die Polen nicht, die Franzosen nicht, nicht die Holländer, nicht die Dänen.« Ein Vierteljahr später setzten die Zwei+Vier-Verhandlungen[17] ein, im Juli folgte die Währungseinheit und drei Monate später der Beitritt. Niemand protestiert. Weder die großen Nationen noch die kleinen, nicht einmal Polen. Nicht das Mißtrauen gegenüber der Einheit dominiert, sondern die Erwartung, daß ein stärkeres Deutschland Europa ökonomisch und politisch stabilisiert.

Die Wiedervereinigung eine Neuauflage der Einheit von 1871?

Die Wiedervereinigung würde, so Grass, zu einer »Neuauflage« des Deutschen Reichs von 1871 führen, »dessen wechselnde Vollstrecker während nur knapp fünfundsiebzig Jahren anderen und uns Leid, Trümmer, Niederlagen, Millionen Flüchtlinge, Millionen Tote und die Last nicht zu bewältigender Verbrechen ins Geschichtsbuch geschrieben haben«.[18] Selbst bei »besten Absichten« der Deutschen, so die völkerpsychologische Argumentation, »würde die Wiedervereinigung dazu beitragen, uns zu isolieren. Und wenn Deutschland sich isoliert fühlt, kennen wir die oft panikartige Reaktion«.

Die Mittellage wird zur *Einkreisung* (real oder in der Projektion) – diese politische Situation zählt in der Tat zu den historischen Erfahrungen, die Deutschland in Katastrophen gestürzt hat. Aber Grass vergißt, daß sich der Charakter des Nationalstaats verändert hat. Keine der wichtigen Aufgaben der europäischen Industriestaaten kann heute noch auf nationaler Ebene gelöst werden (was um 1900 als selbstverständlich galt). Der Zwang zur Zusammenarbeit ist unumkehrbar. Das gilt für die Finanzpolitik, die Wirtschaftspolitik, die Energie-, Verkehrs-, Bevölkerungspolitik, natürlich für die Umweltpolitik und in besonders hohem Maß für die Außen- und die Sicherheitspolitik. Situationen der ›Isolation‹ und der Einkreisung wie im 19. Jahrhundert, die sich zu Krisen auswachsen, wo es um Sein oder Nichtsein geht (jedenfalls in den Köpfen der Beteiligten), werden im Europa der EG immer unwahrscheinlicher. Und völlig vorbei an der Realität geht der Vergleich mit dem Bismarck-Reich, wenn man an die innere Verfaßtheit denkt. In Wirklichkeit war die politische Einheit damals höchst unvollkommen. Die Territorialfürstentümer existierten weiter bis 1918, weshalb die demokratische Substanz dieses geeinten Deutschlands bescheiden war. Zugleich aber waren die sozialen Konflikte enorm, was das Ordnungsdenken im polizeilichen Sinn ständig herausforderte. Die Fülle an funktionierenden Institutionen, die die Bundesrepublik entwickelt hat, um politische und soziale Konflikte auszutragen und zu lösen, macht die Gleichsetzung mit

dem Kaiserreich von 1871 unsinnig. Der Vergleich im Grassschen Sinn wird nur sinnvoll, wenn man den Volkscharakter als Konstante unterstellt und ihm Priorität in der Beschreibung und Analyse einräumt.

»Ganz gleich wo wir Nudeln einkaufen, es sind immer nur Nazis«

Das stärkste Argument gegen die Einheit, so meint auch Grass, sei Auschwitz. Denn eine der Voraussetzungen für Auschwitz sei ein »geeintes Deutschland« gewesen. Und da wir »in unserer Tatkräftigkeit Wiederholungstäter«[19] sind, sei es ein Akt der »Einsicht«, auf die Einheit zu verzichten, um uns nicht in Versuchung zu führen. So etwa läuft die Argumentation. Ihre Basis ist der Verweis, seit Auschwitz wüßten wir »endlich« (!), wer wir sind. In Auschwitz sei gleichsam unser Nationalcharakter in Erscheinung getreten und seitdem erkennbar. Und deshalb müsse uns das Selbstbestimmungsrecht abgesprochen werden: »Indem ich meinen Vortrag unter die lastende Überschrift ›Schreiben nach Auschwitz‹ stellte [...] will ich zum Schluß die Zäsur, den Zivilisationsbruch Auschwitz dem deutschen Verlangen nach Wiedervereinigung konfrontieren. [...] Ja, auch gegen ein Selbstbestimmungsrecht, das anderen Völkern ungeteilt zusteht, gegen all das spricht Auschwitz, weil eine der Voraussetzungen für das Ungeheure, neben anderen älteren Triebkräften, ein starkes, das geeinte Deutschland gewesen ist. [...] Wir kommen an Auschwitz nicht vorbei. Wir sollten, sosehr es uns drängt, einen solchen Gewaltakt auch nicht versuchen, weil Auschwitz zu uns gehört, bleibendes Brandmal unserer Geschichte ist und – als Gewinn! – eine Einsicht möglich gemacht hat, die heißen könnte: jetzt endlich kennen wir uns.«[20]

Ist das »Einsicht«, was Grass hier vorträgt? Kann man so reden nach allem, was zum Beispiel die Frankfurter Schule über die Genese des autoritären Charakters oder Helmut Plessner über die verspätete Nation geschrieben hat? Ist die Äußerung von Grass nicht vielmehr ein Beispiel für *Fixierung*? Auf Geschichte und auf den Nationalcharakter, wenn es ihn denn gibt? Grass bleibt auf Geschichte fixiert, statt aus ihr zu lernen. Was Grass umständlich meint, Thomas Bernhard sagt's kurz und bündig: »Die Deutschen sind alle Nazis [...] ganz gleich wo wir Nudeln einkaufen, es sind immer nur Nazis.«[21]

Günter Grass kritisiert die Einheit mit der Autorität dessen, der einen der besten Romane der Bundesrepublik geschrieben hat. Seine Abrechnung mit dem NS war so gelungen, daß sich eine ganze Generation identifizieren konnte. *Die Blechtrommel* (1959) war der radikale Bruch mit dem Nazi-Deutschland. Der Angriff traf, weil er bis ins Detail präzis aus der deutschen

Familiengeschichte entwickelt war. *Die Blechtrommel* wurde zum Aufbruchssignal für die Befreiungsschläge der sechziger Jahre. Achtundsechzig ist ohne die *Blechtrommel* gar nicht zu denken. In der Verfremdungsfigur des Oskar Matzerath, der Glas zu Scherben schreit, sich weigert, in die Naziwelt hineinzuwachsen, und Zwerg bleibt, fand der antiautoritäre Verweigerungsimpuls der Bundesrepublik vitalen Ausdruck.
Am liebsten hätte Grass die Nation wieder als Zwerg, natürlich ohne die Scherben von '68. Modell stehen vielmehr die liebenswerten Rentner der *Unkenrufe*, die indigniert die Geschäftemacher der Einheit kritisieren und dann einfach abtreten.
Regression und Biedermeier – sind das die Modelle, die wir brauchen, angesichts der Aufgaben, die auf Europa und Deutschland zukommen?

V. Vom Misstrauen zur Skepsis (Martin Walser)

Die Teilung ist kein Strafprodukt, sondern Resultat des Kalten Kriegs, schreibt Martin Walser 1988 gegen Positionen wie die von Grass. Walser war einer der wenigen Linken, die vor dem Zusammenbruch der DDR für die deutsche Einheit plädierten. Dem guten linken Ruf war das abträglich. Man galt als politisch dubios, mußte sich sagen lassen, man stehe im Bündnis mit Kalten Kriegern oder gar Revanchisten; man galt nicht mehr als kritisch. »Wer bei uns die Trennung nicht hinnehmen will, dem wird die intellektuelle und moralische Zurechnungsfähigkeit bestritten.«[22]

»*Nietzsche ist kein Ausländer*«

Walser traute sich schon 1977, als es den Namen Gorbatschow noch gar nicht gab, zu sagen, was er angesichts der DDR nicht nur meinte, sondern auch fühlte: »Ich spüre ein elementares Bedürfnis, nach Sachsen und Thüringen reisen zu dürfen unter ganz anderen Umständen als denen, die jetzt herrschen. Sachsen und Thüringen sind für mich weit zurück und tief hinunter hallende Namen, die ich nicht unter ›Verlust‹ buchen kann. Nietzsche ist kein Ausländer. Leipzig ist vielleicht momentan nicht unser. Aber Leipzig ist mein. Aus meinem historischen Bewußtsein ist Deutschland nicht zu tilgen [...] Der historische Prozeß richtet sich nach dem Bedürfnis. Ja, er entsteht sogar aus ihm. Also liegt es wirklich an uns. Allerdings an uns allen. Wir alle haben auf dem Rücken den Vaterlandsleichnam, den schönen, den schmutzigen, den sie zerschnitten haben, daß wir jetzt in zwei Abkürzungen leben sollen. In denen wir nicht leben wollen. Wir dürfen, sage ich vor

Kühnheit zitternd, die BRD so wenig anerkennen wie die DDR. Wir müssen die Wunde namens Deutschland offen halten.«[23] Und Walser ruft in Erinnerung, daß Hans Magnus Enzensberger schon 1966 (in *Kursbuch 4*) die deutsche Frage als einen Anachronismus bezeichnet hat, als einen überständigen Streitfall »aus der Zeit des Kalten Kriegs«.

»Man ist allenfalls Kölner, Berliner, Stuttgarter, Franke oder Westfale. Aber doch nicht Deutscher«

Und das Auschwitz-Argument? »Es gibt zu unseren Lebzeiten kein Verhältnis zu Auschwitz«, sagt Walser. Diese Einsicht bewahrt ihn vor jeder wie auch immer gearteten Instrumentalisierung der Opfer. Woran er festhält, ist der Gedanke, daß wir haftbar sind, und zwar als Nation. »In Auschwitz arbeitete unsere ganze Gesellschaft mit. Aber das ist eine Vorstellung, die wir nicht so gut ertragen. Ein Franzose oder ein Amerikaner kann die Bilder aus Auschwitz anders zur Kenntnis nehmen als wir. Er muß nicht denken: Wir Menschen! Er kann denken: Diese Deutschen! Können wir denken: Diese Nazis!? [Oder wie Heiner Müller: Dieser Kapitalismus!] Ich kann es nicht. Diese Schuld ist unter den Bedingungen unserer Geschichte entstanden. Wir haben die ganze Geschichte geerbt.«[24] Allerdings, was »gemeinschaftlich getan wurde, können nicht einzelne tragen. Daher die Verwirrung, die Verdrängung.« Und dann benennt Walser einen Sachverhalt, der vor allem Linke betrifft. Das heutige Individuum habe sich von der Nation emanzipiert: »Die Überlebenden und die Angehörigen der Opfer sehen sich wie durch einen Opernbühnentrick plötzlich nur noch entspannten, modernen, von allem Verbindlichen emanzipierten Individuen gegenüber. Deutsche, was ist das? Ost? West? Deutsches Volk? Nie gehört. Man ist allenfalls Kölner, Berliner, Stuttgarter, Franke oder Westfale. Aber doch nicht Deutscher.«[25] Alles, was über unsere inzwischen »zur Diamanthärte entwickelte Individualität hinausging, lehnen wir ab als obsolet, irrational ...«.
Walsers Beobachtung zur Entwicklung des Westintellektuellen stammt von 1979. Seine Hinweise auf die Genese dieser spezifischen Westhärte eröffnen einen Horizont zum Selbstverständnis der Bundesrepublik. Die Abwehr, sich als geschichtlich zu verstehen, resultiere aus der Affirmierung der Moderne. Die Entlastung von NS-Vergangenheit sei ein Nebenprodukt der Modernisierung, die der Intellektuelle der siebziger Jahre natürlich bejaht. Anders gesagt, das Eingeständnis, einer Nation anzugehören, gilt in der Bundesrepublik seit den siebziger Jahren für Linke einfach als altmodisch. Und damit wird Auschwitz zum »bloß Offiziösen«: Deutschland ist modern, aber nicht deutsch.

»Sanfte Revolution«

»Zum erstenmal in diesem Jahrhundert, daß deutsche Geschichte gut verläuft. Zum erstenmal, daß eine deutsche Revolution gelingt. Die Deutschen in der DDR haben eine Revolution geschaffen, die in der Geschichte der Revolutionen wirklich neu ist: die sanfte Revolution. Das ist eine Revolution, die die Leute selbst vollbringen, ohne importierte Theorie. Diese sanfte Revolution wird die Welt davon überzeugen, daß die Deutschen eine neue politische Form brauchen. Nachkriegszeit und Kalter Krieg haben gedauert bis zum 9. November 1989. Wir sind jetzt friedfertig.« Walser schreibt das an dem Sonnabend nach dem Mauerfall, am 11. November 1989 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.[26] Genau an demselben Tag, an dem Volker Braun im *Neuen Deutschland* die DDR als das Weltmodell des Reformsozialismus preist: »VOLKSEIGENTUM PLUS DEMOKRATIE«. Zwei konträre Deutungen eines unerhörten Vorgangs stehen nebeneinander. Beide Autoren wissen, wie alle Deutschen, wie die Welt, daß mit dem Fall der Mauer ein Ereignis von historischer Dimension eingetreten ist, etwas Neues, Irreversibles. Volker Braun deutet das Ereignis als den lang erwarteten Schritt in die neue Weltepoche, in den wirklichen Sozialismus. Walser sieht die politisch praktische Bedeutung des Mauerbruchs, den entscheidenden Schritt zur nationalen Einheit. Und er sieht die symbolische Bedeutung der Friedfertigkeit der Demonstrationen, die zum Systembruch führten. Sie werde, so Walsers Prognose, die Welt überzeugen, daß es ein neues Deutschland gibt und daß es auch in nationaler Einheit existieren darf.

VI. »Und wenn Ihr es einst krachen hört« (Heinrich Heine)

Den Ursprungstext des deutschen Antifaschismus schrieb Heinrich Heine. Es ist die berühmte Schlußpassage seines Essays »Religion und Philosophie in Deutschland«. Es war die meistzitierte Heine-Stelle im deutschen Exil der Nazizeit (Ludwig Marcuse erinnert daran in seinem Heine-Buch), ein Text, der das Feindbild ›Deutschland‹ poetisch sakralisierte. Er wurde als Rechtfertigung linker Diktatur gelesen, um dieses Deutschland niederzuhalten.

Heine hatte seine von Hoffnung und Furcht geprägte Vision einer deutschen Revolution formulieren wollen, tatsächlich aber habe Heinrich Heine, der deutsche Jude, die Angst vor der Entfesselung des furor teutonicus imaginiert, den aggressiven Nationalrausch der geeinten deutschen Nation; was Heine dunkel ahnte, die Geschichte habe es bestätigt. So las ihn das deutsche

Exil und begründete eine Tradition, in die sich die DDR stellte. Es ist die Überzeugung, daß es einen Zusammenhang von Nationalcharakter und Aufbruchsenergie gibt. Deutschland als Hoffnung *und* als Schrecken der Welt, die *Verbindung* dieser beiden Bilder als der Ausdruck deutschen Selbstverständnisses, hat eine Tradition nicht nur von rechts (›am deutschen Wesen ...‹): »So wird der [deutsche] Naturphilosoph dadurch furchtbar sein, daß er mit den ursprünglichen Gewalten der Natur in Verbindung tritt, daß er die dämonischen Kräfte des altgermanischen Pantheismus beschwören kann, und daß in ihm jene Kampflust erwacht, die wir bei den alten Deutschen finden, und die nicht kämpft, um zu zerstören, noch um zu siegen, sondern bloß um zu kämpfen. [...] Lächelt nicht über meinen Rat, den Rat eines Träumers, der Euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphilosophen warnt. Lächelt nicht über den Phantasten, der im Reich der Erscheinungen dieselbe Revolution erwartet, die im Gebiete des Geistes stattgefunden. Der Gedanke geht der Tat voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher und ist nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn Ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wißt: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft tot niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen, und sich in ihre königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte.«[27]

»Die ganze Welt wird deutsch«

Heine setzte nicht nur die Angst ins Bild, die deutsche Geschichte könne aus dem Ruder laufen. Er schrieb auch den Hymnus auf die deutsche Revolution als die *Welterlösung*. Das Zuspätkommen der deutschen Nation wird als die große Chance verstanden. »Die Emanzipation des Deutschen ist die Emanzipation des Menschen«[28], so knapp formuliert es Marx. Heine – er wird sich mit Marx über diesen Gedanken in Paris verständigt haben – haucht dieser Vorstellung, die Deutschen müßten ihr Zurückgebliebensein durch eine Weltbestleistung kompensieren, den großen poetischen Atem ein: »Pflanzt die schwarz-rot-goldene Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschtums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben. [...] Wenn wir das vollenden, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir diese überflügeln in der Tat, wie wir es schon getan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen

desselben emporschwingen, wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger – ja, nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns dann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt – die ganze Welt wird deutsch werden! Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist *mein* Patriotismus.«[29]

Deutschland revolutioniert die Welt! Nach dem Zweiten Weltkrieg, der mit der Vernichtung des Nationalsozialismus endet, setzen DDR-Intellektuelle bei diesem Marx und Heine an, verachten die Bundesrepublik als das nur bessere Alte und stilisieren ihr Land als das schlechte Neue, als den *prinzipiellen* Neuanfang. »Wir und nicht sie«, dichtet Volker Braun.[30] Der Aufbau einer nichtbürgerlichen Gesellschaft im Namen *der Menschheit* wird behauptet. Und nachdem die politische und die ökonomische Realität diesen Stolz zwanzig Jahre bis zur Verzweiflung desillusioniert hat, bricht er sich nach dem Fall der Mauer noch einmal Bahn: »VOLKSEIGENTUM PLUS DEMOKRATIE [...] das ist noch nicht probiert, noch nirgends auf der Welt. Das wird man meinen, wenn man sagt, made in GDR.« Volker Braun hat nicht nur Klopstock gelesen, sondern auch Heine.

Daß das Feindbild so lange hat stabil bleiben können und daß bis zum Schluß die Vorstellung in Bann hielt, eine ganz besondere Revolutionsleistung erbringen zu müssen, mag seinen Grund darin haben, daß es tatsächlich gelungen ist, in der DDR eine nichtbürgerliche Gesellschaft durchzusetzen. Bis zum Mauerbau ging raus oder wurde verdrängt, wer die Diktatur schlecht aushielt. Und auch nach 1961 wurde vertrieben, wer noch etwas liberal dachte. Die sozialistischen Schriftsteller waren ziemlich allein mit ihrer Partei, es fehlte ein bürgerliches Milieu, eine Skepsiskultur; es fehlte die Möglichkeit für Entkrampfung und Korrektur.

Anmerkungen

1 Günter Grass, »Bitterfelder Rede«, in: Günter Grass, *Gegen die verstreichende Zeit. Reden, Aufsätze und Gespräche 1989-1991*, Hamburg, Zürich 1991, S. 156.

2 Christa Wolf, »Wo ist euer Lächeln geblieben?«, in: *du. Die Zeitschrift der Kultur*, Heft 7/1991 (Hefttitel ›Brachland Berlin‹). Das Zitat lautet vollständig: »Meinen Sie, daß Sie das Allergewisseste über die Lebensweise eines – sagen wir: Ameisenvolkes – erfahren können, wenn Sie den Stein umdrehen, unter dem es so lange recht und schlecht sein Leben gefristet hat, und nun weitreichende Schlüsse aus der Art und Weise ziehen wollen, wie es unter den leicht angewiderten Blicken der Beobachter nach allen Seiten auseinanderspritzt, ruchlos seine Identität verleugnend? Ein ungehöriger Vergleich? Der kühle Blick der Voyeure hat ihn mir aufgedrängt ...«

3 Volker Braun, »Die Erfahrung der Freiheit«, in: *Neues Deutschland*, 11./12. November 1989.

4 Christa Wolf, »Nagelprobe«, in: *neue deutsche literatur*, Mai 1992, S. 34; publiziert auch in einem Katalog zum Werk Günther Ueckers, Galerie Erker, St. Gallen 1992.

5 Heiner Müller, »Was wird aus dem größeren Deutschland?« Fragen von Alexander Weigel, in: *Sinn und Form* 4/91, S. 667.

6 Heiner Müller, »Bautzen oder Babylon«, in: *Sinn und Form* 4/91, S. 664 f.

7 Eigene Hervorhebung, H. D.

8 Ebda.

9 S. Norbert Elias, »Zur Soziogenese der Begriffe ›Zivilisation‹ und ›Kultur‹«, in: Norbert Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation*, Frankfurt/M. 1980, Bd. 1.

10 Runde Klammern gehören zum Zitat. Für eigene Einschübe verwende ich eckige Klammern.

11 Ebda.

12 Marx/Engels, »Manifest der Kommunistischen Partei«, in: *MEW* Bd. 4, Berlin 1971, S. 465.

13 Heiner Müller, Gespräch mit Ulrich Dietzel, in: *Sinn und Form* 6/85, S. 1205.

14 Heiner Müller, »Europa gibt es nicht. Anmerkungen eines schlechten Europäers«, in: *taz*, 16. 8. 1990.

15 Ebda.

16 Günter Grass, »Lastenausgleich«. Rede auf dem Parteitag der SPD in Berlin, 18. Dezember 1989, in: Günter Grass, *Deutscher Lastenausgleich. Wider das dumpfe Einheitsgebot. Reden und Gespräche*, Berlin und Weimar (Aufbau) 1990, S. 8.

17 Verhandlungen zwischen den beiden deutschen Staaten und den USA, der UdSSR, Frankreich und Großbritannien.

18 Ebda.

19 Günter Grass, »Bitterfelder Rede«, in: *Gegen die verstreichende Zeit*, S. 162.

20 Günter Grass, »Schreiben nach Auschwitz«, in: Günter Grass, *Gegen die verstreichende Zeit*, S. 72 f.

21 Martin Walser zitiert Thomas Bernhard, in: *Über Deutschland reden (Ein Bericht)*, Frankfurt/M. 1989 [es 1553], S. 85.

22 Martin Walser, a. a. O., S. 101.

23 A. a. O., S. 89.

24 A. a. O., S. 25 f.

25 A. a. O., S. 28.

26 Martin Walser, »11. November 1989«, in: *Über Deutschland reden*, a. a. O., S. 115.

27 Heinrich Heine, »Religion und Philosophie in Deutschland«, in: Heinrich Heine, *Sämtliche Schriften* (hrsg. von Klaus Briegleb), Ullstein Werkausgabe, Frankfurt/Berlin/Wien 1981, Bd. 5, S. 639 f.

28 Karl Marx, »Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung«, in: *MEW* Bd. 1, Berlin 1970, S. 391. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf den erhellenden Aufsatz von Joachim Lehmann, »Der Geist wird Macht. Zur Genealogie des deutschen Tausendkünstler-Postulats«, in: *Merkur* 4/92. Lehmann zeigt, daß die Vorstellungen von Marx im deutschen Idealismus wurzeln.

29 Heinrich Heine, »Deutschland. Ein Wintermärchen«, Vorwort, in: Heinrich Heine, *Sämtliche Schriften*, Bd. 7, München (Hanser) 1976, S. 575.

30 Brauns Gedicht »Wir und nicht sie« von 1970 grenzt sich gegen die Bundesrepublik ab. In der Umkehrung bezieht er sich selbstbewußt auf die Ode »Sie, und nicht wir«, die Klopstock 1790 angesichts des revolutionären Frankreichs publizierte: »Ach, du warest es nicht, mein Vaterland, das der Freiheit Gipfel erstieg, Beispiel strahlte den Völkern umher: Frankreich wars!«

Martin Kriele

Recht Vernunft Wirklichkeit

XV, 796 S. 1990. DM 98,–

Gebunden

ISBN 3-428-06961-7

Der Autor, Staatsrechtler und Publizist in Köln, legt hier eine Sammlung von 50 Aufsätzen und Essays aus den Jahren 1959 bis 1990 vor. Sie sind aus aktuellen Anlässen entstanden und spiegeln ein Stück Problemgeschichte der Bundesrepublik wider. Doch wurden sie unter dem Gesichtspunkt ausgewählt, ob ihre Argumente grundsätzlicher Art sind und über den Tag hinausweisen. Die kritische Auseinandersetzung gilt vor allem dem Phänomen des „sophistischen Milieus", nämlich der Verführungsanfälligkeit der Intellektuellen mit ihrer fast unbegrenzten Fähigkeit, sich Versionen zu machen, sie zu verbreiten, selbst daran zu glauben und anschließend für nichts verantwortlich gewesen zu sein. Was sind ihre Wirkungen oder wären es, wenn sie sich politisch durchsetzen würden? – „Von Vernunft kann nur da die Rede sein, wo das Denken die Lügengespinste der Versionen durchbricht und Verantwortung für die Wirklichkeit auf sich nimmt. Diese Verantwortung ist an den Prinzipien des Rechts und ihren Realisierungsbedingungen zu messen." Das ist der Grundgedanke, den der Titel andeuten will.

Duncker & Humblot · Berlin

Postfach 41 03 29 · D-1000 Berlin 41

Hans Joachim Schädlich
Die Sache mit B.

Die Sache mit B. kann ich nicht vollständig erzählen, denn ich war nicht die ganze Zeit dabei.
Ich kann die Sache mit B. unvollständig erzählen. Ja, wenn es einen Beobachter gegeben hätte, der die ganze Zeit dabeigewesen wäre, dann könnte der Beobachter, falls er noch lebt und falls er will und kann, die Sache mit B. vollständig erzählen. Letzten Endes hat es B. gegeben. B. lebt. Ob er sich selber beobachtet hat, weiß ich nicht; ich habe ihn nicht gefragt. Hätte ich ihn gefragt und hätte er »Ja« gesagt, also: »Ja, ich habe mich selber beobachtet«, so wüßte ich nicht, ob er sich wirklich selber beobachtet hat. Wüßte ich es, so wüßte ich nicht, ob er die Sache mit B., das heißt die Sache mit sich, erzählen will. Und kann. Vielleicht will er, aber kann nicht. Vielleicht kann er, aber will nicht.
Ich will es. Vielleicht kann ich es, aber bloß unvollständig.
Ich war schon deshalb nicht die ganze Zeit dabei, weil ich jünger bin. Es klafft eine Zeitlücke von vier Jahren, vorerst einmal.
Ich war auch deshalb nicht die ganze Zeit dabei, weil ich zeitweise woanders war. Sogar jahrelang, zusammengerechnet.
B. kam vier Jahre vor mir in die Schule, jedenfalls in das, was man Schule nennt. B. saß erstmals auf einer Schulbank, als ich gelegentlich noch in die Hose schiß. Es war zwar ungewöhnlich, im Alter von zwei Jahren noch in die Hose zu scheißen, wenn auch bloß gelegentlich, aber ich tat es.
Es fragt sich, ob immer die zeitliche Reihenfolge der Ereignisse eingehalten werden muß. Ich glaube das nicht. Ohnehin kann niemand sagen, in welcher Reihenfolge die Jahreszeiten aufgezählt werden müssen.
In einem Winter hieß es: »Heute bauen wir einen Schneemann.« B. und ich waren ›wir‹. Ich war 4-5 Jahre alt. Einen Schneemann hatte ich noch nie gebaut, auch nicht als Teil eines ›Wir‹. Ich brauche nicht zu erzählen, wie man einen Schneemann baut. B. zeigte es mir. Als B. den Kopf des Schneemannes auf den Rumpf des Schneemannes gesetzt hatte, sagte B.: »Geh ins Haus, hol zwei Kohlen und eine Mohrrübe.« B. steckte die Mohrrübe in die Mitte des Schneemannkopfes. Jetzt wußte ich, daß eine Mohrrübe eine Nase

ist. B. steckte oberhalb der Nase links eine Kohle und oberhalb der Nase rechts eine Kohle in das Schneemanngesicht. Jetzt wußte ich, daß Kohlen Augen sind.
In einem Herbst hieß es: »Heute lassen wir einen Drachen steigen.« B. und ich waren ›wir‹. Ich war 3-4 Jahre alt. Einen Drachen hatte ich noch nie steigen lassen, auch nicht als Teil eines ›Wir‹. Ich wußte nicht, was ein Drachen ist. Ich brauche nicht zu sagen, was ein Drachen ist, den man steigen lassen kann, und wie man einen Drachen steigen läßt. Aber der Drachen stieg nicht. Jetzt wußte ich, daß ein Drachen hauptsächlich aus Papier besteht, und daß auch das nichts hilft, wenn kein starker Wind weht.
Ich frage mich, ob es richtiger, nämlich genauer, wäre, statt ›B.‹ ›der B.‹ zu sagen. Andererseits klingt ›der B.‹ wie eine Bezeichnung aus einem polizeilichen Protokoll. Das lasse ich lieber.
Zu allen Jahreszeiten saß ich, seit ich sitzen konnte, mit B. am selben Eßtisch, so auch in einem Sommer, in dem es nach dem Essen hieß: »Heute gehen wir schwimmen.« B. und ich waren ›wir‹. Ich war 5-6 Jahre alt. Ich war noch nie schwimmen gegangen. Ich war immer nur baden gegangen. Ich brauche nicht zu erzählen, wie man schwimmen geht. Man geht, und dann schwimmt man. B. sprang ins Schwimmbecken und schwamm. Ich stand am Rand des Schwimmbeckens und wußte nicht, wie man schwimmt. B. rief: »Komm ins Wasser!« Ich kam aber nicht. Da kam B. aus dem Schwimmbecken und stieß mich hinein. Soweit ich mich erinnere, schrie ich. Ich schrie, soweit ich mich erinnere: »Du gemeiner Hund!« Den Rest der Luft benötigte ich zum Atmen. B. rief: »Schwimm!« Ich strampelte, ich schluckte Wasser, ich bewegte mich ungefähr so, wie B. sich im Schwimmbecken bewegt hatte, und ich soff nicht ab. Jetzt wußte ich ungefähr, wie man schwimmt.
In einem Frühling, der noch übrig ist, sagte ich zu B.: »Heute lerne ich rechnen.« Ich war 6-7 Jahre alt. Zwar hatte ich schon vorher rechnen gelernt, aber vergeblich. B. sagte: »Vielleicht bist du zu blöd. Soll ich dir helfen?« Ich sagte: »Au ja! 6 geteilt durch 2.« B. sagte: »6, aufgeteilt auf 2. Kannst du mir folgen?« B. nahm sechs Streichhölzer und sagte: »Teil die 6 Streichhölzer zwischen mir und dir auf.« Ich gab ihm ein Streichholz, ich gab mir ein Streichholz, ich gab ihm ein Streichholz, ich gab mir ein Streichholz, ich gab ihm ein Streichholz, ich gab mir ein Streichholz. B. sagte: »Ist?« Ich sagte: »3«. Jetzt hatte ich etwas rechnen gelernt.
Es ist noch nicht zu spät, mich und andere zu fragen, ob es sich lohnt, die Sache mit B. unvollständig zu erzählen. Ich frage nur mich. Andere antworten womöglich mit »Nein«, und das wäre das Ende. Es mangelte dann an Text.

Falls andere mich fragen, nachdem ich mich selber gefragt habe, sage ich: »Ich weiß nicht, ob es sich lohnt. Für wen.« Da ich die Sache mit B. erzählen will, weiß ich aber vielleicht doch, ob es sich lohnt. Es lohnt sich vielleicht für mich. Andere können jetzt sagen: »Sollen wir uns eine Erzählung anhören, die unvollständig ist, bloß weil es sich für den, der erzählt, lohnt? Was haben denn wir davon, die wir womöglich sagen: ›Nein, es lohnt sich nicht!‹?«

Dieselbe Frau, die B. Mutter nannte, nannte auch ich Mutter. Denselben Mann, den B. Vater nannte, nannte auch ich Vater. B. liebte den Mann, den B. und ich Vater nannten, sehr. B. liebte die Frau, die B. und ich Mutter nannten, nicht sehr. Ob ich den Mann, den B. und ich Vater nannten, sehr liebte, ist sehr wichtig. Ob ich die Frau, die B. und ich Mutter nannten, nicht sehr liebte, ist sehr wichtig. Ohne diesen Trödelkram kommt diese unvollständige Erzählung nicht aus. Es hatte klar zu sein, daß B. den Mann, den wir Vater nannten, sehr viel mehr liebte als ich. So war auch klar, daß der Mann, den wir Vater nannten, B. sehr viel mehr liebte als mich. Es hatte klar zu sein, daß B. die Frau, die wir Mutter nannten, sehr viel weniger liebte als ich. So war auch klar, daß die Frau, die wir Mutter nannten, B. sehr viel mehr liebte als mich. Was hatte noch klar zu sein? Daß die Frau und der Mann, die B. und ich Mutter und Vater nannten, B. den Großen nannten und mich den Kleinen.

Solange alles klar war, lernte ich von B., daß es Männer aus Schnee gibt, woraus ein Drachen besteht, wie man nicht absäuft und wieso 6 durch 2 geteilt werden kann.

Was lernte ich von B. noch? Ich lernte von B. nicht, wie man mit einem Mädchen tanzt. Ich lernte nur, wie ein Mädchen aussah, mit dem B. tanzte. Ich hatte versucht, mit einem Mädchen zu tanzen. B. kam an meinen Tisch und sagte: »Willst du das mal sehen?« Ich sagte: »Jaschon.« B. holte das Mädchen, mit dem ich zu tanzen versucht hatte, tanzte mit dem Mädchen und rief mir zu: »Guck es dir an.« Das Mädchen legte den Kopf auf seine Schulter und tanzte schön.

Ich konnte B. nicht folgen, und somit war alles klar.

Weil B. mehrere Zentimeter größer ist als ich es bin, war er der Große, und ich war der Kleine. Ich war, weil ich klein war, ehrlich gesagt, froh, daß B. groß war. Weil B. mehrere Zentimeter größer ist als ich es bin, sah er weiter und sagte mir, was er sah. Er sah viel weiter als ich und sagte mir viel. Ich war, ehrlich gesagt, glücklich, daß er mir viel sagte. Obwohl ich nicht so weit sah wie er, erfuhr ich doch manches, so daß mir war, als sähe auch ich weit. Es handelte sich um ein Gefühl von Weite.

Weil B. beweglicher ist als ich es bin, war er ebenfalls der Große, und ich war

wiederum der Kleine. Ich war, weil ich unbeweglicher war, ehrlich gesagt, froh, daß er beweglicher war. Weil B. beweglicher ist als ich es bin, kam er mehr herum und sagte mir, wie es ist. Er kam viel mehr herum als ich und sagte: »Du hockst ewig auf der Stelle.« Ich war, ehrlich gesagt, glücklich, daß er mir das sagte. Obwohl ich nicht so weit herum kam wie er, erfuhr ich doch, daß ich mich von der Stelle bewegen mußte, so daß mir war, als käme ich von der Stelle. Es handelte sich um ein Gefühl von, sagen wir mal Freiheit.

Ich hatte das, was man also Schule nennt, abgeschlossen, und B. kam zur Abschlußfeier, weil es den Mann, der zur Abschlußfeier hätte kommen sollen, nicht mehr gab. B. kam, und ich freute mich gerade so, als wäre der Mann gekommen, den es nicht mehr gab. Ohne ein anständiges Jackett konnte ich nicht zur Abschlußfeier gehen. Zur Abschlußfeier ging nie jemand im Hemd oder im Pullover. B. wußte, daß ich kein anständiges Jackett besaß. B. schenkte mir ein anständiges Jackett aus seinem Jackett-Bestand. Weil B. mehrere Zentimeter größer ist als ich es bin, sah ich in B.s Jackett noch kleiner aus als ich aussehe, aber ich sah anständig aus auf der Abschlußfeier. B. blickte stolz zu mir herüber, und ich blickte stolz hinüber zu B.

Da ich die zeitliche Reihenfolge der Ereignisse nicht immer einhalte, kann ich jetzt ruhig erzählen, daß B. einmal zu mir sagte, sein Leben sei eigentlich zu Ende gewesen, als es den Mann nicht mehr gab, den B. und ich Vater genannt hatten.

Nach der Schulabschluß-Feier tat ich etwas, das man ›eine Universität beziehen‹ nennt. (Warum man das so nennt, habe ich nicht herausgekriegt.) Die Universität befand sich in jener Stadt, in welcher B. wohnte. Da es mir mißlang, ein Zimmer zu mieten, sagte B.: »Zieh doch zu mir!« Das sagte er, obwohl er nur zwei Zimmer bewohnte und sich die Küche und das Bad mit zwei Leuten teilen mußte, die ihm die zwei Zimmer vermieteten. Jetzt bewohnte er nur noch ein Zimmer, und das Bad und die Küche mußten sich vier Leute teilen.

Ich komme hier auf etwas, ohne zu wissen, warum. Es kam vor, daß ich dank eines günstigen Umstandes irgendwo, meinetwegen an der See, ein Zimmer schnappte, um, meinetwegen auch in einem Gebirge, eine Art Urlaub zu verbringen. Das Zimmer war irgendeine kleine Bude. Zufällig oder nicht verbrachte B. im selben Ort, zur selben Zeit auch eine Art Urlaub. Er besuchte mich und sagte: »Besuch mich doch in meinem Zimmer. Mein Fenster geht auf die See.« Oder er sagte: »Mein Fenster geht aufs Gebirge.« Ich besuchte ihn und sah, daß sein Zimmer dreimal größer war als mein Zimmer. Er sagte (und lachte): »Ich hab eine ständige Einladung.«

Es kam vor, daß ich dank eines günstigen Umstandes irgendwohin reiste, um in einer großen Stadt eine Arbeit zu erledigen. Das Hotel, das mir bezahlt wurde, war irgendein Hotel am Stadtrand. Zufällig oder nicht hatte B. in derselben Stadt auch eine Arbeit erledigt. Ich erzählte B. von der Reise und von der Arbeit und von dem Hotel. B. sagte: »Ich wohne dort immer im Stadtzentrum.«

Ich verfalle jetzt in einen anderen Tonfall und sage: Zu jener Zeit begab es sich, daß ich ... Aber dieser Tonfall ist lächerlich. Also: Ungefähr damals verfiel ich aufs Schreiben. Ich war ganz erfüllt davon. Ist ›erfüllt‹ das richtige Wort? Egal. Ist ›schreiben‹ das richtige Wort? Jedenfalls interessierten sich verschiedene Leute für meinen Verfall. Einheimische interessierten sich oft mißtrauisch. Auswärtige interessierten sich oft angelegentlich. Jetzt können Leute fragen: »Was heißt ›Einheimische‹, was heißt ›Auswärtige‹. Sollen wir uns mit geheimnisumwittertem Zeug herumschlagen?«

Zu jener Zeit oder ungefähr damals hockte ich von hier aus gesehen hinter der Grenze. Von dort aus gesehen hockte ich auch hinter der Grenze. Hinter der Grenze hockten ich und die Einheimischen. Die Auswärtigen hockten von dort aus gesehen vor der Grenze. Von hier aus gesehen hockten die Auswärtigen auch vor der Grenze. Die Auswärtigen kamen über die Grenze, die Einheimischen kamen nicht über die Grenze. Die Auswärtigen kamen über die Grenze zu mir, die Einheimischen kamen hinter der Grenze zu mir.

Es gab auch Einheimische, die sich angelegentlich interessierten. Es gab auch Auswärtige, die sich mißtrauisch interessierten.

B. interessierte sich angelegentlich und mißtrauisch. Angelegentlich vielleicht, weil er für mich B. war. Mißtrauisch vielleicht, weil bisher alles klar gewesen war.

Womöglich paßt es hier her: B. gehörte der staatlichen Partei an. Das klingt vielleicht nicht gut, weil es ohne jeden Umschweif gesagt ist.

Eines Tages und eines zweiten Tages und eines dritten Tages und eines undsoweiter Tages trafen angelegentliche Auswärtige und angelegentliche Einheimische zusammen zum Beispiel bei mir. Die Auswärtigen und die Einheimischen waren fremd zueinander und neugierig aufeinander und Schreiber. »Jetzt lesen wir einander unsere Schreib-Arbeiten vor«, sagte ein Auswärtiger. »Dann werfen wir einander unsere Fehler vor«, sagte ein Auswärtiger, »und loben einander.« Jetzt lasen die Einheimischen und die Auswärtigen ihre Schreib-Arbeiten vor. Dann lobten die Einheimischen die Auswärtigen, und die Auswärtigen lobten die Einheimischen. Dann warfen die Auswärtigen den Einheimischen ihre Fehler vor, und die Einheimischen warfen den Auswärtigen ihre Fehler vor. Wir soffen verschiedene Weine und

rauchten verschiedene Zigaretten. Dann aßen wir Suppe. Dann lobten und beschimpften Auswärtige Auswärtige. Dann beschimpften und lobten Einheimische Einheimische. Dann aßen wir Brot. Dann palaverten Auswärtige mit Auswärtigen und Einheimische mit Einheimischen und Auswärtige mit Einheimischen und Einheimische mit Auswärtigen über Suppe, Brot, Zigaretten, Wein, über die Grenze von dort aus gesehen, über die Grenze von hier aus gesehen, über die staatliche Partei, über abwesende Auswärtige, über abwesende Einheimische, über die Frauen oder Männer abwesender Einheimischer und abwesender Auswärtiger und – tja, jetzt wieder ohne Umschweif – über die geheime staatliche Polizei. »Hast du gesehen, daß ein Auto hinter uns herfuhr von hinter der Grenze bis vor das Haus?«. »Siehst du – da, sieh mal! –, daß in dem Haus da drüben seit acht Stunden jemand hinter der Gardine steht?«. »Da, sieh mal! – siehst du das Auto, das hinter uns herfuhr? Es steht zwei Häuser weiter unter der Laterne vor dem kleinen Tor. In dem Auto sitzen zwei, sitzen schon acht Stunden.«

Jetzt soffen wir einheimische Schnäpse und rauchten auswärtige Zigarren. Dann steckten Auswärtige Einheimischen Schreib-Arbeiten zu. Dann steckten Einheimische Auswärtigen Schreib-Arbeiten zu. Dann steckten Auswärtige einheimische Schreib-Arbeiten in den Strumpf, unters Hemd, in die Tasche.

Jetzt soffen wir auswärtige Schnäpse und rauchten einheimische Zigarren. Dann sagte eine oder einer auswärtige oder einheimische Witze auf. Dann lachten manche.

Gelegentlich erzählte ich B. Witze, die einer oder eine erzählt hatte, warum nicht. Gelegentlich erzählte ich B., wer die Witze erzählt hatte. Gelegentlich erzählte ich B. Witze, die ich erzählt hatte. So wußte B., wer die Einheimischen und Auswärtigen waren, die geraucht, gesoffen, Schreib-Arbeiten vorgelesen, gegessen, geschimpft und gelobt hatten.

Gelegentlich erschienen in auswärtigen Zeitschriften einheimische Texte, die die Auswärtigen in die Tasche, unters Hemd, in den Strumpf gesteckt hatten. Gelegentlich erschien in einer auswärtigen Zeitschrift einer meiner Texte, die ein Auswärtiger in den Schuh gesteckt hatte.

Gelegentlich erschien B. bei mir und erzählte, seine staatliche Partei sei unzufrieden mit ihm. Warum? Weil er gelegentlich bei mir erscheine. Weil gelegentlich Auswärtige von vor der Grenze bei mir erschienen. Weil die Auswärtigen nichts Gutes im Sinn hätten. Weil ich nichts Gutes im Sinn hätte. Das sehe die staatliche Partei in auswärtigen Zeitschriften, in denen sie meine einheimischen Texte sehe.

Gelegentlich erschien B. bei mir und sagte, seine staatliche Partei wünsche,

daß er nicht mehr bei mir erscheine. Er aber habe den Wunsch seiner staatlichen Partei streng zurückgewiesen.
Gelegentlich erschien B. bei mir und sagte, seine staatliche Partei fordere, daß er sich von mir trenne. Er aber habe die Forderung seiner staatlichen Partei strikt abgelehnt.
Schließlich erschien B. bei mir und sagte, seine staatliche Partei habe ihm gedroht, ihn aus seiner staatlichen Partei zu werfen, falls er sich nicht von mir trenne. Er habe die Drohung seiner staatlichen Partei ernst genommen und geantwortet: »Werft mich meinetwegen hinaus.«
Endlich erschien B. bei mir und sagte, seine staatliche Partei habe ihn aus seiner staatlichen Partei geworfen. Jetzt sei er aber stark erleichtert – jetzt könne er weiterhin bei mir erscheinen.
Jetzt war wieder alles klar.
Bald kam alles, wie manches sehr bald kommt. Die staatliche Partei, die mich nicht mochte, ließ mir sagen, mit mir sei nichts.
Ich gab einer Auswärtigen meine Schreib-Arbeiten, und die Auswärtige brachte meine Schreib-Arbeiten über die Grenze vor die Grenze. Meine Schreib-Arbeiten füllten vor der Grenze ein Buch, und ich hockte hinter der Grenze.
Einer, dem die staatliche Partei das Sagen hatte zukommen lassen, sagte vor allen Leuten, mit mir sei gar nichts. Mit mir könne höchstens etwas passieren.
Zu jener Zeit ... ach was; genau damals verfiel ich aufs Verschwinden.
Einer, dem die staatliche Partei das Wollen hatte zukommen lassen, wollte, daß ich hinter Gittern verschwinde.
Aber mit Geld geht alles besser. Mit Geld, auswärtigem, ging es. Ich ging, weil ich gehen wollen mußte, über die Grenze. Jetzt war ich ein auswärtiger Einheimischer.
Was jetzt alles kommt, lasse ich weg. Nur eines: Ich saß vor der Grenze, und B. saß hinter der Grenze, und ins Einheimische ließen sie ... also mal direkt gesagt: die einheimische staatliche Partei und die einheimische geheime staatliche Polizei ... ins Einheimische ließen sie mich nicht, und B. ließen sie nicht zu mir.
Ich hätte B. nach gewisser Zeit gerne wieder einmal gesehen. B. hätte mich nach derselben gewissen Zeit gerne wieder einmal gesehen. Wir waren auch gar nicht weit voneinander entfernt. B. saß hinter der Grenze ein paar Minuten von der Grenze entfernt; ich saß ein paar Minuten von der Grenze entfernt vor der Grenze.
Außer der Gegend hinter der Grenze und außer der Gegend vor der Grenze gab es noch eine weit entfernte Gegend jenseits der Grenze, hinter der B.

saß. Dorthin durfte B., und ich durfte dorthin auch. Dorthin fuhr ich, dorthin fuhr B., und dort haben wir uns gerne wieder einmal beziehungsweise fünf- bis sechsmal gesehen. Das war schön.
Es wäre nicht schlecht, darüber zu reden, ob in einer kurzen Erzählung Zeitangaben gebraucht werden. Obwohl ich die Sache mit B. nur unvollständig erzählen kann, komme ich leider nicht ohne Zeitangaben aus, der Zeitlücken wegen. Mein Text klebt eben gewaltig an der wirklichen Wirklichkeit. Anders wäre es mir lieber.
Ein Dutzend Jahre nach meinem Verschwinden tauchte ich im ehemaligen Einheimischen auf, weil es die Grenze plötzlich nicht mehr gab. Ach war das ein »Guten Tag! Wie geht's dir?«
Ich war zwar ein Auswärtiger, aber als ich B. traf, war mir fast heimisch zumute.
Irgendwann kurz vorher war B. einer neuen Partei beigetreten, oder B. trat kurz nachher einer neuen Partei bei. Er war zwar ein Einheimischer, aber als er mich traf, war ihm fast auswärtig zumute, glaube ich.
Reichlich zwei Jahre nach dem »Guten Tag! Mir geht's gut!« – ja, was war da. Eine staatliche Partei war da nicht mehr, und eine geheime staatliche Polizei war da nicht mehr. Etwas aber war da noch. Das wollte ich gerne einmal sehen. Dahin ging ich, und da habe ich es beziehungsweise ein- bis zehnmal gesehen.
Vor ewigen Zeiten, hinter der Grenze, als B. bei mir erschienen war und gesagt hatte, seine staatliche Partei habe ihm gedroht, ihn aus seiner staatlichen Partei zu werfen, falls er sich nicht von mir trenne – da war B. zu seiner geheimen staatlichen Polizei gegangen und hatte gesagt: »Jetzt arbeite ich schon seit ewigen Zeiten für euch, und jetzt macht mir die Partei Ärger. Wäre es da nicht das beste, ich sagte zur Partei: ›Werft mich meinetwegen hinaus‹.«
Die geheime staatliche Polizei hatte zu B. gesagt: »Nana. Es ist schließlich unsere Partei, und wir sind nur ihre Polizei.« Aber am Ende hatte die geheime staatliche Polizei zu B. gesagt: »O.K. Laß dich aus der Partei hinauswerfen. Es dient letzten Endes unserer Partei, und wir sind nur ihre Polizei.«
Jetzt, also damals, wurde B. aus seiner staatlichen Partei geworfen, jetzt war er aber stark erleichtert, jetzt konnte er weiterhin bei mir erscheinen.
Jetzt, also eine Ewigkeit später, sah ich ungerne, daß B. der staatlichen geheimen Polizei nicht bloß einmal die Geheimnisse aufgezählt hat, die ich mit B. hatte.
Über Dort, diese weit entfernte Gegend jenseits der Grenze, wohin ich hatte

fahren dürfen und wohin B. hatte fahren dürfen und wo wir uns gerne wieder einmal gesehen hatten, fand sich auch etwas.
Es wäre nicht schlecht, darüber zu reden, wie mir zumute war, als ich das gesehen hatte. Obwohl ich meinen Unmut vollständig erzählen könnte, komme ich nicht ohne Abkürzungen aus. Mein Text klebt eben gewaltig an der wirklichen Unwirklichkeit. Anders wäre es mir lieber.
Etwas aber war da noch. Das wollte ich gerne einmal sehen.
B. wurde übel, er sagte: »Ja, es ist wahr. Was soll ich jetzt tun. Du warst nicht der einzige, über den ich geredet habe. Du warst nicht einmal der wichtigste.«
Ich sagte: »Das glaube ich. Ich habe es gesehen. Geh zu den anderen und sage ihnen: ›Ja, es ist wahr‹.«
B. ist zu einem anderen gegangen und hat es ihm gesagt.
Zu mir hat er gesagt: »Was soll ich jetzt tun.«
Ich sagte: »Geh zu einem zweiten anderen und sage ihm: ›Ja, es ist wahr‹.«
B. ist zu einem zweiten anderen gegangen und hat es ihm gesagt.
Zu mir hat er gesagt: »Was soll ich jetzt tun.«
Ich sagte: »Ich weiß es nicht.«
Ich kann die Sache mit B. nur unvollständig erzählen. Ein Ende hat die Erzählung auch nicht.

Unsichtbar, profillos? Das Porträt der heute 35jährigen.

Sie ist unübersehbar, aber man kennt sie nicht: die Generation der 33 bis 39jährigen. Sie ist merkwürdig profillos geblieben, zumindest in der öffentlichen Meinung. Als Willy Brandt 1969 versprach »mehr Demokratie zu wagen«, drückten die 78er noch die Schulbank. Als viele der 68er ihre Enttäuschung – das Ausbleiben der Revolution – schon verdaut hatten, machten sie sich erst auf die Suche nach ihrer politischen Identität. Auch wenn der Zeitgeist diese Generation behandelt, als sei sie durch den Rost der Geschichte gefallen, wird sie im Jahr 2000 die Geschicke der Bundesrepublik entscheidend mitgestalten.

222 Seiten. Broschur. DM 22,–

Die soziale Typologie und das geistige Gesicht der 78er – ein farbiges, spannendes und geistreiches Porträt.

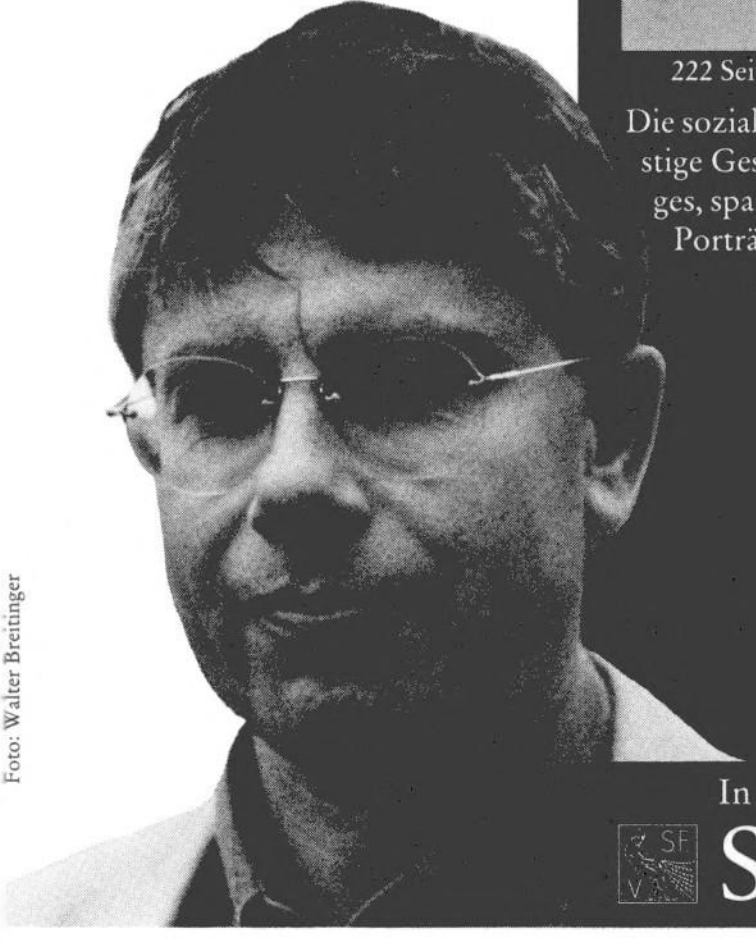


Foto: Walter Breitinger

In allen Buchhandlungen

S. Fischer

Monika Maron
Zonophobie

Seit ich von Osten nach Westen reisen durfte und die deutsche Teilung sich für mich durch sinnliche Anschauung aus der historischen Gewißheit in reine Absurdität verwandelte, fing ich an, mich dafür zu interessieren, wer warum die Teilung Deutschlands wollte: warum die Linken, warum die Franzosen, die Russen, die Engländer, die Vereiniger Westeuropas, eigentlich alle außer Martin Walser und vermutlich der Hälfte aller Ostdeutschen. Ich selbst begann in dem Maße die deutsche Einheit zu wollen, wie die Argumente für die deutsche Teilung mir verdächtig wurden.

Inzwischen ist mir die Einheit zum Alptraum geworden, und das nicht, weil irgendeiner ihrer Gegner recht behalten hätte: die Linken oder die Franzosen, die Engländer oder Russen; auch nicht, weil die sächsischen Chemiearbeiter nicht mehr unter den tropfenden Säureleitungen hantieren dürfen und statt dessen arbeitslos sind; auch nicht, weil die Mieten steigen, Spekulanten glückliche Zeiten haben, mittelmäßige Wissenschaftler aus westlichem Sonstwoher die ostdeutschen Lehrstühle okkupieren, das alles gehört zu Nachkriegszeiten. Wir leben in einer verspäteten Nachkriegszeit.

Die Einheit ist mir zum Alptraum geworden, weil der Osten, wo er sich als solcher artikuliert, mir unüberwindlichen Ekel verursacht. Alles hat sich in Ekel verwandelt: mein Mitleid, meine Anteilnahme, mein Interesse. Ich weiß, daß ich ungerecht bin, und kann es nicht ändern. Ich halte es für eine Krankheit und weiß nicht, wie man sie heilt. Die Krankheit nenne ich Zonophobie.

Ich will versuchen, die Symptome wahrheitsgetreu zu beschreiben. Möge ein gerechterer Mensch als ich befinden, ob der Defekt bei den Betrachteten liegt oder beim Betrachter oder bei beiden. Ich nehme mir das Recht zur Ungerechtigkeit, ein paar Seiten lang, einmal ausatmen nur, nachdem ich von meiner bemühten Gerechtigkeit schon ganz kurzatmig geworden bin.

Schon auf der Autobahn von Hamburg nach Berlin erkenne ich sie, ohne ihre Nummernschilder zu entziffern: Wer unbeirrt auf der linken Spur fährt, weil er irgendwo am Horizont einen Trabanten oder Lastwagen vermutet,

ist aus dem Osten. Was man hat, das hat man, in diesem Fall die linke Spur. Wer an einer Auffahrt beflissen und todesmutig links rausfährt, ohne sich um heranrasende BMW- und Porscheherden zu kümmern, ist aus dem Osten. Er zeigt, daß er gelernt hat.
Sturer Trotz und peinliche Beflissenheit sind überhaupt die prägenden Züge derzeitigen ostzonalen Verhaltens. (Spätestens hier muß ich wohl sagen, daß ich alle ausnehme, die sich wie vernünftige, auf die Wechselfälle des Lebens vorbereitete Einzelmenschen benehmen. Die waren vor '89 anders und sind es auch jetzt.)
Wenn meine masochistische Neugier mich treibt, in der Pankower Kaufhalle – ehemals HO, jetzt Spar – einzukaufen und ich sie, mit denen mich eine Vergangenheit als Konsument des Staatlichen Handels eint, bei ihren Beschaffungsaktionen beobachte, reagiere ich wie ein Allergiker, dem eine Katze auf den Schoß springt. Ich muß mich beherrschen, um ihnen ihre ekelhaft großen Fleischpakete oder ein süßes balkanesisches Perlgesöff namens Canei nicht wieder aus den Einkaufswagen zu reißen. Ich möchte die mürrische Frau, die mir gerade mit ihrem Gefährt über die Zehen gefahren ist und mich danach vorwurfsvoll ansieht, fragen: Warum entschuldigen Sie sich nicht? Oder den Mann, mit dem ich fast kollidiert wäre: Warum lächeln Sie nicht? Wie eine Animateuse gehe ich zwischen ihnen umher, lächle und entschuldige mich, entschuldige mich und lächle, hoffend, sie werden meine Botschaft eines Tages verstehen.
Noch schlimmer ist es, wenn der Hunger mich in die Folterstuben der ostdeutschen Gastronomie zwingt. Sobald das Essen genießbar ist, findet sich ein Hinweis auf das Niveau des Etablissements auch schon in der Speisekarte. Niveau sind die letzten beiden Silben des Substantivs Weltniveau; das weiß jeder, der aus der DDR stammt. Wer sich also heute in ein Restaurant mit Niveau verirrt, ahnt, wem es gehört, das mutierte Gästehaus des Ministerrats in Niederschönhausen zum Beispiel, wo wir nicht zu fünft an einem ausreichend großen Tisch sitzen durften, weil wir das Niveau verdorben hätten. Freunde von mir, die keine genuinen Ostmenschen sind, sagen oft, ich übertreibe oder ich müsse mehr Verständnis haben. Ich hingegen glaube, daß meine Freunde nur so nachsichtig sein können, weil ihnen erspart bleibt, wirklich zu verstehen, was sie erleben. Sie müssen nicht zwanghaft, wie ich, jede Situation in eine andere übersetzen; sie wissen nicht, wie es war, als man sich dem Anspruch auf gastronomisches Niveau noch nicht entziehen konnte, indem man zum nächsten Italiener flieht. Sie haben keine Ahnung, welch elendes Leben man unter der Diktatur von Kellnern, Klempnern und Taxifahrern führt. Es mag frivol klingen, aber es ist die Wahrheit: Ich habe unter der Stasi weniger gelitten als unter den Kellnern,

Klempnern und Taxifahrern. Die Stasi konnte ich ignorieren, ich brauchte sie nicht.

Am wenigsten ertrage ich an meinen ehemaligen Staatsbürgerschaftsgefährten, daß sie glauben, alle Welt sei ihnen etwas schuldig, insbesondere schulde man ihnen ihre Würde. Sie haben scheinbar vergessen, daß viele von ihnen mit ihrer Würde bis vor drei Jahren ziemlich leichtfertig umgegangen sind und sie auf die Art eines Tages verloren haben. Nun denken sie, Helmut Kohl und die Treuhand hätten sie gefunden und wollten sie nur nicht wieder rausrücken. Das Ungewöhnliche an dieser Würde ist, daß ihr Wert sich ganz einfach in Geld ausrechnen läßt. So viel Würde, wie jetzt Geld gebraucht wird, kann es in diesem Land unmöglich gegeben haben, sonst sähe es anders aus.

Wahrscheinlich meinen sie etwas anderes: Sie vermissen ihre gewohnte Gleichheit. Als sie noch alle eher wenig als viel, eben nur gleichviel hatten, fühlten sie sich offenbar auch gleichwert. Eine der häufigsten Fragen in diesem Land war: Du glaubst wohl, du bist was Besseres. Was Besseres war niemand, und so schlau wie der war man allemal. In Fragen des Geschmacks und der Bildung war die Behauptung, man lebe in der Diktatur des Proletariats, keine Lüge. Und plötzlich ist das vorbei; *die* Kränkung ist die tiefste und kann nicht vermieden werden.

Solange ich unter ihnen lebte, ist mir die außergewöhnliche Empfindsamkeit meiner ostdeutschen Mitmenschen verborgen geblieben. Im Gegenteil: Ich bin an ihrer Dumpfheit und Duldsamkeit, an ihrer Duckmäuserei und ihrem feigen Ordnungssinn oft verzweifelt. Eigentlich sollte ich mich freuen, daß sie plötzlich eine Ungerechtigkeit eine Ungerechtigkeit nennen und eine Lüge eine Lüge. Wenn ich aber sehe, wie sie sich empören, wie sie wieder und wieder in die Kameras sächseln, daß sie sich nicht verarschen lassen und schon gar nicht verkohlen, wenn sie in ihrem ganzen ostdeutschen Mannesmut jedem, der sie nicht vorher gekannt hat und es darum besser weiß, den Eindruck vermitteln müssen, einem Aufrührer, einem Michael Kohlhaas zu begegnen, dann kann ich nicht verhindern, daß ich sie wieder vor mir sehe, wie sie zu den Wahlurnen geschlichen sind, wie sie mit gesenktem Blick in den Versammlungen gesessen haben, verarscht, verkohlt, gedemütigt. Damals wären sie nicht auf die Idee gekommen zu streiken. Und jetzt, will es mir scheinen, ist ihnen das Recht zu streiken nicht mehr die Schwierigkeiten wert, die es kostet, diesen Schrotthaufen von einem Land in eine nach europäischem Maß vernünftige Gesellschaft zu verwandeln.

Für jede Unbill wird ein Feindbild gebraucht. In Ermangelung von Phantasie nehmen sie das, was ihnen Jahrzehnte eingebleut wurde: Der Westen ist schuld. Der Westen zahlt zu wenig, der Westen schickt die falschen Leute,

der Westen verramscht die verrotteten Kostbarkeiten. Dabei müßten sie nur nach Osten sehen, um zu wissen, wie schlecht es ihnen gehen könnte. Aber sowenig es sie interessiert, daß auf dem Balkan die Leute sterben, daß die Russen hungern, daß den Ungarn, Polen, Tschechen und Slowaken schlechte Zeiten bevorstehen, so wenig nehmen sie zur Kenntnis, daß die Verkäuferinnen in Hamburg für zweitausend Mark brutto streiken, daß die höheren Löhne im Westen von den noch höheren Mieten geschluckt werden, daß die zusätzlichen Steuern, die schließlich ihretwegen erhoben werden, die Leute am ärgsten treffen, denen es kein bißchen besser geht als ihnen selbst, auch wenn sie in Köln oder Bochum wohnen, also mit dem Schimpfwort Wessis bedacht werden, was ein Synonym ist für reich.
»Der Kohl hat es uns schließlich versprochen« – das ist der peinlichste, blamabelste, lächerlichste Satz der letzten beiden Jahre. Der arroganteste Westdeutsche könnte den Ostdeutschen nicht mehr Unmündigkeit vorwerfen, als sie sich mit diesem Satz selbst bescheinigen. Jeder SPD-Politiker, der ihn gegen Helmut Kohl benutzt, sollte wissen, daß er die Ostdeutschen damit zu einem Haufen blöder, enttäuschter Kinder erklärt, die greinen, weil sie zu Weihnachten das falsche Geschenk bekommen haben. Helmut Kohl hat etwas versprochen, das er bis jetzt nicht gehalten hat. Na und. Oskar Lafontaine hat es nicht versprochen, dem haben sie nicht geglaubt. Wer hat sie gezwungen, Kohl zu glauben? Welchen Grund hatten sie überhaupt, nach vierzig Jahren DDR irgendeinem Politiker mehr zu glauben als den eigenen Augen und dem eigenen Denkvermögen? Sie kannten ihre Betriebe, Städte, Häuser am besten; sie selbst hätten Kohl damals sagen müssen, daß er sich irrt oder lügt, wenn er behauptet, die DDR ließe sich innerhalb von drei oder vier Jahren in den Garten Eden verwandeln, und das, ohne die Steuern zu erhöhen. Und was hätten sie eigentlich anders entschieden, wenn sie ihm nicht geglaubt hätten? Hätten sie auf die Währungsunion verzichten wollen und auf die Einheit und auf die Hunderte Milliarden, die in dieses Ländlein fließen, während das Riesenreich der Russen um die Stundung der Zinsen für einen Hundertmilliardenkredit betteln muß?
Damals haben sie selbst nicht an das Überleben ihrer Betriebe geglaubt, deren Produkte sie auch selbst nicht kaufen wollten. Inzwischen ist dank der wortgewaltigen Unterstützung einiger Wirtschaftsexperten unter Deutschlands Schriftstellern die Legende verbreitet worden, erst die Treuhand habe die Wirtschaft der DDR ruiniert. Ich bin sicher, daß es in der Treuhand Idioten und Halunken gibt, die gibt es überall, warum nicht auch in der Treuhand. Aber für eine Gangsterbande wie den Verein des Alexander Schalk-Golodkowski halte ich die Treuhand nicht.
Die neue ostdeutsche Einheitsfront, die von der PDS über Diestel bis zu den

Neonazis reicht, verrührt die DDR-Geschichte zu einem einzigen Opferbrei, die eigene Vergangenheit wird unter dem neuen Feindbild begraben, ein neues Wir ist geboren, »wir aus dem Osten«; endlich dürfen alle Opfer sein, Opfer des Westens. Niemand ist mehr verantwortlich für den wirtschaftlichen und politischen Ruin des Landes außer der Treuhand. Unter der SED waren wenigstens die Mieten billig, und alle hatten Arbeit. Und Adolf Hitler war der Mann, der die Autobahnen gebaut hat. Was glauben all jene, die noch immer das Bewahrenswerte der DDR beschwören, wie lange das Kartenhaus DDR noch gestanden hätte? Nicht einen Tag länger als die Sowjetunion.
Manchmal denke ich, die Gegner der Einheit hatten recht: Die Ostdeutschen hätten durch die ganze Misere, die dem Zusammenbruch folgen mußte, allein gehen sollen, damit sie endlich hätten lernen können, daß das eigene Tun und Nichttun Folgen hat, auch das Dulden und das Schweigen. Statt dessen flüchten sie sich aus der verordneten Unmündigkeit in die freiwillige, indem sie die neue Obrigkeit für die alte nehmen. Diese Regierung aber haben sie gewählt. Wenn sie das nachträglich für einen Fehler halten, können sie ihn bei der nächsten Wahl korrigieren.

Nachdem ich meinem ungerechten Zorn einige Seiten gegönnt habe, beschleicht mich das Bedürfnis nach Gerechtigkeit, und ich will die Geschichte von einem jungen Mann erzählen, der mich kürzlich in meiner alten Pankower Straße ansprach. Er kam mir bekannt vor, und ich überlegte noch, welcher Freund meines Sohnes er sein könnte, als er sagte: Erkennen Sie mich nicht, ich war der Briefträger. Er schien zu wissen, daß er kaum wiederzuerkennen war.
Vor vier oder fünf Jahren, als er noch unser Briefträger war, kannte ich ihn als einen blassen scheuen Jungen in einem zu kleinen Mäntelchen mit Samtkragen, beladen mit der Posttasche und einem seiner Jugend unangemessenen Ernst. Einmal klingelte er und fragte, ob ich ihm ein Buch von mir leihen könne. Später traf ich ihn auch auf einer meiner Lesungen in einer Kirche.
Daß ich ihn nicht erkannt habe, lag nicht an der neuen Kleidung, der veränderten Frisur oder der Sonnenbrille mit den runden Gläsern. Er lief anders, sprach anders, er war anders.
Ich fragte ihn, was er jetzt so treibe. Er studiere Altphilologie, sagte er, das sei ein alter Traum von ihm gewesen.
Ich weiß nicht, ob der leise Triumph, den ich zu hören glaubte, in seiner Stimme lag oder von mir dazugegeben war. Einer von denen, die in diesem Osten verkümmert wären, weil sie den Dienst mit der Waffe verweigerten

oder sich der FDJ fernhielten, die schlimmstenfalls an der Mauer erschossen wurden und bestenfalls eines Tages Gedichte schrieben, deren Träume sich aber nie erfüllten. Jetzt besichtigte er den Schauplatz seines unfreiwilligen Briefträgerlebens als der, der er schon immer hatte sein wollen. Er sei froh, sagte er, nur froh.
Ich war auch froh, weil er froh war und weil wir Gott sei Dank die Einheit haben und weil Heinrich Fink sich zwar als Gründungsmitglied eines Gerechtigkeitsvereins wichtig machen darf, aber nicht als Rektor der Universität, an der mein ehemaliger Briefträger sich seinen Traum erfüllt.

Yaak Karsunke
Fünf sarkastische Sonette

auf schwankendem grund

ein brett, die mauer: fertig ist die wippe.
zwei länder leben ständig auf der kippe.
dann stürzt die mauer ein, das brett liegt platt:
wer davon schaden, wer den nutzen hat...

kein stand an diesem ort. die schollen treiben,
die wetten laufen & es bleibt die frage:
wer wird sich wen am ende einverleiben?
die antwort ist ein grollen unter tage.

wird dieses land sich diesmal selbst genug
(die grenzen fließen & die schollen treiben)
nach zweimal höhen-, zweimal aschenflug?

zwei halbe länder streiten um ein land:
was muß verschwinden, wer darf bleiben?
selbst wer gewinnt, hat einen schweren stand.

den hochverdienten dichtern

der staat, dem ihr verpflichtet, ist vergangen.
was ihm auch schiefging: ihr habt es besungen.
oft heiser zwar, & manchmal auch mit bangen,
doch stets aus vollen – & verstaubten – lungen.

mal hart gestraft, dann wieder weich gebettet,
habt ihr euch dialektisch durchgefrettet;
daß euch der ruhm an den ruin nun kettet –
das darf nicht sein. so habt ihr nicht gewettet.

man muß doch zwischen euren zeilen lesen,
wo – klug verschlüsselt – widerworte stehn.
ist alle kunst denn ganz umsonst gewesen?

was sieg verhieß, hilft nun beim untergehn:
der weltgeist waltet, wie es seine pflicht.
so – rette sich, wer kann. ihr könnt es nicht.

kollektiver abgesang

wir sind es, wie Sie wissen, nicht gewesen.
es war der staat. & das politbüro.
auch ist in jeder zeitung jetzt zu lesen:
die stasi wars. da sind wir aber froh.

wir alle waren – innerlich – dagegen.
nur: sagen konnten wir das selbstverständlich nicht.
in diktaturen muß man dreimal überlegen,
bevor man, auch nur leise, widerspricht.

verbittert mußten wir die augen wenden
(man hätte uns den zorn sonst angesehn).
doch war uns klar: das kann nur böse enden.
so ist es, gottseidank, ja auch geschehn.

das einzige, was uns dabei geniert:
daß unser heldentum nun niemand honoriert.

an die tote geliebte

du warst das land, von dem wir immer träumten,
das bild der zukunft, eine utopie.
auch wenn wir zu besuchen dich versäumten:
du warst das bessre deutschland irgendwie.

wir priesen neidvoll die errungenschaften
im deutschen arbeiter- & bauernstaat.
wie sollen wir jetzt den verlust verkraften?
es ist so schad' ums proletariat.

wir liebten aus der ferne deine karge
& bittersüße schönheit wirklich sehr.
jetzt stehn wir jäh verwaist an deinem sarge.

woran du starbst – wir wollen es nicht wissen.
die rote nelke trotzig im revers
bekunden wir, daß wir dich tief vermissen.

berliner begegnung

wer tritt da aus dem zwielicht mir entgegen?
mit halber stimme in der halben nacht
stellt er die frage (äußerst ungelegen):
was hätte dieser staat aus dir gemacht?

nicht so, mein zerrbild, nicht mit dieser masche
– das opfertäter-netz verfängt hier nicht –
lüg dir nicht immer weiter in die tasche!
jedoch mein trüber schatten widerspricht:

wir hier im osten, ihr im freien westen,
was angesagt, das haben wir gelernt;
wir in den hütten, ihr in den palästen –
& doch so weit nicht, wie du denkst, entfernt.

geh aus dem spiegel, bruder. ich erschrecke,
wenn ich in dir mein ebenbild entdecke.

literarisch und aktuell

Bernd Schirmer, Schlehweins Giraffe
Eine literarische Geschichte über die komische und absurde Zeit nach der deutschen Wende, über Menschen, Ostberlin und eine sprechende Giraffe . . .
154 S., 26,– DM

Klaus Richter, Dschungel mit Kunstrasen
Richter erzählt von Erlebnissen, Hoffnungen und kleinen und großen Lebenslügen. Ein großer Roman über die kleinen Leute in den 50er Jahren.
236 S., 32,– DM

Thommie Bayer, Spatz in der Hand
Die Geschichte eines Schreibers und einer Redakteurin und ihrer verschlungenen Wege zueinander. Sinnlich, zärtlich und spannend erzählt.
224 S., 29,80 DM

Irene Goettle, Deutsche Sitten
»Diese Texte werden mehr von der Bundesrepublik des ausgehenden Jahrhunderts bewahren als ein Großteil ihrer zeitgenössischen Literatur.« *FAZ*
384 S., 38,–DM

Uwe Wesel, Fast alles, was Recht ist – Jura für Nicht-Juristen
Eine Einführung in die wichtigsten Rechtsgebiete – urteilen Sie selbst . . .
Originalausgabe der ANDEREN BIBLIOTHEK
Ca. 425 S., 44,– DM

Richard von Weizsäcker im Gespräch mit Gunter Hofmann und Werner A. Perger
Ein großes und bewegendes Dokument staatsmännischer Reflexion über deutsche Gegenwart und Zukunft.
184 S., 24,– DM

EICHBORN

Eva Demski
Der Hund ist klüger als du

Liebe Nellie, ratzfatz, sagst du immer, wenn was schnell oder unvorhergesehen ist, ratzfatz, so ein blödes Wort. Ich habe es bei dir zum erstenmal gehört, bei uns heißt das mirnixdirnix, oder vielleicht brauchen wir für sowas kein Wort, weil wir nicht so leicht zu überraschen sind. Erinnerst du dich noch an deinen Brief vom Sommer '89? Jetzt mache ich mir eine Beutelsuppe, und dann kümmere ich mich um die Revolution, hast du geschrieben. Das hat mir fast das Herz gebrochen, ich schwöre es dir, nicht nur, weil ich auch das Wort Beutelsuppe nicht kannte, sondern weil ich neidisch war auf deine außergewöhnliche Zeit, weil ich mich an meine außergewöhnliche Zeit erinnert habe, bei der zwar außer einer Menge wunderbar theatralischer Erinnerungen nichts herausgekommen ist, aber was wären wir ohne unser Weltbühnchen von damals, schön und gefährlich haben wir uns gefühlt, weiß ich noch ganz genau, und jetzt du und deine Freunde, die ich nicht kenne, aber ich kann sie mir vorstellen und auch die Kneipen, in denen ihr so heftig überwacht werdet, bis ihr ein für allemal wißt, wie wichtig ihr seid.

Überwacht wurdet. Wichtig wart. Es ist ein schleichschmerzender Abschied, ich kann mich erinnern. Oder ich tu so, damit ich auch noch was von euren Erdbeben habe. Jedenfalls, nachdem ich dir dieses blöde Päckchen mit Lacroixsuppe und Parmaschinken geschickt und geschrieben hatte, ein Revolutionär muß ordentlich essen, bin ich mir ziemlich blöde vorgekommen, wie eine Oma, die noch was vom Leben der Jungen haben will und Kuchen schickt, der nur bedeutet: laßt mich doch mitessen. Wie wir dann eingeladen worden sind, du und ich, nach Berlin, durch irgendeins der Löcher im sonst noch intakten Verschlußstaat – warum hast du mich die halbe Nacht veralbert, indem du dir das Hotel hast erklären lassen? Ach, das gibt es alles und kostet das extra und was passiert wenn ich hier draufdrücke und wird das immer wieder nachgefüllt und das riecht aber gut. An der Minibar kann man pleite gehen, aber das hat dir als Beweis für die Inferiorität des Hiesigen, des Meinigen, des für mich Gewöhnlichen blöderweise nicht gereicht.

Ratzfatz. Ich habe dich nicht merken lassen, daß ich dich von Kopf bis Zeh

beäugt und überlegt habe, woran man es eigentlich merken soll. Denn schon in der Abgeschlossenheit flogen die Kataloge wie fette Vögel zu euch und sorgten umsichtig für Ähnlichkeit, zumindest für Normalblicke wie meine. Warum sehen wir uns so selten, jetzt, wo es geht? Weil es geht? Es gilt, die Denksträhnen zu teilen, die Liebe in den Zeiten der Annäherung, wer sagt schon, daß das einfach ist. Beim erstenmal drüben habe ich dich verabscheut, als du bei diesem verbrecherischen Gürtelhändler standest und meinen erfahrenen, gürtelgewohnten, gürtelübersättigten Rat nicht haben wolltest. Ist sie tatsächlich so, habe ich gedacht, um uns standen schön und ernst die Häuser deines Marktplatzes mit ihren unschuldigen alten Gesichtern und wurden von dir keines Blickes gewürdigt: Nur dieser Kerl, dieser Schiffschaukelbremser, bei uns bekäme der kein Paar Schnürsenkel los, habe ich gedacht, deswegen ist er auch bei dir gelandet mit seinen grünen Kunstledergürteln mit Tigerschnallen und dem ganzen Schrott. Plötzlich hat mich dann deine Begeisterung angesteckt, endlich, und wir haben ihn runtergehandelt, den gaunerhaften Schönheitshändler. Wieder was gelernt, hast du gesagt. Wieder was gelernt, hab ich geantwortet. Aber es hat nicht vorgehalten bei uns, oder sehe ich das falsch?

Wegen der Treue zu deinem Hund hatte ich eine ganz neue Liebe zu dir entwickelt, das weißt du. So kannte ich das übrigens nicht, daß man dabei zuschauen kann, wie die alten Zuneigungen verwelken und abfallen und neue aufgehen, die genauso leicht verderblich sind. Der Hund – das wird bleiben. Kein Prag und kein Ungarn, hast du gesagt, ich kann ihn nicht im Stich lassen, er kommt mit, egal, so wichtig ist keine Freiheit auf der Welt, daß man dafür jemanden verläßt, der sich nicht wehrt und dem man nichts erklären kann. Das hat getroffen und das saß, du weißt es. Sogar ich habe ein bißchen wie Rinaldo Rinaldini gedacht und Szenarios der glanzvollen Errettung von Mensch und Tier erfunden und verworfen – bis sie nicht mehr nötig waren. Jetzt bist du da. Gottseidank nicht ganz in der Nähe, aber mit dem Hund, der schon ein bißchen alt ist und dem das Fell ausgeht. Er hat es auch nicht leicht, als einzige echte Vertrauensperson auf der Welt, denn alle anderen, hier und dort, haben Risse und Sprünge gekriegt und drohen in Stücke zu gehen. Auch ich. Einmal habe ich dich gefragt, ob du bespitzelt worden seist. Warum hast du mir eigentlich keine Antwort gegeben? Ich glaube, du traust mir nicht zu, daß ich ein Gewebe erkenne, wo doch die Hiesigen immer nur einzelne Fäden anschauen. Vielleicht hast du recht. Was gegen alles hätte helfen können, ist die Freude. Ich sehe dir aber keine an.

Wieso glaubst du, daß du ein Recht auf meine Freude hast? Das war deine Frage, als wir uns vor kurzem gesehen haben – sie hat mich verblüfft, diese

Frage, und ich kann sie nicht ohne weiteres beantworten. Vielleicht haben viele von uns geglaubt, ein Recht auf eure Freude zu haben. Sicher, und das weißt du, haben wir sie ein bißchen verlernt und hätten sie uns gern anderswoher geholt. Das mußte schiefgehen. Das, was man von altersher den Kindern am Weihnachtsabend abverlangt, die stellvertretende Freude für müde Erwachsene, sollte ins Überdimensionale, ins Allgemeine übertragen werden. Enttäuschung auf allen Seiten, auch bei mir, ich kann es dir eigentlich nur schriftlich gestehen – nicht für alles kann deine Solidarität mit deinem Hund herhalten. Du führst ihn zu oft ins Feld. Immer, wenn dir was nicht paßt, beschreibst du deine und des Hundes Einsamkeit, euer verlorenes, zwar karges, gleichwohl haltbares und vertrauenswürdiges Paradies, in dem es an Äpfeln, aber auch an Schlangen gemangelt hat. Immer ist der Hund krank, nachdem wir von daheim weg sind. Und wenn du zurückgehst? Wirst du dann, samt deinem Hund, die Dinge sehen, wie sie sind?

Da fällt man doch von einer Ohnmacht in die andere, sagst du. Und hilfst mir mit keinem Wort über meinen Zorn und mein schlechtes Gewissen, diesen undurchdringlichsten und blödesten aller Nebel, hinweg. Das schlechte Gewissen, muß ich dir sagen, war hierzulande schon fast ausgestorben, zumindest gestutzt, zum Schweigen gebracht und eingeschüchtert. Ihr habt es wieder eingeführt, es wuchert unkontrollierbar, das nehmen wir übel.

Wie leicht mir plötzlich das Wir-Sagen fällt! Nie vorher habe ich es gekonnt. Aus Du und Ich ist Ihr und Wir geworden, das muß wieder retour gehen, sonst seh ich schwarz wie du. Denn es ist furchtbar anstrengend, Zu- oder Abneigung und die changierende Mischung von beidem immer wieder als beispielhaft um die Ohren geschlagen zu bekommen. Nicht du und ich geraten miteinander ins Gedränge und wurschteln uns wieder heraus oder auch nicht, sondern angeblich Systeme ... Ich bin kein System und du auch nicht. Nein.

Wie kommst du dazu, mir zu widersprechen? Man kann keines sein wollen, auch wenn es manchmal warm hält oder die Geräusche dämpft. Auch wenn man die Hütte wechselt, bleibt der Hund derselbe. Ja, aber in der einen Hütte ist er so geworden, hast du geantwortet. Wir reden nicht von deinem Hund. Der ist bei dir so geworden. Hier geht es ihm, sagst du, schlechter, weil er deine Niederlagen spürt. Was für Niederlagen? Ich bin sicher, du meinst die Revolution, obwohl du nie mehr von ihr sprichst und mir, weil du weißt, daß ich davon absolut nichts verstehe, von deinem Programmierkurs erzählst. Du ziehst auf die Überholspur. Es sieht auch alles an dir vollkommen richtig aus, nur daran glauben mußt du noch lernen und es dann vergessen.

Viel lieber wäre mir, wenn du mir was abgäbest von deinem Früher, auf das du nichts kommen läßt und das du gleichzeitig mit Verachtung strafst. Wie hältst du das aus? Du glaubst mir nicht, wenn ich dich darum bitte. Aber du siehst aus, als würdest du dir den Seelenbesitz nicht wegnehmen lassen.
Das verstehst du nicht! kannst du immer ungestraft zu mir sagen, unter der Beweislast würde ich zusammenbrechen, und das weißt du. Du hast alle deine Schallplatten dortgelassen, dort, wo es so gut und so unerträglich gewesen ist. Auch die Klamotten, trotz der Gewitztheit und Anstrengung, womit sie getränkt waren. Das sei nicht mehr gefragt, hast du gesagt. Zur Zeit scheinst du mit dem Sortieren der Dinge, die gefragt sind, und derer, die fürs erste weggeschlossen werden können, beschäftigt. Daß du dich nur nicht furchtbar irrst bei deinen Aufräumungsarbeiten! Du wärst nicht die erste, die etwas Unentbehrliches auf den Sperrmüll geworfen hat. Seit einiger Zeit bist du dir ganz sicher, was hier verlangt wird, du weißt es anscheinend besser als wir selber. Das Tasten sei vorbei, hast du gesagt. Keiner habe einsehen wollen, was ihr wirklich zu geben hattet. Ich wagte bisher nie, dir darauf zu antworten, denn je sicherer du dich vor mir aufgebaut hast, tadellos frisiert, mit der richtigen Haarfarbe und den richtigen Klamotten bis zu den Schuhen hinunter, je blanker dein Spiegelbild wurde, desto unsicherer habe ich mich gefühlt, nein, eigentlich nicht unsicher, nur eingeschüchtert von den harten Häuten, die du dir angeschafft hast für teuer Geld, weil man die hier ja braucht. Du hast mir wortlos gezeigt, was mir fehlt. Muß man sich auch Schlamperei und Wurschtigkeit hart erkämpfen? Vielleicht, ich weiß es nicht.
Früher warst du eine schüchtern geliebte und neugierig verstandene Fremde, jetzt kenne ich alles an dir, ich habe das alles schon einmal gesehen, und du trägst einen senfgelben Minirock, natürlich hast du die Beine dafür, das ist gar keine Frage, aber man muß sie doch auf dieser schrecklichen Farbe sitzen lassen, diese Produzenten frauenbeleidigender Mode, man darf nicht alles mitspielen, weißt du das denn nicht? Mir hat die Farbe noch nie gefallen, sagst du zufrieden, selbst das innig ersehnte Klamottenwunderland hält seine Foltern bereit, und die sind dazu da, ertragen zu werden.
Ich verstehe dich nicht. Am Anfang, als das drüben und hier ineinanderzusickern schien – ich brauch dir nicht zu sagen, daß in Wahrheit keine Rede davon sein konnte –, da warst du ganz fürsorglich, richtig tuttelig, immer wolltest du allen Leuten Kaffee kochen und die Papiere holen und die Post wegtragen und lieb sein, in deinem ersten Job hier, erinnerst du dich? Du wirst dich nicht erinnern wollen, das verstehe ich. Denn man nahm deine Geschenke der Zuwendung und der Selbstlosigkeit zwar an, aber was man dir dafür gab, blieb für dich unsichtbar. Ich konnte nicht mit dir darüber

reden, denn da war deine Einteilung schon vorgenommen, und du hättest keine Neugier mehr für jene, die dich umgaben, aufbringen können. Sie waren Monster, jedenfalls teilweise. In ihren Adern floß kein Blut, sie gingen dir an deine schutzlose Kehle und saugten all deine mitgebrachte Freundlichkeit aus, bis du ganz leer warst, nicht wahr?
Meinem Eindruck nach hat man dich respektiert. Das war natürlich zu wenig. Deine Freundlichkeit und Fürsorge nahm man hin, ein bißchen verwirrt zwar, noch verwirrter, als du begannst, sie zu verweigern.
Die blöde Propaganda, mit der wir jahrelang angeödet worden sind, stimmt ja doch, hast du irgendwann, nachdem du den Job geschmissen hattest, gesagt. Kalt, ausbeuterisch, unmenschlich. Im Leben hättest du das nicht geglaubt! Und jetzt sei es zu spät. Für was? Ich hätte dich gern gefragt, aber da hattest du mich schon ins andere Lager geschoben, sachte, aber bestimmt, ich könne ja nichts dafür, wenn ich so sei. Jeder müsse sich mit dem seinigen abfinden, oder man müsse kämpfen, aber dazu ist Alleinsein nötig, wenn schon Kälte, dann richtige. Wir haben hier die Gemütsarktis. Du hast es mir klargemacht, deshalb dieser Brief, denn ich fange an, mich gegen das Bild, das du mir vorhältst, nein, zu dem du geworden bist, zu wehren. Ich gehe nicht mit der Mode, ich stimme nicht in die institutionalisierte öffentliche Zerknirschung der vergrämten und beleidigten Linken ein. Selbst wenn es dir kompliziert erscheint – das ist es auch für mich –, ich kann dein Früher nicht glauben, wenn du dich mir jetzt höhnisch als die perfekte, wenngleich innerlich tote Hiesige präsentierst. Vielleicht ist die Geschwindigkeit, mit der du aus dir ein Zerrbild von uns gemacht hast, das Erschreckendste. Wenn ihr euch eingebildet habt, ihr wäret nicht so: Jetzt sind wir da, scheinst du zu sagen. Ihr könnt euch selber nicht mehr entgehen, ihr werdet euch nicht länger betrügen, wie ihr seid, können nur wir euch zeigen.
Ich fange an, mich vor dir zu fürchten. Wir reden natürlich nie darüber, du erzählst vom Hund, und daß der Tierarzt, den ich dir empfohlen habe, wirklich ganz toll ist, das Fell wächst langsam nach, und der Hund findet sich mit der viel zu kleinen Wohnung ab, wie du es ja auch mußtest, natürlich warst du wahnsinnig dankbar, daß du überhaupt eine gefunden hast. Jetzt traut er sich schon im Park an die anderen Hunde, hast du gesagt, und ich habe es mir verkniffen zu fragen, ob auch die Hunde sich haben anstekken lassen von der Zerreißprobe des unerfüllbaren Wunsches nach gleichzeitiger Nähe und Ferne. Das ist es doch: Beides wollen wir, du und ich und überkreuz, denn da, wo ich mir deine Nähe wünsche, willst du Ferne, und wo ich dir fern bin, klagst du Nähe ein. Ich frage Vergangenheit aus dir heraus und muß mich mühen. Du willst Zukunft von mir ausgemalt bekommen, möglichst genau, und ich passe.

So kann es nichts werden, und ich sehe den verächtlichen Zug um deinen Mund, wenn ich sehnsüchtig den Zauber deiner ehemaligen Stadt und der Alleen, die sie umgeben, beschreibe. Geschenkt, scheinst du zu denken. Die will mich nur los sein, husch, zurück ins alte Körbchen, da ist jetzt schließlich auch Freiheit, und mehr haben wir nicht zu verlangen, oder? Du scheinst bereit, mir deine Vergangenheit zu schenken, aber über sie erzählen willst du nicht mehr. Das war anders, als die Grenze Löcher kriegte. Ja, in Berlin, im Hotel, tut mir leid, ich kann die Nacht der Erzählungen nicht vergessen, von dem Hof deiner Großmutter und den Sommern ohne Politik, statt dessen Stachelbeerwein, kein schlechter Tausch. Man merkt es nicht dauernd, wenn die Freiheit fehlt, es gibt viele Arten davon, hast du damals gesagt. Und wenn man das weiß, will man eine an die andere heften, bis sie überall ist und nicht nur an bestimmten Julitagen in Mecklenburg. Du hast das alles nicht mehr erwähnt, und, soviel ich weiß, bist du auch seit langer Zeit nicht mehr dort gewesen. Zeigt der Ort dir jetzt, wo er frei ist, keine Freiheit mehr? Oder nicht die richtige Sorte? Ich weiß, daß du mir die Fragen nie beantworten wirst, aber ich will sie gestellt haben. Ich hasse es, hilflos zu sein.

Vor mehr als fünfzehn Jahren war ich mal bei den Filmfestspielen in Krakau, platzte vor Neugier, es gab auch eine große ostdeutsche Delegation, sie schauten ernst und waren viel wichtiger als wir, abends saßen sie für sich, aber sie tanzten manchmal mit uns, worüber wir demütig froh waren, denn irgendwie kamen wir aus der falschen Ecke. Da war eine Journalistin, sie sah dir ein bißchen ähnlich, sehr schmal und blond, und ich gefiel ihr wohl gar nicht, aber mein Schal, ein dreieckiger, das weiß ich noch, aus grauer Seide. Ich sah meine Chance darin, ihn ihr zu schenken, aber es nützte mir nichts. Sie bestand darauf, mir einen anderen Schal dafür zu geben, den ich, obwohl er scheußlich war, nicht abzulehnen wagte. Er sei aus Moskau, sagte die fremde Kollegin. Sie wisse doch, daß man bei uns nicht einfach etwas ohne Gegenwert hergebe. Was sollte ich tun? Was soll ich tun?

Auch du hast dir angewöhnt, über Geschenke beleidigt zu sein. Nicht, daß du sie nicht erwartest, aber sie sollen weder den Geber noch den Nehmer entschulden oder gar erfreuen. Ich habe das längst versunkene polnische Erlebnis nicht vergessen, die Nahtstelle, den Riß. Die Fahrt nach Auschwitz hatten wir gemeinsam gemacht, mit vertauschten Schals und fremden Gesichtern. Sie sah sich alles an, ich verweigerte plötzlich verzweifelt, nein, nicht da hinein. Da wurde die deutsche Kollegin liebevoll. Das könne sie verstehen, wenn man daher komme, aus meinem Land. Sie kam tatsächlich ganz woanders her. Ich habe ihr geglaubt. Vielleicht tue ich das noch heute, vielleicht habe ich deswegen ein schweres Herz, wenn ich an dich denke und

deine etwas beleidigte Strenge ebenso hinnehme wie deine totale, fast aggressive Anpassung. Vielleicht sollten wir eine Zeitlang nur noch über deinen Hund reden und versuchen, wenigstens ihn glücklich zu machen. Die kleinen Paradiesreste sind einem ja geschenkt, um aus ihnen Heiterkeit für das hiesige Jammertal zu ziehen, also muß man auch zusehen, das Paradieslein mit Lamm, Löwe und Feigenbaum, die von einem ermatteten Hibiskus und einem kahlen Hund symbolisiert werden, pfleglich zu behandeln. Man hat kein anderes. Ja, vielleicht legen wir das Ihr und Wir und das Hüben und Drüben und das Bei-Euch und Bei-uns mal eine Zeitlang beiseite und gehen mit dem Hund an den Fluß und lassen ihn Westmäuse und Westhasen jagen. Er erwischt sowieso keine. Und auch diesen letzten Satz wirst du in den falschen Hals kriegen.

Was kennen wir eigentlich, was wissen wir – nicht voneinander, sondern erst mal von uns selber? Ohne eine Bestandsaufnahme, ohne das Geschenk der Neugier auf die eigene Person und Umgebung werden wir nicht weiterkommen, beide nicht. Es ist eigentlich wenig, dessen wir inne sein können ohne nennenswertes Irrtumsrisiko: Eine Wohnung, die Straße, ein paar Nachbarn, schon die umgehackten Bäume in einem anderen Stadtteil empören uns nur pflichtschuldigst, denn wir hören die Sägen nicht und müssen die Stümpfe nicht sehen.

Es ist wenig, was wir wirklich wahrnehmen und wissen, hat die große Dichterin Marlen Haushofer einmal geschrieben, der Blick einer Katze, die Schwalben: Schwer zu ertragen, dieser Minimalismus, wo wir doch früher über alle Weltgegenden, ihre Bedrückungen und was zur Veränderung zu geschehen hat, so haargenau Bescheid gewußt haben.

Und trotzdem ist das unsere Chance, Nellie, sonst werden wir ein System. Wie die Ameisen müssen wir geduldig unsere Nadeln und Wurzeln zusammenschleppen, immer hübsch sichtbar bleiben und uns bloß nichts vorgaukeln lassen, wenn Freund und Feind aus einem miesen Stück eine tolle Show zu machen versuchen. Ja, Freund und Feind – ist dir das noch nicht aufgefallen? Oder gehörst du auch zu denen, die aus ihren alten Feinden jetzt plötzlich wieder Freunde machen, weil die neuen Freunde sich als trügerisch, gefährlich und gemein erwiesen haben? Auch darüber steht mir natürlich kein Urteil zu, aber es verwirrt mich doch immer wieder, mit welcher Bedingungslosigkeit die Grauwerte, auf die doch alles hinausläuft, übersehen werden.

Ich kann mir schon wieder vorstellen, wie du deinen wohlfrisierten Kopf über meine Ahnungslosigkeit schüttelst. Grauwerte, ein apolitischer, weder den Tätern noch den Opfern Rechnung tragender Begriff. Gerade damit seid ihr alleingelassen und von bewußtlosen Kolonisatoren überrannt worden:

bei der Bestimmung dieser Grauwerte und ihrer Erträglichkeit, und die wäre, denke ich, auch nur im überschaubaren Rahmen und in der nächsten Nähe möglich gewesen, aber so ganz ohne Einmischung? Ohne Schiedsrichter? Meinst du das wirklich?
Jemand hatte mir die Akte einer jungen Pastorin gezeigt, das war ein merkwürdig erbittertes Dingfestmachen von Alltäglichkeiten und hat mich sehr gewundert. Aus diesen Hunderten von Zetteln, wichtigtuerischen Notizen, dämlichen Abkürzungen, Langweiligkeiten und grammatikalischen Abstürzen ging ganz klar hervor, daß auch der Geliebte der Pastorin über sie erzählt hatte. Noch nie war Liebe so nackt und arm, es wurde einem bei diesen wildfremden Menschen, die man hoffentlich nie sehen würde, ganz elend. Mit dir darüber zu reden habe ich mich nie getraut.
Wenn wir über Männer reden, sind wir immer ganz unverbindlich, zeigen nichts her, verstecken unter jener liebevollen Verächtlichkeit, die man mit den Jahren als Schutzmantel zu benutzen gelernt hat, die wirklichen Fragen. Daß du es nicht leicht hast, merke ich trotzdem. Die Männer aus deinem alten Leben scheinst du nicht wiederhaben zu wollen: Wer ist schon geil auf Looser? hat ein Landsmann von dir neulich im Fernsehen gesagt, es klang ziemlich kraftlos, etwa so verwundert, wie ich mir vorstelle, daß man ist, wenn einem unversehens ein Arm oder ein Bein abgerissen wird. Hättest du ihm widersprochen? Andererseits gefallen dir die Männer hier auch nicht, in jedem von ihnen scheinst du einen Abgrund an Liebesverrat zu wittern. Warum das Mißtrauen? Es geht ja über die gesunde Skepsis den edlen Absichten des anderen Geschlechts gegenüber weit hinaus.
Darüber kann ich auch nicht aufhören zu grübeln: Wie es zustande kommt, daß du es erträgst, vertrauensselig genannt zu werden, wo du doch einer der mißtrauischsten Menschen geworden bist, die ich kenne? Nie widersprichst du, wenn man dich und deine Landsleute (immer habe ich Schwierigkeiten bei diesem Begriff, aber was soll ich an seiner Stelle für ein Wort benutzen, das jene beschreibt, die dir zumindest räumlich näher waren, als ich es bin?) – wenn man euch also der Vertrauensseligkeit, der Naivität, des Bereitwillig-in-alles-Hineintappens bezichtigt. Du hörst dir das an und nickst, Minuten vorher hast du wegen eines falschen Preisschildes an einem Rock sämtliche Pferde scheu gemacht, und dann war noch die Verkäuferin patzig, angeblich weil sie deinen Dialekt erkannt hat (du hast ihn doch fast zu Boden gezwungen, warum eigentlich?), und du erklärst mir, das alles, der ganze Verdruß, sei zu nichts anderem als zu deiner ganz speziellen und persönlichen Demütigung erfunden. Mir platzt der Kragen, ich erinnere an die Kellnerinnen bei dir daheim, die dir nun offenbar wieder im Lichte wackerer Respektlosigkeit vor Ausbeutern neu erstrahlen, kurz, du weißt, es war mal wieder

einer jener leisen, schmallippigen, gequetschten Kräche, bei denen man das Gift, das einem in die Kehle steigt, immer wieder herunterschluckt, oder es nur in ganz feinen Fontänen in die Richtung des Gegners zischt – es war scheußlich. Nicht für dich, glaube ich, denn wie auf einer Wippe bist du wieder auf das andere Begriffsende gerutscht, vom Mißtrauen total auf Vertrauensseligkeit total: Ich versteh das doch alles nicht so, wenn ich mich im Ton vergreife, darfst du mir das nicht übel nehmen, wir waren das alles ja nicht so gewöhnt.

Was warst du nicht gewöhnt, verdammt? Wenn ich's nur wüßte, wenn du es doch nur sagtest! Aber immer dieses Gesicht, das nach Beleidigungen und Zurücksetzungen sucht und sie prompt auch findet.

Ich möchte dich aber nicht aus meinem Leben streichen. Es wäre das Einfachste von der Welt, ich brauche nur nicht mehr anzurufen, und die Gewißheit, daß auch ich zu den Verrätern gehöre, zu den Unsensiblen und Kalten, würde dir sicher die Traurigkeit über unseren beiderseitigen Verlust mildern. Nein, ich mach es uns beiden nicht so leicht, wenigstens nicht sofort. Denn diese schöne Möglichkeit des einsamen Rechthabens, welches vielerlei Lust aufzuwiegen in der Lage ist, die fehlt mir. Ich kann dich nicht für unbrauchbar erklären und ausstreichen. Das gilt aber für dich ganz persönlich. Deine Geschichten und deine Komik, wenn du für einen Moment deine Rolle als Tragödienstatistin vergißt und einen Kleinen im Tee hast.

Das liebe ich an dir: Du hast zum Laster ein so unverkrampftes Verhältnis, mit lauter Stimme bestellst du zum Frühstück einen Wodka, und deine Aschenbecher sehen aus wie diese blöde Antiraucherreklame, du nimmst dir die Nachtstunden, als gäbe es keine Wecker, und die Schönheit deines Gelächters entschädigt einen für vieles. Es ist seltener geworden, aber ich begehre sehr nachdrücklich, nicht schuld daran zu sein. Erst hast du gar nichts gewußt über die vor dir liegende Welt, das war vielleicht nicht gut. Jetzt denkst du, du wüßtest alles, das ist noch viel schlechter.

Der Hund ist klüger als du. Er hat das Naheliegende geprüft, die Wiese, den Baum, die leicht erreichbare Ecke. Nicht die gesamte Hundheit war der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Man kann von ihm was lernen. Sein Fell wächst gut nach, weil er sich wahrscheinlich von der Sinnlosigkeit psychischer Zerquältheit überzeugt hat. Ihm, dem Hund, scheinen die Kreise der möglichen Abenteuer weiter und weiter zu werden.

Was tun? Ich weiß es auch nicht, und wenn ich mir was wünschen sollte, dann wäre es deine Neugier. Meine ist dir sicher. Vielleicht lernst du sie schätzen.

LITERATUR IM ROTBUCH VERLAG

Birgit Vanderbeke

Fehlende Teile

Ihr Name sei Lila, ihr schwarzwolkiges Haar Hexenhaar, von Beruf sei sie Schauspielerin. Sie liebt einen Blinden, der allerdings nicht blind ist und verheimlichte Briefe mit dänischen Marken findet. Doch wenn Sie jetzt meinen Gantenbeins Gattin vor Augen zu haben, so irren Sie sich. Denn diese Frau gibt es nicht.
Birgit Vanderbeke erzählt von einem erfindungsreichen Spiel zweier Liebender, inszeniert nach allen Regeln der Kunst.

Erzählung

112 Seiten, DM 24,80

Antoine Volodine

Alto solo

Im Süden von Kamrusch herrscht Krieg. Drei Männer, ein Clown, ein Pferdedieb und ein *Vogel*, werden unerwartet aus dem Gefängnis entlassen. Keiner von ihnen weiß, daß seine wiedergewonnene Freiheit Teil eines raffinierten Plans der regierenden *Frondisten* ist, um ihre der Kriegspropaganda längst überdrüssige Anhängerschaft zurückzugewinnen.
Antoine Volodine geboren 1950, Studium der Slawistik, »möchte die Literatur wie eine kriegerische Kunst ausüben: mit einem vollständigen Engagement in jedem Buch, als sollte es das letzte vor einem friedlichen Tod sein.«

Roman

Aus dem Französischen von Holger Fock

128 Seiten, DM 26

ROTBUCH VERLAG BERLIN

Ulrich Eisel
Die Schuld, die Heuchelei, die Korruption

Gedanken über die Deutschen und einen Christen

Den Deutschen wird nachgesagt, sie beherrschten nicht die leichte Lebensart. Das hat viele Schattierungen. Eine davon ist ihr »Bierernst«. Auch wird ihnen ein Zuviel an Innerlichkeit nachgesagt und ihre Besserwisserei. Das mag alles sein. Dem steht die gute Seite des oberflächlichen und spielerischen Redens gegenüber, jene Konversation, die auf die eine oder die andere Weise von »den Anderen« beherrscht wird, und in die die Deutschen so tölpelhaft einbrechen wie das Bäuerlein in die Stadt. Denn sie nehmen Dinge direkt und persönlich, die die Anderen nur gespielt haben, damit die Worte klingen und der Geist blitzt.
Die ernsthafte Redeweise, die wie eine Besserwisserei und Wortklauberei aussieht – wozu sie natürlich jederzeit ausarten kann –, ist um Unterscheidung bemüht statt um Demonstration. Die Deutschen erlernen offenbar ihr Sprechen als ein Mittel, um ihre Beteiligung an der Kommunikation als Beteiligung an einem Weltgeschehen zu praktizieren. Sie stürzen sich auf die Wahrheit und Abbildgenauigkeit der Sprache und benutzen beides, um in der Welt Unterschiede festzustellen. Sozial gesehen verwechseln sie die Sprache mit der Welt. Daher halten sie sich beim Reden für diese und nehmen sich und alles so furchtbar ernst. Das macht den Deutschen Idealismus deutsch, und deshalb sind die Deutschen für die Postmoderne so unempfänglich. Es geht ihnen um den systematischen Unterschied.

Ein Paradebeispiel für vergebliche Bemühungen, ein signifikantes politisches Ereignis auf deutsche Art zu lösen, ist der »Fall Stolpe«.
Kann es sein, daß die Deutschen ihre Sprache verlernt haben – zumindest in der Politik? Nicht, daß der Realpolitik Unterscheidungsfähigkeit zuzumuten wäre, sie lebt vom Gegenteil. Aber den Produzenten der politischen Kultur, beispielsweise all den Kommentatoren und den Moderatoren von Ereignissen und Gesprächen, könnte man diese zumuten, denn sie haben jenes notwendige Defizit der Politik zum Geschäft erhoben. Je nachdem, wie gut sie ihren Beruf ausfüllen, lebt oder vegetiert die Seite der Politik, die man Öffentlichkeit nennt.

Im Falle Stolpes ist zwar nicht zu übersehen, daß die Hatz nicht sofort begann, daß man sich vorsichtig und mit dem Bestreben nach Fairness an die Sachlage heranpirschte, doch den Kommentatoren und Parteifreunden ging so schnell die Luft aus, wie sie nun alle wieder hinter Stolpe stehen. Bald waren alle auf Bekenntnisse in der »Sache« aus. Man erteilte Stolpe möglichst oft selbst das Wort zu Stellungnahmen, um an irgendeiner Aussage einen Hauch von Eingeständnis oder Widerspruch zu entdecken. Eigentlich wären alle froh gewesen, wenn er wenigstens irgendeine winzige Kollaboration eingestanden hätte. Das hätte seine prinzipielle Glaubwürdigkeit erhöht.

Doch schon das Verfahren, die Bewertung der Handlungen eines Menschen auf die Fragestellung zu reduzieren, welchen Herren sie gedient habe, macht es vollständig unmöglich, an jene »Sache« heranzukommen.

Ich wünsche mir eine »deutsche« Form der Feststellung der Sachlage. Sie kann sich an der Frage orientieren: Was ist der Unterschied zwischen dem Rücktritt Stoltenbergs und einem Rücktritt Stolpes, also der Unterschied zwischen politischer Redlichkeit und politischer Redlichkeit? Ich glaube, daß die Gründe, die dafür sprechen, daß Stoltenberg schon viel früher hätte zurücktreten müssen, gute Gründe für den Verbleib von Stolpe sind.

Stolpes Argument für den Verbleib ist, daß es um »Aufarbeitung« im allgemeinen gehe, nicht nur um Fakten, die ihn betreffen, sondern um die Frage seiner »Schuld« als Beispiel für eine »Sachlage«, die – in vielen Schattierungen – offenbar allgemeiner Natur war. Da er ein gutes Gewissen hat und zudem an der *allgemeinen* Problematik der »Aufarbeitung« mehr interessiert ist als an sich, hält er sich als Beispiel im Gespräch. Er hält es für eine Sache der politischen Redlichkeit, seine Ämter nicht ruhen zu lassen. Demgegenüber fordern die Sachwalter der Redlichkeit eine Situation, in der in Ruhe und unbelastet durch den Geschmack des Festklebens an der Macht die individuelle Schuldfrage durch Akteneinsicht abgehandelt werden könnte. Sie sehen einen Zusammenhang zwischen der alten und der neuen Lust an der Macht. (Auch die Parteifreunde hätten derlei Redlichkeit am liebsten gesehen.) Offenbar soll gerade das, worum es Stolpe geht, nämlich der allgemeine Charakter des Problems und das Problem der Macht selbst – angeblich ihm und der Glaubwürdigkeit deutscher Politik zuliebe –, scheinheilig mittels des liberaldemokratischen Redlichkeitsrituals ausgeblendet werden.

Da es in der Sache um Verschweigen und Verheimlichen geht, erhebt sich für mich eine Frage: Was wollen eigentlich die, die ihm den schlechten taktischen Rat geben, sich *nicht* zum allgemeinen Problem von »Aufarbeitung« zu stilisieren, sondern lieber zurückzutreten, verheimlichen?

Das Problem selbst verweist auf den Grund: Aufarbeitung. Es gehört zum politischen Selbstverständnis und zur menschlichen Haltung *aller* politischen Parteien der BRD, im Hinblick auf die nationalsozialistische Vergangenheit Deutschlands die Glaubwürdigkeit der heute eingenommenen Positionen auf dem Rücken der Glaubwürdigkeit auszutragen. Denn *alle* standpunktlogischen, diffus Schuldbewußtheit heuchelnden Positionen von »Kollektivschuld« über »jeder hat sich einzeln schuldig gemacht« (es sei denn, er ist tot) bis »keine Schuld« verhindern die Aufarbeitung dessen, was es heißt, ein banaler Mitläufer zu sein, und ebenso dessen, was es heißt, ein politisch subversiver Mitläufer zu sein. Für eine Bewertung solcher moralisch nicht eingeplanter, wenngleich die eigentliche Normalität ausmachender Rollen müßte man sich der Funktionsweise von »Leben« im allgemeinen, und zwar in ihrer Widersprüchlichkeit, und ebenso der Widersprüchlichkeit bzw. Inkommensurabilität der Ebenen »realpolitischen« Handelns und menschlicher Integrität, die bereits aus dem formalen Unterschied der Komplexität beider Handlungsebenen folgt, widmen. Es geht nicht um die Verlockungen der Macht, denen zu unterliegen angesichts des »inneren Schweinehundes« des Menschen angeblich allzu menschlich sein soll, sondern um die strukturelle Unumgänglichkeit der Korruption. Sie anzuerkennen, ohne daß daraus politisch oder moralisch ein Freibrief wird, sie also dahingehend zu begreifen, daß mit ihrer Anerkennung ein Prinzip von Menschlichkeit und Maß gegenüber dem Dogmatismus des untadeligen Unmenschen einhergeht, wäre die Voraussetzung für eine gewisse Wirklichkeitsnähe. Danach erst beginnt die Möglichkeit der Auseinandersetzung über wirkliche Geschehnisse statt über schale Ideologien. Eine Aufarbeitung unter Vorbehalt, nämlich dem der »sachlichen« Vorklärung von Schuldfragen und sachorientierten Schuldbekenntnisse, ist ungeeignet, weil sie völlig verkennt, daß die »Sachlage« nicht von der *Lebenslage* getrennt werden kann. Und *jede* Lebensweise ist zuzulassen – gerade dann, wenn es signifikant ist, daß die korrumpierte die normale gewesen zu sein scheint.

Diese Auseinandersetzung müßte durchaus nicht auf moralische Maßstäbe verzichten. Aber sie hätte es weniger leicht, denn sie müßte diese Maßstäbe im gleichen Prozeß erarbeiten, in dem sie sie bereits anzuwenden trachtet. Die Frage, wie alles zu beurteilen ist, wäre daran gebunden, sich darüber auseinanderzusetzen, wie »es« gewesen ist, und daß diese »Sachlage« gewiß etwas sehr Unterschiedliches für alle Beteiligten bedeutete, aber einen gemeinsamen Kern hatte. Diese Form der Auseinandersetzung klagt Stolpe stellvertretend für all jene ein, denen – wieder einmal – dazu die Zeit nicht gelassen wird; denen verwehrt wird, ihren unheroischen, trivialerweise armseligen, aber respektablen, ganz DDR-typischen gemeinsamen Kern zu fin-

den, um ihn vielleicht in Form von ein paar Wortschöpfungen und jenen idyllischen ländlichen Kopfsteinpflasteralleen symbolisch zu bewahren. Viele von ihnen bestehen darauf, daß es sich lohnt, das wirklich Gewesene zu erinnern, auch wenn es nun nichts mehr gilt, weil es ein falsch gelebtes Leben gewesen sein soll. Denn das Wirkliche darin ist gar nicht das Falsche, sondern das, was durch Aufarbeitung seine Wirkung *behalten* könnte, weil es zum Wesentlichen von 17 Millionen Menschen unterhalb der banalen Falschheit ihres Lebens wurde: der Umgang mit dem falschen Leben und dem geschichtlichen Betrug. Diese Fähigkeit werden sie im Kapitalismus nicht weniger brauchen als zuvor.

Die Wirklichkeit des scheinbar falschen Lebens wird für die Beteiligten erst zu einer offenen Situation mit Entscheidungsspielräumen, seit das Schicksal wirklich gewendet wurde und nun aus der Perspektive der Veränderungsmöglichkeiten wie ein Spuk betrachtet wird. Zuvor bestand die Wirklichkeit aus den selbstverständlichen Unmöglichkeiten. Die Aufarbeitung dieser auf so selbstverständliche Weise ungenutzten Möglichkeiten wird von den Menschen der DDR verlangt, weil diese Selbstverständlichkeit unter dem Blickwinkel der gelungenen Wende schwindet: Wenn sie nicht nur der Entwicklung objektiver Umstände im Sozialismus geschuldet war, sondern auch einer subjektiven Gesinnung und Handlung bedurfte, warum gab es dann die Revolution nicht schon *früher*? Aber wie man sich der Trivialität des Versagens dennoch in einem moralischen Bewußtsein vergewissert bzw. daß es darum überhaupt geht, ist aus dem bundesdeutschen politischen Bewußtsein weitgehend verschwunden. Abermals hat Neuaufbau Vorrang vor Trauerarbeit. Die Informations- und Deutungslieferanten aus dem Westen haben das verdrängt, weil sie in einer Gesellschaft leben, die das Problem der Wirklichkeit des Umgangs mit dem als falsch erkannten Leben abgetan hat, indem sie sich mit der Kollektivschuld die Generalabsolution erteilte und den offenkundigen Einzeltätern Gnade gewährte. Aber was es heißt, sich mit dem Falschen so zu arrangieren, daß sich die Frage nach falsch oder richtig als *praktische* Fragestellung von selbst erledigt, weil man sich statt dessen nach den Überlebensmöglichkeiten umsieht, und daß die Grenze zwischen der daraus folgenden banalen Korruption und einem korrupten Schwein nicht allgemein festgelegt werden kann, sondern in einem biographischen Prozeß von Eigenverantwortung herauspräpariert wird und daher auch situationsgebunden beurteilt werden muß, *obwohl* diese Grenze andererseits zugleich allgemeinen Charakter beansprucht und solche Geltung erhalten muß, hat die deutsche Nachkriegsgesellschaft mit jeder Art von Heuchelei übersprungen. Gerade die Notwendigkeit eines allgemeinen Sittengesetzes zur Aufarbeitung unmoralischen Handelns hat ihre Pointe

darin, daß man sich der Gültigkeit dieses Gesetzes nicht abstrakt (z. B. juristisch und »sachlich«) bedienen kann. Statt dessen muß die Situation aller Beteiligten getreu all ihren praktischen Wirklichkeiten noch einmal erzeugt werden – als Geschichte davon, was es bedeutet hat, das falsche Leben so gut wie möglich zu leben. Die Grenze zwischen den inkommensurablen Ebenen des widersprüchlichen Lebens auf der einen Seite und strenger politischer Moral auf der anderen muß im Bewußtsein politischer Moral, aber unter ihrer Vernachlässigung, von der Rekonstruktion der Lebenswelt her überschritten werden. Der Satz, es sei ja nicht alles nur schlecht gewesen, ist ein hilfloser Hinweis darauf, daß es immerhin eine Wirklichkeit und ein Leben war, was versucht wurde: Der Versuch soll zählen. Andernfalls bedeutet die moralische Urteilsform als Gesetz für die, auf die es angewandt wird, nichts. Sie verstehen es nicht, weil es sie verurteilt, statt daß sie sich daraus zu beurteilen lernen würden. Deshalb sind sie an der kritischen Geschichte der Legitimität ihres menschlichen Versagens im Rahmen des Versagens der Legitimität von Staatsmoral interessiert. Das muß nicht auf Ausreden hinauslaufen, wie meist beim geringsten Anflug des Ansinnens auf Verständnis unterstellt wird. Der Ansatzpunkt der Erinnerung kann nicht bei der abstrakten Möglichkeit des untadeligen Lebens liegen. Deshalb sind die Bürger der früheren DDR nicht am Urteil derjenigen interessiert, die ihnen jetzt vom Westen aus die Kriterien für die Erzählung ihrer Geschichte mit Zeitdruck, Sachdruck und in der heuchlerischen Perspektive der erledigten Aufarbeitung des Nationalsozialismus vorschreiben, sondern nur an ihrem eigenen Urteil. Ich denke, irgend so etwas hat nicht nur das Neue Forum, sondern auch Herr Stolpe im Sinn. Daß er *sich* für diese Gratwanderung zur Verfügung stellt, hat meinen Respekt.

Aber wie läßt sich Stolpes Verhalten erklären? Denn die eigenartige Mischung aus arroganter, ignoranter und etwas harter Selbstsicherheit auf der einen Seite, argumentativer Zugänglichkeit und Bereitwilligkeit auf der anderen Seite, eben aus entschiedener Machtpolitik und spürbarer Integrität, ist ungewöhnlich, gerade im Unterschied zu den üblichen machtpolitischen Taktierern einerseits und den von später Einsicht in ihre Schuld Betroffenen andererseits. Die Ursache mag darin liegen, daß Stolpe ein »Mann der Kirche« ist. Daraus folgt, daß er – genauso wie einige andere Beispiele neben und vor ihm – als Politiker erträglicher ist als seine rein professionellen Kollegen. Das Gefühl, sein Reden bestünde ausschließlich aus Gerede, kommt nicht immer auf: Statt dessen stellt sich das Gefühl ein, daß er beim Reden mitdenkt und daß das, was er denkt, noch etwas anderem entspringt als dem wahltaktischen Kalkül.

Aber mich interessiert hier mehr der äußere Gestus seiner Haltung im Verhältnis zu seiner Haltung zur Macht in der DDR. Für einen Kirchenvertreter ist die Art, wie Herr Stolpe in der Vergangenheit gehandelt hat, eine Trivialität. Die christliche Kirche tut seit fast 2000 Jahren nichts anderes. Ihre Seelsorger sind daran gewöhnt, den Menschen – wie sich selbst – ihre Selbstverantwortung genauso abzuverlangen wie ihre Demut. Die Logik dieser Religion reicht vom revolutionären Christentum bis zur Inquisition Philipps II.; Luther hat diese Spannung wohl am unmittelbarsten aus der Lehre entnommen und zwischen Thomas Münzer und seiner eigenen Obrigkeitstreue durchlebt. Das macht die Glaubwürdigkeit der Priester im Vergleich mit den Politikern aus und ist spürbar, wenn jene in der Politik tätig sind: Sie haben ein realistisches Verhältnis zur Macht, sowohl zu der abstrakten Allmächtigkeit als auch zu den Institutionen; sie sind sich ihrer bewußt und haben Übung darin, die Menschen auf eine nicht-zynische Weise dem paradoxen Prinzip der *Selbst*verantwortung vor dem *Allmächtigen* zu unterwerfen. Ich rede von guten Priestern.

Daher ist für den Christen Stolpe zunächst die Korrumpiertheit seiner selbst ebenso trivial wie für die Bürger der DDR. Sie wäre insofern als Vorwurf eine unangemessene Abstraktion, als dieser die Selbstverantwortung abstrakt von der Macht isolieren und der wirklichen paradoxen Einheit als Maß entgegenhalten würde, so, als könnte man lebend dem Leben entrinnen. An der gelungenen persönlichen Integration der paradoxen Aspekte bemißt sich Erwachsenheit.

Aber sowohl lebenszyklisch als auch kontextabhängig, aber auch institutionell, können die Schwergewichte stark auf die eine oder die andere Seite verlagert werden (wobei sich das Paradox in der jeweiligen Binnenstruktur des Handlungsraumes in voller Gültigkeit neu erzeugt). Deshalb ist es ebensowenig ein Zufall, daß die fern von der kirchlichen Macht lebenden kirchlichen Gruppen wesentliche, resistente Ausgangspunkte und Kerne des Widerstandes vor dem Bankrott des Stalinismus waren, wie daß nun der Konsistorialpräsident Stolpe sich als langjähriger Techniker der Macht herausstellt und dies leichterdings verantworten will. Das liegt nicht nur an seinem guten Gewissen (über dessen Basis sicher noch zu reden sein wird), sondern auch an der Selbstverständlichkeit, mit der er die Struktur von Wirklichkeit anerkennt, die er als christliche Kultur erzeugt und als politischen Bewegungsraum benutzt. Diese Struktur ist in jeder Weise selbstreferentiell im Hinblick auf das Verhältnis zwischen der (Zeit und den Prinzipien der) Macht des Herrn des alten Bundes – also der Macht – und der (Zeit und den Prinzipien der) Macht des neuen Herrn: Wenn wir sagen, ein sündhaftes Vergehen könne nur »mit Blut abgewaschen« werden, dann ist klar,

daß dem die neue Zeit der Nächstenliebe definitiven Einhalt gebietet, obwohl es doch in der Offenbarung des Johannes heißt, daß der »Fürst der Könige auf Erden« der ist, »der uns geliebt hat und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut«. Das christliche Prinzip basiert, wie jedes neue kulturelle Prinzip, auf einer Selbstermächtigung, in der der Akt der Machtübernahme, die das alte Prinzip zerstört und fortan denunzieren wird, sich des alten Prinzips bedient. Die Selbstkonstitution des neuen Prinzips bedarf der Heiligung durch dessen Gegenteil, indem sie sich der Symbole des zerstörten Prinzips bemächtigt. Durch das Christentum ist dieser Selbstbestätigungszusammenhang zwischen dem gnadenlosen Allmächtigen und der Gnade der Selbstverantwortung inhaltlich in die Kultur eingedrungen und als paradoxes Realitätsprinzip – in christlicher Kirchenpolitik – noch immer virulent. In der Politik aber ist er unsichtbar, weil das politische Prinzip selbst die Inkarnation der Macht ist und diese als Utopie von deren rationaler Beherrschbarkeit durch selbstverantwortlich Handelnde artikuliert. So gerät das Prinzip der blanken Macht in den Untergrund einer zirkulären Selbsterhaltungsstruktur, die sich auf der politischen und »menschlichen« Ebene selbst scheinheilig gegen ihre eigene Basisfunktionsweise ausspricht. Aber die Befolgung dieser scheinheiligen Semantik (der Selbstverantwortung und Überwindung der blanken Macht) praktiziert die Macht, die jene leugnet. Daher ist Korruption trivial. Sie ist das Wesen unserer Kultur, und ein Verweis auf sie verweist auf nicht mehr als auf die Wirklichkeit.

Wie also kann nun Glaubwürdigkeit in einer Realität festgemacht werden, die gar keine Glaubwürdigkeit zuzulassen scheint? Der Schein trügt. Denn es folgt nur, daß Bekennertum und Glaubwürdigkeit nichts miteinander zu tun haben. Im Gegenteil: Glaubwürdigkeit ist nichts Prinzipielles. Sie macht sich immer konkret fest, kann ohne Kenntnis der widersprüchlichen Umstände nicht beurteilt werden, denn sie bemißt sich gerade im Rahmen des Paradoxons: Ohne strukturelle Korruption gäbe es gar kein Problem. Deshalb kann die Glaubwürdigkeit nur beim Aussprechen der Situation beginnen, in der sich die Urteilenden befinden, um auf jene andere Situation zu rekurrieren, die es zu beurteilen gilt. Wenn dieser Umweg – »der Einfachheit halber« – übersprungen wird, kann Glaubwürdigkeit nur noch unter Bezugnahme auf Prinzipien definiert werden. Das nennt man Dogmatismus. Die Rücktrittsforderung seitens derer, die zunächst zu Recht die Anmaßung besitzen, die Forderung zu erheben – als Verweis auf politische Kultur, die so oft mit Füßen getreten wird –, muß daraufhin untersucht werden, wie die Angemessenheit der Forderung unter gleichzeitigem Bezug auf die Weigerung, die Ämter ruhen zu lassen, konkret bestimmt wird.

Die eingleisige Rücktrittsforderung derer, die Klarheit in die Vergangenheit bringen wollen, verhindert eben diese Möglichkeit, nämlich die nunmehr für die neue Zeit Glaubwürdigen von den Unglaubwürdigen zu sondern, indem man die Vergangenheit aufarbeitet. Oder umgekehrt: Sie fördert, indem sie in den Chor der falschen, rein faktenorientierten Aufarbeitung und formalen Redlichkeitsrituale einstimmt, was sie beklagt. Gerade die tatsächlich Glaubwürdigsten, die Verfolgten, tun sich keinen Gefallen, wenn sie nur von *sich* und dem von ihnen persönlich als einzig lebbar erlebten Weg – nämlich um jeden Preis dem Weg gegen die Macht – ausgehen. Ihnen gebührt jeder Respekt, und sie haben alle Sympathien. Aber gerade in der Konfrontation mit der jüngsten Vergangenheit, nämlich mit der Funktionsweise des Kapitalismus, der sich einen Dreck um Bärbel Bohley und ihr Bedürfnis kümmert, die Überlebenden aus der DDR unter Achtung ihrer Würde und Eigenart (statt gewisser als brauchbar zugestandener »Errungenschaften« und materiell verwertbarer Restposten) ihren eigenen Weg sowohl heraus aus dem unsäglichen Sumpf von Arrangements mit dem Überlebensprinzip als auch hinein in eine vergleichbar prekäre Zukunft »freier« Lebensweise finden zu lassen, kann ein solcher Weg gar nicht mehr nur mit der politischen Stoßrichtung gegen den Stalinismus weitergegangen werden. Er muß wohl oder übel *dessen* Stroßrichtung mit einbeziehen und es akzeptieren, daß Menschen etwas geglaubt haben und gutgeheißen haben könnten, was man vielleicht selbst so niemals geglaubt und gutgeheißen hat, was aber dennoch eine Wahrheit hat, die nicht im persönlichen und staatlichen Versagen aufgeht. Was *daran* heute noch richtig ist, wäre zu bedenken. Die Art und Weise, wie der Sinn des demokratischen Prinzips einer Rücktrittsforderung mit dem Fall Stolpe vermischt wird, verwirrt die Einsicht in die Mechanismen, nach denen ganz praktisch durch die Funktionsweise von Kapitalbildung und demokratischer Politik längst vorentschieden ist, daß »Aufarbeitung« nicht stattfinden wird. Und sie perpetuiert die beklagte Politik des falschen Neuanfangs mit der falschen Forderung nach dem Rücktritt Stolpes, auch wenn gerade die Verfolgten des Regimes alle guten Gründe haben, solche Rücktritte zu fordern. Aber genau in diesem Fall ist das Richtige falsch. (Man müßte unterscheiden.)

Der *Zusammenhang* zwischen der mißlungenen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit und der kapitalistischen und demokratischen Struktur der Realität, in der sich das angeblich Unbegreifliche ereignete, erhellt die Gründe für die neuerliche hurtige Verdrängung. Diese Gründe könnten ganz gut aus dem dummen, undifferenzierten und verlogenen Antifaschismus der Stalinisten entnommen werden, wenn man sich nicht verlogen mit dessen Verlogenheit, sondern statt dessen bei seiner Wahrheit aufhalten würde. So aber

kaschiert die Rücktrittsforderung mit ihrem demokratischen Symbolgehalt durch Kurzschließen mehrerer Ebenen die in der ersten wie in der zweiten deutschen Demokratie angelegten Gründe für die Kontinuität der Heuchelei: Die Freiheit und Gleichheit aller beruht auf der Diskriminierung der meisten. Wenn die Aufarbeitung der »Mitschuld« am Stalinismus vermischt mit einer Abrechnung mit dem Sozialismus in der Weise betrieben wird, daß die Frage ausgegrenzt wird, auf welche Barbarei diese politische Weltanschauung und Praxis reagiert hat, gibt es keinerlei Perspektive, die jetzige Brutalität bundesrepublikanischer Politik gegenüber der früheren DDR *politisch* zu begreifen. Es bleibt dann bei der falschen Alternative zwischen einer lächerlichen moralischen Kritik an den Politikern und einem zynischen, schulterzuckenden Realismus gegenüber den »Gegebenheiten« (plus ein paar Krokodilstränen). Die Umkehrung der Perspektive der Verfolgung könnte einiges illustrieren: Aus der Existenz der Berufsverbote für Kommunisten in der BRD (oder dem Massaker an Sozialisten durch Vertreter der freien Marktwirtschaft in Chile und anderswo) läßt sich zwar *nichts* hinsichtlich einer Legitimation von stalinistischem Terror oder einer historischen Perspektive des Sozialismus ableiten. Aber es sollte dem moralischen Rigorismus der Verfolgten in der DDR, die ihre *menschliche* Festigkeit, die sie nun den vielen Mitläufern wie ein Modell vorzeigen, oft *auch* aus einer *ideologischen* Gegnerschaft zu den Prinzipien des Sozialismus bezogen haben, zu denken geben, daß im Namen genau der Ideologien, die ihnen selbst zu menschlicher Stärke verholfen haben, integre Menschen, wie sie selbst es waren, verfolgt wurden und werden. Das hilft nichts bei der Klärung von Schuldfragen, aber es würde jenen Aufrechten etwas über die Widersprüchlichkeit ihrer *jetzigen* Situation vermitteln, in der sie, ob sie wollen oder nicht, mit denen verbündet sind, die sie seinerzeit bekämpfen mußten und denen sie standgehalten haben. Die Gemeinsamkeit der Systeme mag auch in der machtpolitischen Form liegen – wie Frau Bohley Herrn Stolpe zu bedenken gibt –, aber die Gründe für deren neuerlichen Vorrang ergeben sich nicht aus dieser Form selbst, sondern aus dem Klassencharakter des Systems. Deshalb sind Appelle an die Gegenseite über ein »Umdenken« lächerlich.

Die Rücktrittsforderung subsumiert demnach einen speziellen Fall, der sich zu Recht für eine Verallgemeinerung anbietet (Machtpolitik), unter Vernachlässigung seiner relevanten Spezifika einem allgemeinen Prinzip (demokratische Redlichkeit). Fatal ist an dieser Fehlabstraktion die Verbindung der zweiten zur ersten verpaßten Aufarbeitung der Deutschen, die nie mehr erfolgen wird, ohne deren Erfolg es aber keine Aufarbeitung des zweiten

Desasters geben wird. Stolpe bietet sich an, von hinten noch einmal in die Geschichte einzusteigen, nicht nur, weil die Phänomene sich gleichen, sondern weil nichts anderes mehr getan werden kann als etwas Paradoxes: nämlich in der festen Gewißheit, daß die zweite Aufarbeitung an der mißlungenen ersten scheitern wird, sowie in der ebenso festen Gewißheit, daß die ganze Heuchelei und Brutalität im Umgang mit der ehemaligen DDR unter anderem daraus folgt, daß der sozialistische Weg der Aufarbeitung des Faschismus fehlgeschlagen ist, dennoch mit dieser stabilen Verstrickung verpaßter Notwendigkeiten zu beginnen. Das ist nicht nur argumentativ möglich, sondern muß auch demonstrativ gelehrt werden. Natürlich muß Stolpe »an der Macht« bleiben, wenn er glaubwürdig das Phänomen aufarbeiten will, daß Politik gegen die Mächtigen, sobald sie so etwas wie »kontrollierten Fortschritt« erreichen will, vollständig in die Handlungsmuster der Macht eingebunden ist (wie die Kirchenpolitik seit eh und je). Er muß nun das, was er »getan« hat, *in der Aufarbeitung demonstrieren*. Die Redlichkeit, mit der Stolpe demonstrativ *nicht* zurücktritt, weil er mit dem Nicht-Nachgeben als politischem und persönlichem Akt nicht wieder das Aufarbeitungsverfahren vorschnell abbrechen will, wird ihm als ein unmoralisches Aussitzen ausgelegt, wie wir es von den Politrobotern gewohnt sind. Das Gegenteil ist der Fall und ist der Sinnzusammenhang.

Offen bleibt dennoch, wie Stolpes Handlungsweise zu guter Letzt »beurteilt« werden sollte, oder gar, ob er verurteilt werden sollte. Eine richtige Aufarbeitung, d. h. ein »Verständnis«, macht die Feststellung von Schuld nicht unmöglich. Jeder wird, falls er sich die Lebenslage eines solchen Menschen ausreichend plastisch vor Augen gehalten hat, eine Grenze festsetzen und sagen: Bei allem guten Willen, aber an dieser Stelle hätte ich das nicht mehr mitgemacht; hier sollte eine Konsequenz gezogen werden, zumindest ich würde dies tun. Ob er dabei heuchelt, muß er mit sich selbst abmachen: Vermutlich ist Deutschland genauso voll von Heuchlern wie von charakterlosen, dem Mitläufertum zustimmenden Pragmatikern.

Es ist auch möglich, daß solche dingfest gemachten Grenzüberschreitungen Straftatbestände darstellen. Dann ist eine Bestrafung, auch des Herrn Stolpe, eine Selbstverständlichkeit. (Der »Fall Modrow« illustriert diesen Zusammenhang gut in einer weiteren unguten Form; auch hier wird nicht unterschieden. Im Falle der Mauerschützen oder Honeckers ist es nicht viel besser. Die Scheinheiligkeit der Ritter vom Kapital und vom gelungenen Neuaufbau im Westen verschlägt einem fast die Zustimmung zu selbstverständlichen juristischen Strafverfolgungen.)

Eine ganz andere Ebene betrifft die Frage, was es bedeutet, daß Stolpe als SPD-Politiker im Verhältnis zu dem Anspruch auf Aufarbeitung der Vergangenheit, den er selbst erzeugen helfen will, es kaum versteht (und mit dem Hinweis auf die Logik von Erfolgshandeln beantwortet), wenn von Mitgliedern des Neuen Forums die *Form* der Politik zum Kriterium erhoben wird, an der sich zu bemessen habe, ob er einen glaubwürdigen Zugang zur Vergangenheit als *Veränderung* von *zukünftiger* Politik zulasse.
Hier dreht sich das Bild um, und eine Unglaubwürdigkeit, die ein Licht auf die behauptete Redlichkeit seiner damaligen Motive wirft, ergibt sich unmittelbar, weil er als neuerlicher Machtpolitiker unter dem Zugzwang der Ereignisse den Gegenstand dessen, was er im Verhältnis zur Vergangenheit als Symbol allgemein zu stimulieren bereit ist (Aufarbeitung), in der prekären Form reproduziert (Verständnislosigkeit). Er bindet sich erneut an die Gewalt des Staates, auch wenn dieser sich nur allzu notdürftig für Menschenwürde einsetzt. Er verschreibt sich einem solchen Staat in der gleichen Manier wie dem vorherigen. Stolpe versteht die Frage nach dem Wesen des Politischen nicht und verwechselt sie mit der Frage nach der Effizienz. Daß der innere Widerspruch im Begriff der »demokratischen Macht« ein praktisches Dilemma hervorruft, interessiert ihn als Realpolitiker nicht. (Die falsche Forderung nach Rücktritt erweist sich insoweit als faktisch richtige *Handlungsweise*, als ihre Wirksamkeit dadurch, daß sie nicht befolgt wurde, zu dem geführt hat, was ihr Sinn war. Sie zeigt nun doch die Logik der Handlungsweise Stolpes. Das ist ein Normalfall der Funktionsweise sozialer Systeme: Sie funktionieren nicht intentional.) Doch eben daran wird Stolpe sich mit dem, woran er sich hinsichtlich seiner damaligen Wirklichkeit bemessen sehen möchte, bemessen lassen müssen, nämlich an seiner *jetzigen* politischen Handlungsweise, und zwar im Hinblick darauf, wie groß der Hiatus ist zwischen dem, was er an Vergangenheitsaufarbeitung einleiten möchte, und dem, was er an Kritik an seiner aktuellen Politik zuläßt. Wie gut er die Kritik seiner Kritiker versteht und berücksichtigt, selbst wenn *sie* ihn *nicht* verstehen, wird zeigen, wieviel ihm die Macht und wieviel ihm das Volk wert ist. Ob er das unmenschliche Umspringen mit der DDR im Zweifelsfalle – abermals – im Verhältnis zu den sog. materiellen Verbesserungen (die ja nun immer durch das Nadelöhr jener berühmten Absahnpraxis, die sich »private Initiative« nennt, gehen müssen) und deren Vorrangigkeit definiert, so daß – abermals – die Menschenwürde der Realpolitik geopfert wird, also ob er im erweiterten Handlungsspielraum abermals *nur* »Kardinal« und nicht auch noch »Seelsorger« zu sein beabsichtigt, wird der Prüfstein für die Glaubwürdigkeit seiner demonstrativen Thematisierung der Glaubwürdigkeit sein.

Die Andeutungen, die er anläßlich der Diskussion mit Vertretern des Neuen Forums auf die Frage hin gemacht hat, wie er denn zum Aufbau einer Verfassungsschutzabteilung in Berlin-Brandenburg stehe, geben wenig Anlaß zur Hoffnung: Er ist nun aus seiner ambivalenten subversiven Machtrolle des Kirchenfürsten gegenüber der weltlichen Macht herausgetreten und eben doch Politiker geworden. Er begründet die Notwendigkeit der Ausschöpfung der einschlägigen staatlichen Mittel mit dem Anwachsen des Rechtsradikalismus. Damit begibt er sich ins Zentrum der Verstrickung, nämlich derjenigen zwischen der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit und der Aufarbeitung der stalinistischen, die sich gegenseitig behindern.
Sein Ansatzpunkt, auf der Glaubwürdigkeitsfrage zu bestehen, indem er nicht die Ämter ruhen läßt, verliert den Boden, wenn er die aktuelle Situation der Deutschen als Deutsche abermals nur pragmatisch-realpolitisch begreift; das heißt, den zunehmenden Rechtsradikalismus nicht endlich auf Gründe für die Zugkraft undemokratischer Ideologien im allgemeinen und rechter Inhalte und Parolen in der Weimarer Republik im besonderen bezieht. Allein durch Glaubwürdigkeitsverlust ist das Phänomen nämlich nicht erklärbar. Das Syndrom, das jederzeit mobilisierbar scheint, entsteht ebensowenig nur aus »Fehlern« der offiziellen Politik wie aus den objektiven »Engpässen« und Krisenphänomenen in Ökonomie, Umwelt usw., sondern aus tiefer liegenden Unglaubwürdigkeiten von *demokratischer Lebensform* überhaupt. Für Demokraten kann nur interessant sein, in welcher Hinsicht die Demokratie selbst an ihrer Krise schuld ist, nicht wie man sich am wirksamsten über die Bösartigkeit ihrer Feinde echauffieren kann.
Dennoch hängt diese Mobilisierbarkeit, über die sich die etablierten Politiker dahingehend gegenseitig belügen, daß etwas dadurch, daß es benannt wird, »hochgekocht« werde, und daß irgendwer irgendwen irgendwohin treibe, mit Sicherheit auch am »Persönlichkeitsprofil« der Politik. Die persönliche Unglaubwürdigkeit der Politiker spiegelt für die Beobachter der Politik, was an der Demokratie unglaubwürdig ist. Es ist den Wählern verwehrt zu beurteilen, was falsche oder richtige Politik wäre, oder gar am »politischen Prozeß« teilzunehmen. Deshalb halten sie sich an Indizien für Integrität. Die Befürchtung, daß mit dieser verständlichen »Verdrossenheit« eine allgemeine Abwehr der Notwendigkeit von Professionalität in der Politik gefördert und geheiligt wird, steht hier nicht zur Debatte; aber ein Faktum ist die unpolitische Orientierung an Persönlichkeitsmerkmalen gewiß, und einen guten Kern hat sie auch. Es ist den Leuten mittlerweile egal, worin die Politik besteht, wenn sie nur insofern ehrlich ist, als sie erstens vorhandene Normalthemen des rechten Lagers und des common sense nicht einfach zu Scheinproblemen erklärt und mit Staatsschutzmaßnahmen beant-

wortet und zweitens einen menschlichen Standort der Politiker in der Welt erkennbar macht, nicht nur professionalisierte Geschwätzigkeit. Mit dieser Feststellung soll ebensowenig unprofessioneller Kumpanei mit dem Volksmund wie »Betroffenheit« am falschen Ort, nämlich in Fragen der Übernahme von Verantwortung in der Weltpolitik auf der Ebene der Architektonik eines balancierten Machtsystems, das Wort geredet werden.

Der Anknüpfungspunkt für die Aufarbeitung des undemokratischen Bewußtseins beider Zeitabschnitte kann nirgendwo anders liegen als bei der jetzigen Reaktion der Demokraten auf undemokratisches Bewußtsein in der Verbindung, die sie dabei selbst mit den beiden Vergangenheiten herstellen. Insofern wurde Stolpe die richtige Frage gestellt. Er hat sie schlecht beantwortet, denn er hat die guten Gründe für die verdrossene antidemokratische Mobilmachung außer acht gelassen bzw. durch richtige Argumente in unzureichenden Bezügen ersetzt. Er glaubt ganz schlicht an das demokratische System, für das er früher subversiv als kirchlicher Machthaber tätig war. Vor allem kann er sich aber Demokratie nicht anders vorstellen als in einer gefährlichen Halbierung jener »christlichen« Form der realistischen Korruption. Er pocht bei seiner Aufarbeitung auf den guten Sinn der Kooperation mit der Macht: Sie nützt, wenn man Menschen helfen will. Darin liegt die Selbstverantwortung seines Handelns. Wenig sagt er aber darüber, daß das christliche Prinzip nicht nur darin besteht, daß Selbstverantwortung vor der »Allmacht« (dermaleinst) bestehen können muß, sondern daß sie ein Prinzip der Resistenz gegen alle äußere Machtanmaßung (durch weltliche Fürsten und Hohe Priester) darstellt. Das ist das Revolutionäre an Christus gewesen: die alte Ablehnung jeder Sklaverei seitens des auserwählten Volkes aus dem alten Bund in der Form eines neuen Bundes, welcher menschliche Selbst-ver-antwortung der Paradoxie einer apathischen Resistenz gegen alle Despoten durch die »Lust am Gesetz« entgegenstellte. Gott gibt den Menschen keine Antwort, die sie sich nicht selbst geben, und sie haben nicht mehr Freiraum, Selbstverantwortung zu praktizieren, als sie sich gegen die Mächtigen nehmen. So hängen Gottesfurcht und revolutionäres Bewußtsein komplementär zur Trivialität der Korruption mit dieser zusammen.
Als *Politiker* teilt Stolpe das Christentum und handhabt die eine Seite rein instrumentell. Das führt zu der Absurdität, daß er (in einem öffentlichen Gespräch mit Gaus) die frühere Anregung (seitens des Neuen Forums), die ideologischen Standpunkte, aber auch die drängenden »Sachfragen«, in Gesprächen an runden Tischen zunächst außer acht zu lassen, um sich auf die wirklichen Begebenheiten, *Erzählungen* (wie beispielsweise die der Frau

Wollenberger) einlassen zu können (statt sie aus der Parteiarbeit auszuschließen), nun »menschenverachtenden«, undemokratischen Fundamentalismus vorwirft – eine Ethik der Macht also. Er versteht *nichts* von dem zugemuteten Gedankenexperiment, seine Machttaktiken könnten dem basisdemokratischen Bewußtsein geschadet haben. Sonst könnte er zeigen, daß die damit aufgebaute Alternative schief ist, weil sie abstrakt ist. Die Frage könnte nur im Einzelfall beantwortet werden. Gerade der Versuch, auf Kosten jeglichen Machtanspruches »Konkretheit« und »praxisnahe Politik« durch Differenziertheit der Situationsbestimmung zu erreichen, gerät vor dem Hintergrund der Selbstgewißheit eines instrumentellen Praktikers in den Geruch von verstiegener Abstraktion und Dogmatik. Hier wird die Rekonstruktion von Wirklichkeit, die erst eine Basis von menschlicher und demokratischer Handlungsfähigkeit ergeben würde, ebenso verdrängt wie nach 1945. Andererseits verlieren die Vertreter der subtilen Vergangenheitsbewältigungspolitik durch die Abstraktheit der Nachfrage, wenn sie mehr als ein Denkanstoß für Stolpe sein sollte, ihrerseits an Glaubwürdigkeit. Das macht aber Stolpes Antworten nicht besser.

In der grotesken Verdrehung der Positionen durch Stolpes Einschätzung der »Politik des runden Tisches« wird der Zusammenhang von logischem Reduktionismus, instrumentellem Handeln und politischer Macht perfekt demonstriert: Der Austausch der sich ausschließenden Positionen hat keinerlei Einfluß auf den *Typus* des *Handelns*. Macht ist formal und als Mittel »technisch«. (Max Weber hat sie als »soziologisch amorph« bezeichnet.) Am deutlichsten wird diese Einheit in der Demokratie, in der Herrschaft »vernünftig« und »sachlich« begründet werden und sein soll. Deshalb ist die Demokratie notwendigerweise die unglaubwürdigste politische Form des Politischen. Ihre Hypostasierung des Politischen widerspricht sich im Verhältnis von Form und Inhalt. So steht Stolpe nun als christlicher Sozialdemokrat oben und bemerkt nicht, daß er den um ihre Würde kämpfenden Menschen die Sachzwänge schmackhaft machen will wie ehedem, als er nur taktisch oben stand. Diese Menschen stellen sich die Frage: Wo ist der Unterschied zwischen »oben« und »taktisch oben«, wenn wir in beiden Fällen nicht mitbestimmen können?

»Praxis« bedeutet für Stolpe nun doch nicht, daß die Menschen der DDR ihrer eigenen vergangenen Praxis habhaft werden könnten, indem sie wenigstens ihrer neuen Praxis nicht wieder als Sachzwang ausgeliefert werden, sondern die »Praktikabilität« ihrer Ansprüche in einem vorgegebenen Handlungsrahmen bei knappen Ressourcen – wie gehabt. Niemand bestreitet die Sachzwänge deutscher Politik, aber daß solche angeblich rein sachlichen Zwecke wieder einmal alle Mittel heiligen sollen, erstaunt die Geschä-

digten des alten Systems der Zwangslagen und Zukunftsversprechen. Die Diskrepanz zwischen dem demokratischen Partizipationsversprechen und kapitalistischer Praxis fällt ihnen auf – als Ähnlichkeit mit der Vergangenheit.

Erst aus dem ehrlichen Umgang mit den Unglaubwürdigkeiten der Demokratie könnte eine glaubwürdige, nämlich pragmatische, Legitimation für sie abgeleitet werden. Die Positivierung des Naturrechts hat den Weg vorbereitet. Das Prinzip der Vernunft legitimiert sich – wie die Menschenrechte – eher aus der Abwesenheit bzw. Verzichtbarkeit einer verläßlichen »Naturbasis«. Das muß nicht zu einem Leviathan führen, sondern ergibt das Argument, daß die Demokratie die wohl angemessenste und durchschaubarste politische Spiegelung ökonomischer Prinzipien des Betrugs und des Selbstbetrugs ist, von Zivilisationsprinzipien also, die vermutlich nicht mehr revidierbar sein werden (»Geldwirtschaft«, »Patriarchat« usw.). Deshalb ist sie als durchschaute de facto und funktional so rational, wie sie es von Natur aus positiv zu sein bloß vorgibt. Zur Demokratie als einer unumgänglichen Lüge und damit dem bestmöglichen Spiel von Freiheit, Gerechtigkeit usw., falls es ernsthaft gespielt wird, kann sich eine Gemeinschaft ja entschließen. Sie erhielte damit durchaus Verbindlichkeiten; aber die würden dann nicht unbedingt auf dem falschen Glauben an die Demokratie beruhen, sondern eher auf dem realistischen Unglauben an ihre Glaubenssätze in Verbindung mit der historischen Erfahrung dessen, was passiert, wenn sie mit zutreffenden kritischen Argumenten aufgekündigt werden. Das würde einerseits ihre politische Oberfläche ebenso wie die Persönlichkeiten ihrer Akteure besser verständlich machen; andererseits wäre es ein *vernünftiger* und zugleich *glaubwürdiger* Ausgangspunkt, die Demokratie zu wollen. Dieser Ausgangspunkt wäre nämlich nicht selbst in die Lügen der Demokratie und Emanzipation verstrickt, sondern würde sie gerade zum Anlaß nehmen, alle undemokratischen Formen des Zusammenlebens als zu *natürlich* und zu *rational* abzuwehren, weil sie *zu wenig* »falschen Schein« aufbauen, sondern mit den dynamischen Prinzipien des Kapitals ernst machen.
Die beiden anderen fortschrittsorientierten Alternativen von Warengesellschaft, die faschistische und die sozialistische, haben das *demokratische Spiel* satt gehabt. Den einen war es zu umständlich und zu unnatürlich, den anderen galt es als historisch unvernünftig: technische Effizienz für die dynamische Natur des Kapitals und historische Lüge über Gleichheit und Befreiung. Beides trifft zu. Daß das demokratische Spiel nur ein falsches Spiel ist, wenn es als notwendig für die industrielle Warenproduktion bezeichnet wird, ist eben die Wahrheit der Feinde der Demokratie. Es geht nämlich

auch anders. Deshalb, weil dies wahr ist, muß es als Lüge bewußt »politisch rationalisiert« werden. Das ist aber nur glaubwürdig, wenn den Gegnern diese Wahrheit zugebilligt wird. Die Gründe, sich *nicht* nach ihr zu richten, sind »politisch« (im besten Sinne), d. h., sie machen sich nicht von Wahrheit und Glaubwürdigkeit abhängig. Weil eine Gesellschaft sich entschieden hat, demokratisch sein zu wollen und weder (wie Carl Schmitt es der Wahrheit des Politischen zuliebe vorschwebte) die Logik des Politischen als Sphäre der Macht vollständig einzulösen, noch der politischen Wahrheit der Herrschafts- und Ausbeutungskritik vollständig zu folgen und den anarchistischen Rigorismus vom »Absterben des Staates« durch totalitäre politische Zentralmacht zu zementieren, sondern mit der Unwahrhaftigkeit der Demokratie ihr zuliebe zu leben – sie eben zu spielen –, hätte sie einen guten Grund für Demokratie. Es gibt für die Demokratie keinen anderen vernünftigen Grund, als daß die meisten sie wollen. So ist sie entstanden, und anders kann sie sich nicht konstituieren. Aber glaubwürdig darauf einigen können sich mittlerweile diejenigen, die Demokratie wollen, nur eingedenk ihrer Unvernunft, weil es eine historische Erfahrung ihrer Selbstabschaffungstendenzen und jenes »Strukturwandels der Öffentlichkeit« und der »Dialektik der Aufklärung« gibt. Daß alle sie wollen könnten, kann nicht gegen deren Gefühl, daß etwas an ihr »faul« ist, durchgesetzt werden, sondern nur eingedenk dieses Gefühls.
In einer solchen Revision der guten Gründe für das demokratische Prinzip bestünde die aufgeklärte Transformation der ursprünglichen, abstrakten Transformation des christlichen Prinzips (der Selbstverantwortung durch *Einwilligung in die Korruption*) in Demokratie seitens der Aufklärung. Die Demokratie konnte diese Transformation nur zur Hälfte vollziehen, denn sie konnte sich nicht selbst als korrupt, als abstraktes Machtphänomen, verstehen. Die dies aber begriffen haben, sehen nicht, daß diese Lüge selbst auch noch als historische Wahrheit zu retten wäre. Sie kann jedoch nicht mehr glaubwürdig und ohne totalitäre Folgen »historisch« expliziert werden, sondern nur noch als ehrlicher *und* politischer Umgang mit der Heuchelei der Demokraten.

Ob die politischen Disputanten in der deutschen Öffentlichkeit wohl emotional und kulturell in der Lage sein werden, den Widerspruch produktiv zu machen, nämlich auf ganz deutsche Art zu unterscheiden und so zugleich weit von ihrer Sprechweise abzurücken, um spielen zu lernen? Sie müßten aus den Lügen und Heucheleien konkrete Wahrheiten machen – das können sie einigermaßen gut, falls sie nicht zufällig Politik machen. Aber sie müßten zugleich aus der Unwahrheit der Demokratie eine politische Wahrheit ma-

chen – das können sie überhaupt nicht. Deswegen spalten sie sich in Besserwisser und Lügner. Denn das ist es ja eigentlich, was das deutsche Gemüt immer verärgert, wenn es in Südeuropa in irgendwelche kleinen Händel verwickelt ist: daß ein Italiener oder Spanier die Frechheit besitzt, *mit aufwendigen sprachlichen Mitteln auf Glaubwürdigkeit zu verzichten*, nämlich eine offenkundige Lüge mit allergrößtem Pathos als Argument vorzubringen. Er ist in keiner Weise um Glaubwürdigkeit bemüht, sondern probiert nur, ob es *klappt*, nämlich ob der andere weniger Frechheit besitzt, um seiner ersten Frechheit die Stirn zu bieten, d. h. ebensoviel Pathos aufbringt wie er selbst, um nicht ernsthaft argumentierend im bösen Spiel unterzugehen. Darin liegt natürlich nichts Demokratisches, aber die Politik der gespielten wünschenswerten Wirklichkeit angesichts der stillschweigenden Übereinkunft, daß die Tatsachen ganz anders für sich sprechen, ist daran ablesbar.

ROWOHLT
BERLIN

Sachbücher von Opfern und
über Täter der Staatssicherheit

Dreht Euch nicht um . . .

. . . wenn die Stasi geht um

■ Über Honecker, Mittag und Schalck-Golodkowski, drei Schlüsselfiguren des SED-Regimes – der Nachfolgeband des Bestsellers "Tatort Politbüro. Die Akte Honecker".

416 Seiten.
Kartoniert.DM 29,80

■ Peter Przybylski, Tatort Politbüro. Die Akte Honeker
432 Seiten. Kartoniert.
DM 29,80

■ Stern-Autorin Birgit Lahann schrieb das Portrait eines Agent provocateur, der viele Gesichter hatte: Ibrahim Böhme, Medienstar und charismatischer Mitbegründer der DDR-SPD, war einer der erfolgreichsten inoffiziellen Mitarbeiter der Staatssicherheit.

256 Seiten.
Kartoniert. DM 32,–

■ Hans Joachim Schädlich versammelt in «Aktenkundig» Schriftsteller und Bürgerrechtler, die ihre Stasi-Akten eingesehen haben. Sie enträtseln die Geheimnisse ihrer Vergangenheit und zerreißen das Gewebe aus Lüge und Verrat, in das der SED-Staat sie hatte einspinnen wollen.

288 Seiten.
Kartoniert. DM 29,80

■ Michael Müller/Andreas Kanonenberg.
Die RAF-Stasi-Connection
256 Seiten. Kartoniert.
DM 29,80

■ Jochen von Lang,
Erich Mielke. Eine deutsche Karriere
304 Seiten. Gebunden.
DM 39,80

■ David Gill/Ulrich Schröter,
Das Ministerium für Staatssicherheit. Anatomie des Mielke-Imperiums
528 Seiten. Kartoniert.
DM 36,–

Bernd Wagner
Anti-Klage

»Die innerlich-psychische Lage der Ostdeutschen wird so dramatisch wie die äußerlich-soziale. Das könnte Folgen haben für die künftige politische Lage im geeint-getrennten Deutschland. Endlich gewonnene Pressefreiheit wird erlebt als Freiheit zur uneingeschränkten Verleumdung, zur öffentlichen Denunziation mit einem atemberaubenden Effekt. Die einen verdienen, die anderen verzweifeln am Leben. So teilt sich die Nation.«

Verehrter Herr Schorlemmer, wenn ein Pfarrer etwas anderes als seine Predigten drucken läßt, kann ihm das passieren, was der respektlose Grabbe der schreibenden Frau von Varnhagen androhte, er wird als Autor behandelt. Es sei denn, der Leser stellt sich taub, was aber bei der Stimmgewalt unseres vereinigten Priesterchores so gut wie unmöglich ist.
Ihr himmlischen Mächte, wieviel Pfarrer und Pastoren gibt es plötzlich in Deutschlands vor kurzem noch so heidnischem Osten! Wieviele Erzbischöfe, Bischöfe, Kantoren, Kustoden, Konsistorialpräsidenten und -»Sekretäre«, Synodenvorsitzenden und Synodalen! Wo kamen sie nur her vor zwei Jahren, und was ist in der Zwischenzeit nicht alles aus ihnen geworden! Kann es sein, daß der heilige Priesterstand einmal zum Sammelbecken für all jene wurde, die eigentlich die Berufung zu etwas anderem in sich spürten, das es aber leider in der DDR nicht gab: vielleicht zum Talkshowmaster, zum Bundes- oder Landtagsabgeordneten, zum Vorstandsmitglied der Raiffeisenbank? Ihr himmlischen Mächte, wie konntet Ihr zulassen, daß ein Volk, das so die Vereine, Verbände und Organisationen liebt, nur die Wahl zwischen deren zweien hatte: entweder in die Partei zu gehen oder unter das schützende Dach der Kirche zu flüchten.
Seit langem, Herr Schorlemmer, versuche ich mir klar zu machen, weshalb es mir unter diesem Dach immer etwas mulmig wurde und ich es nicht fertigbrachte, in seinem Schutz Gedichte vorzulesen. Jetzt ist es mir wieder eingefallen: ich fürchtete, auf meinen Stuhl gefesselt zu werden wie hinter mir Christus ans Kreuz und davon nie wieder wegzukönnen. Diese Angst hat eine einfache Erklärung: Eine Stuhlfesselung war das beeindruckendste

Erlebnis während meines anderthalbjährigen Religionsunterrichts; sie traf mich, weil ich einfach nicht glauben wollte, daß ein Mann namens Jesus mit zwei Broten und fünf Fischen 5000 ausgewachsene Männer füttern könnte und trotzdem kein Zauberer sei. Der Religionslehrer (damals noch ohne Bart, aber mit sehr dicker Brille) holte kurzerhand einen Strick aus der Tasche und band mich auf dem Stuhl fest. Er nannte meine Ungläubigkeit Blasphemie und die eine große Sünde.

Doch die Blasphemie, weiß ich inzwischen, ist nicht nur angesichts der christlichen Lehre eine Versuchung, auch mit den weltlichen Verhältnissen kann man blasphemisch umgehen. Nehmen wir zum Beispiel den Satz: »*Die innerlich-psychische Lage der Ostdeutschen wird so dramatisch wie die äußerlich-soziale.*« Das klingt wie aus der Apokalypse des falschen Johannes. *Die Lage wird:* das ist die verbalisierte Unausweichlichkeit, das ist das jüngste Gericht, das ist das endgültige Ende der Welt. Und zweifellos haben Sie, Herr Schorlemmer, recht: Gegenwärtig stirbt eine Welt, die man aber keinesfalls mit »der« Welt verwechseln sollte; es ist die begrenzte Welt namens DDR, der man inzwischen ein »ehemalig« voransetzt wie anderen Verstorbenen ein »selig«.

Dabei ist, seien wir ehrlich, bislang nur die staatliche Organisationsform dahingegangen und noch längst nicht die *äußerlich-soziale*, ganz zu schweigen von der *innerlich-psychischen*, die Sie nach altem Muster zum Resultat der ersteren erklären, womit Sie das Individuum ein für allemal auf dem Stuhl der Geschichte festbinden. Was sonst als schmerzhaft kann denn eine Folge von Tod und Wiedergeburt, wie wir sie jetzt erleben, sein? *Dramatisch* erscheint sie mir keinesfalls, ich finde sie im Gegenteil höchst banal, weil sie für die meisten nichts als eine Frage der Umgewöhnung und der Zeit ist. *Dramatisch* war für mich die *innerlich-psychische* Lage vielmehr in den Jahren zuvor, in denen eine Bevölkerung eine schäbige *äußerlich-soziale* Sicherheit mit Stummheit, Dummheit, gegenseitigem Verrat und gemeinsamem Eingesperrtsein bezahlte.

Angesichts dessen – und angesichts der *Lage* von Dubrovnik bis Duschanbe – die Unsicherheit als *dramatisch* zu bezeichnen, die nach dem Schleifen der Mauern eintreten mußte, das heißt nichts anderes, als nach dem Verlust des alten Beelzebub schnellstens einen neuen zu beschwören.

Ist es sehr blasphemisch, wenn mich die Klagen der ostdeutschen Arbeitslosen langweilen, weil ich jetzt schon höre, worüber sie in drei Jahren, wenn sie ihre geliebte Arbeit wiedergefunden haben, klagen werden: über die anderen Arbeitslosen und Penner nämlich, die nur von ihren Steuergeldern leben. Ich höre mir lieber die Geschichten derer an, die aufatmen, daß sie nicht mehr in ihren VEB Soundso traben müssen, sondern dorthin können,

wo sie noch niemals waren. Die Geschichte des Burschen beispielsweise, der mit einer Tasche voll Bier im Zug nach München stand, heilfroh, daß der verdammte Winter endlich vorbei war und er aus Zehdenick wieder nach Freising fahren konnte, um auf den bayrischen Rummelplätzen Lose zu verkaufen und Weißwürste zu essen. Oder die des Kraftfahrers, der sich auf eine Annonce hin in Wuppertal meldete, dort eine Landkarte und einen Zündschlüssel in die Hand gedrückt bekam und von seinem neuen Chef einen Schlag auf die Schultern mit den Worten: »Biste ein Kutscher oder nich? Wenn ja, dann fährste den Lastzug jetzt nach Istanbul, wenn nich, kannste wieder abhauen.« *Das* und nicht die Lamentos ehemaliger Staatsdiener in der Warteschleife sind Dramen, die den Schriftsteller anregen.

Was höre ich? »*Endlich gewonnene Pressefreiheit wird erlebt als Freiheit zur uneingeschränkten Verleumdung, zur öffentlichen Denunziation mit einem atemberaubenden Effekt.*« Richtig, Herr Schorlemmer. Bei diesem Klagelied befinden Sie sich in einem Chor mit dem englischen Königshaus, dem Vater von Steffi Graf, Oskar Lafontaine und dem Geist von Franz Josef Strauß. Aber was kann man dagegen tun? Ein bißchen weniger Pressefreiheit, ein bißchen mehr christliche Moral und staatliche Zensur? Das ist schwer zu machen, denn wo fängt man an, und wo hört man rechtzeitig wieder auf? Was zum Beispiel meinten Sie genau mit der *öffentlichen Denunziation* mit einem *atemberaubenden Effekt*? Was genau sollte man verbieten? Das Nennen von ein paar Spitzelnamen durch Wolf Biermann, oder daß er dafür mit dem Titel des Großinquisitors und Hexenjägers geehrt wurde? Das freiwillige Eingeständnis des vormaligen Konsistorial- und jetzigen Ministerpräsidenten von Brandenburg, daß er einige hundert Gespräche mit dem Geheimdienst seines Landes führte, oder die Stimmen derer, in deren Interesse er es tat und die es dennoch suspekt finden? Die Veröffentlichungen der Gauckbehörde oder die Korrekturen durch die Staatssicherheitsoffiziere? Das ist eine sehr, sehr schwierige Frage: Auch ich würde am liebsten die ganze Presse verbieten, Fernsehen und Rundfunk sowieso, und nur noch den im Bleisatz gefertigten Buchdruck erlauben. Auch ich habe Grund zu klagen über die Journaille, die angesichts der *endlich gewonnenen Pressefreiheit* plötzlich ihr kritisches Bewußtsein entdeckt und mit alttestamentarischem Gerechtigkeitssinn jene verfolgt, die nach 40 Jahren die Büchse der Pandora öffneten, aber nicht nach denen fragt, die das Ungeziefer da hineinpraktiziert haben.

Bei allem, was zu den alten Plagen an neuen noch hinzukommt: Das ostdeutsche Elend ist vor allem das Elend derer, die es beschreiben. Derjenigen, die vom alten Übel recht gut leben konnten und jetzt ein neues brauchen,

weil sie sonst ohne Hemd und Hose, Schlips und Kragen dastehen würden.
Sie haben völlig recht, Herr Schorlemmer: »*Die einen verdienen, die anderen verzweifeln am Leben.*« Und manche verdienen und verzweifeln trotzdem am Leben. Und dann gibt es wiederum die, die am Leben weder verdienen noch verzweifeln. »*So teilt sich die Nation*«, so ist das Leben. Und obendrein ist das alles viel ernster und viel komischer, als daß es sich für Jeremiaden und Trauergesänge eignete. Denn ein Paradies, darin sind wir uns doch einig, Herr Pfarrer, gibt es weder im Himmel noch hier auf Erden. Es liegt ein für allemal hinter uns, und das ist ein Grund für alles mögliche, nur nicht um zu klagen.

Das diesem Artikel vorangestellte Schorlemmer-Zitat erschien im März 1992 in der *Frankfurter Rundschau*.

Michael Weck
Der ironische Westen und der tragische Osten

1. Übertragungen

In seinem 1978 erschienenen Buch *Orientalism* wirft der amerikanische Literaturwissenschaftler Edward Said dem westlichen Denken vor, nie ein verzerrungsfreies Bild vom Orient gewonnen zu haben.[1] Der Westen projiziere in der Konstruktion des »Orientalismus« die negativen und verdrängten Seiten des eigenen Selbst in die Gesellschaften des orientalischen Anderen und stabilisiere so das europäische Selbstbild auf Kosten des unterdrückten Orients. Eine Entsprechung findet dieses strategische Muster gegenwärtig in der Auseinandersetzung über die kulturelle Hegemonie, die der Westen über den Osten Deutschlands ausübt. Dieser Streit äußert sich weniger in offenen Aussagen der Beteiligten als in unausgesprochenen Praktiken widerstreitender Lebensstile.

Wolfgang Thierse warnte daher kürzlich vor einer Stimmung im vereinten Deutschland, in der die Bereitschaft der Westdeutschen abnehme, zwischen dem gescheiterten System der DDR und den Menschen, die darin gelebt haben, zu unterscheiden.[2] Einer der publizistischen Stichwortgeber des links-alternativen Milieus hält den Ostdeutschen beispielsweise ihre vorgeblich autoritäre, undemokratische und obrigkeitsstaatliche Gesinnung vor. Thomas Schmid[3] prophezeit, nach der Wende werde es »ungemütlicher« in Deutschland, das Anliegen der zivilen Gesellschaft müsse nun aus der Defensive heraus gegen die »autoritären Wundereier« der DDR verteidigt werden. Er diagnostiziert eine »traditionsreiche« Bruchlinie quer durch die Gesellschaft Deutschlands auch nach der Vereinigung: die zwischen »westlich-demokratischer und östlich-autokratischer Orientierung«. Die Vereinigung verdecke das Problem der demokratischen Integration Deutschlands, das für ihn einzig in der »nachholenden Westorientierung aller deutschen Länder« besteht. Doch der Osten verteidige mit »zäher Energie alte vorzivil-deutsche und in der Zwischenzeit sozialistisch-versorgungsstaatlich angereicherte Mentalitäten«. Dem Westen drohe unter dem Druck des autoritären Ostens die »Verwilderung« seiner durch Verwestlichung »gezähmten« politischen Sitten. Der östliche Teil des deutschen Selbst wird so in den Farben einer »vorzivil-autokratischen« Abgründigkeit als Gegenbild

zur »westlich-zivilen« Lebensart gezeichnet. Wie in der Ära des »kalten Krieges« muß der Osten für die politischen Projektionen des Westens herhalten, ohne daß dieser ernsthaft versucht, sich seiner alltagsweltlichen Realität zu nähern. So verwundert es nicht, daß das spannungsreiche Klima mittlerweile nicht mehr aus Neugierde und Interesse an der fremden Lebensart der Anderen folgt, sondern aus aggressiver und überlegen-ängstlicher Abgrenzung.

Die Auseinandersetzung über die ›richtige‹ Deutung der östlichen Mentalität und ihrer »zivilen« Qualitäten ist Teil eines Prozesses, der die Asymmetrie der Lebenschancen zwischen Ost- und Westdeutschland, wie sie sich während der Nachkriegszeit entwickelte, in die Zukunft hinein verlängert. Dabei kommt das eigentliche Verständigungsproblem der politischen Kultur Deutschlands, das diesen konfliktreichen Prozeß bedingt, nicht zur Sprache. Das Problem besteht in den widerstreitenden Habitusformen von Ost- und Westdeutschen. Die Ansätze Pierre Bourdieus und Hayden Whites verbindend kann man sagen, daß der kommunikative Raum Deutschlands durch Verständigungsbarrieren gezeichnet ist, die in der westlich-ironischen und der östlich-idealistischen Habitualität seiner Akteure wurzeln.[4]

Im Szenario der so geprägten deutschen Vereinigung nehmen Teile der »68er«-Linken die Rolle des Anwalts der demokratischen Grundlagen Westdeutschlands wahr und dramatisieren den Vereinigungsprozeß zum Gegensatz von »westlich-demokratischer« und »östlich-totalitärer« Einstellung. Ihre Entscheidung gegen den Osten erklärt sich zum einen als die Flucht der Linken aus der deutschen Wirklichkeit in die vertraute Vergangenheit der Bonner Republik, weil sie in der Erstarrung vor dem Unglück der nationalsozialistischen Geschichte das Nachdenken über ein Deutschland als Nation verlernt hat. Zugleich komplettiert sie in dieser Haltung ihre bisher unvollständig gebliebene Integration in den ironisch-konsumistischen Grundkonsens der westdeutschen Gesellschaft.

2. Idealistische Aushandlungsgesellschaft

Es ist irreführend, von der »autokratischen« Ausprägung der staatlichen Ordnung der ehemaligen DDR umstandslos auf die Mentalität ihrer Bürger zu schließen. Angemessener scheint mir die sorgfältige Trennung staatlicher Politiken von den Praktiken der Bürger, die sich nur aus dem für jede Gesellschaft historisch einzigartigen Beziehungsgeflecht von staatlichen Handlungsvorgaben und bürgerlichen Reaktionen verstehen lassen. Dieses komplizierte Rezeptionsverhältnis sorgt für den beruhigenden Umstand, daß Bevölkerungen moderner Staaten keineswegs wie pawlowsche Wesen auf

deren Anmaßungen reagieren, sondern sich ihre ganz besonderen Antworten darauf zurechtlegen. Die individuellen und oftmals eigensinnigen Antworten regeln die Alltagspraxis der Gesellschaft, und diese Praxis stimmt selten mit den Theorien der staatlichen Meisterdenker überein.

Die Differenz von sozialer und kultureller Vergesellschaftung und staatlicher Verfaßtheit mußten die Sozialwissenschaftler mit den Umbrüchen in Osteuropa und der DDR schmerzhaft erfahren.[5] In ihrer Fixierung auf die totalitäre Erscheinung osteuropäischer Staaten waren sie blind für die gravierenden Veränderungen der Alltagspraktiken, die den Umbrüchen vorausgingen. Damit wiederholten sie den Fehler der Totalitarismustheorie, die ihr Augenmerk ebenfalls auf staatliche Strukturen gerichtet hielt und so den Schluß auf ein scheinbar wehrloses Volk und seine angeblich totalitär geprägten Denkmuster nahelegte. Der schiefe, da staatlich befangene Blick der Totalitarismustheorie ließ sie die Stabilität der totalitären Staaten des Ostens überschätzen und deren innere Wandlungsfähigkeit weit unterschätzen.[6] Damit stärkte diese Sicht den staatlichen Anspruch auf Dominanz über das Leben der Bürger und schwächte das Vertrauen in deren Selbstbehauptungstaktiken.

Treffender als die Kongruenz von staatlicher Politik und bürgerlicher Lebenspraxis, die den demokratietheoretischen Verdächtigungen gegenüber den neuen Bundesbürgern zugrundeliegt, ist das Modell einer doppelten politischen Kultur[7], in der die Bürger dem Staat nur soviel offene Legitimation erwiesen, wie sie ihm unbedingt zukommen lassen mußten. Gegen den offiziell verordneten und weitgehend unglaubhaft gewordenen Idealismus, der in seinen Motiven der Weimarer und nationalsozialistischen Vergangenheit verpflichtet geblieben war, bildeten sich Ansprüche auf eine »authentische« Gesellschaft, die sich kaum mehr mit dem Argument des »internationalen Klassenkampfs« auf eine ungewisse Zukunft vertrösten ließen. Vor dem Hintergrund der steigenden Diskrepanz zwischen Realität und Ideal des sozialistischen Basiskonsenses führten die »totalitären« Ansprüche des Staates im Freundeskreis und in privaten Zirkeln zu meist recht kritischen Auseinandersetzungen mit seiner Politik. In der Sphäre einer gewissermaßen privaten Gegenöffentlichkeit entwickelten sich so auch Formen eines »romantischen« Sozialismus, der gegen die Realität seiner offiziellen Verwirklichung gerichtet war.[8]

Dies verweist auf ein wichtiges Charakteristikum der politischen Kultur der DDR-Gesellschaft. Der systematischen »Kolonialisierung« (Jürgen Habermas) des öffentlichen Lebens setzte die Bevölkerung den lebenspraktischen Widerstand aus der »Nischengesellschaft« (Günter Gaus) entgegen.[9] Der staatliche Anspruch auf umfassende Steuerung aller gesellschaftlichen Teil-

bereiche wurde mit deren Politisierung beantwortet: Jede staatliche Handlung wurde daraufhin geprüft, was sie im politischen Kontext der DDR bedeutete und wie sie das bürgerliche Leben berührte. In einer Art institutionalisierter Dauerreflexion wurde entschieden, welche Taktiken es zu wählen galt, um die persönlichen Interessen gegen die staatlichen Kontrollstrategien zu behaupten. In vielfältigen Aushandlungsprozessen, die von einem Wechselspiel von Opposition und Kollaboration gekennzeichnet waren, konnten sich immer wieder Vorstellungen durchsetzen, die in der offenen Konfrontation mit der offiziellen Ideologie nie eine Chance gehabt hätten. Darin lag die verborgene Tendenz der DDR-Gesellschaft zum sozialen Wandel, der den revolutionären Ereignissen des Jahres 1989 den Weg bereitete. Sie zu verleugnen hieße, sich dem Denken der einst Mächtigen in diesem Land anzuschließen. Für den an westlichen Formen der politischen Auseinandersetzung geschulten Beobachter sind die politischen Felder, auf denen die Merkmale der Aushandlungsgesellschaft deutlich werden, jedoch nur schwer zu erkennen. Bei näherer Betrachtung zeigen sich hier Elemente eines ansonsten verborgenen Bürgersinns, dessen Geschichte erst noch zu schreiben ist. Wie sich dessen Gehalt unter den veränderten Bedingungen des politischen Systems der Bundesrepublik entwickeln wird, ist noch nicht abzusehen. Sollte es diesem bürgerlichen Eigensinn nicht gelingen, aus den Schutzräumen politisierender Privatheit in die neuen Öffentlichkeiten der gewandelten politischen Kontexte zu treten, dann laufen die Ostdeutschen Gefahr, sich unversehens in der Tradition altdeutsch-unpolitischer Innerlichkeit wiederzufinden.

3. Ironie der entleerten Kontinuität

Anders als die idealistisch veranlagte DDR verabschiedete sich die Bundesrepublik nach 1945 aus der Geschichte und bezog ihre Motivation in erster Linie aus dem wirtschaftlichen Aufbau und der Bewältigung des Alltags. Normalität sollte wieder hergestellt werden. Dazu mußten die Mitläufer und Täter des Nationalsozialismus möglichst reibungslos, und ohne in der Weltöffentlichkeit viel Aufsehen zu erregen, integriert werden. Das primäre Problem der jungen westdeutschen Gesellschaft jener Jahre war die Gleichzeitigkeit von Integration nationalsozialistisch belasteter Gruppen in den gesellschaftlichen Konsens und Anbindung der Bundesrepublik an die »westliche Wertegemeinschaft«. Die Themen jener Zeit waren das »Wirtschaftswunder« und die »West-Integration«. Beide Aufgaben bewältigte man mit der Doppelstrategie von ökonomisch-personeller Kontinuität bei weitgehend ideologischer Entleerung. Die unangenehme »Naziriecherei«

(Konrad Adenauer) sollte ein Ende haben, und der Erfolg der westdeutschen Nationalmannschaft bei der Fußballweltmeisterschaft von 1954 galt als Zeichen für die Überwindung der Vergangenheit: man war wieder wer. Seinen stadtplanerischen Ausdruck fand dieses Klima in Projekten wie der Sprengung der Kreuzberger Luisenstadt in West-Berlin. Die alten, geschichtsgesättigten Stadtstrukturen wurden weitgehend zerstört und durch neue, dem Geschmack der Zeit entsprechende funktionale Wohnkomplexe ersetzt. Funktionalität und Effizienz waren gefordert, nicht Geschichte und gesellschaftliche Mission, die sich mit dem Selbstverständnis der DDR verbanden und in Henselmanns Stalinallee zum Ausdruck kamen. Den Erfolg dieser Strategie, der sich in wirtschaftlichem Wohlstand und politischer Stabilität bemerkbar machte, lohnte die westdeutsche Bevölkerung ihrem Staat nach anfänglichen Vorbehalten, wie die einschlägigen Studien der Politische-Kultur-Forschung zeigen, mit der Übernahme seines demokratischen Wertehorizontes.[10] Die westdeutsche Gesellschaft ist bis heute eine Gesellschaft ohne sonderlich entwickelten Sinnhorizont geblieben, deren Identität sich wesentlich aus dem Konsum der produzierten Güter und einem antiidealistischen Affekt herstellt.

Wie jede geschichtliche Phase, so hatte auch die frühe Bundesrepublik der fünfziger und sechziger Jahre ihren habituellen Erfolgstypus, dessen Fähigkeiten in besonderem Maße von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen gefördert und gefragt wurden und der sich daher gegen konkurrierende Sozialtypen durchzusetzen vermochte. Es war der Typ des desillusionierten Pragmatikers. Aus der Geschichte des Faschismus hat er die Konsequenz der inneren Entleerung gezogen; Ideen steht er mit ironischer Skepsis oder aufgeregter Reizbarkeit gegenüber.[11] Dieser Typ des deutschen Aufsteigers bezog die Energie, mit der er den deutschen Wiederaufstieg nach 1945 vorantrieb, aus dem tiefen Vergessen seiner idealistischen nationalsozialistischen Vergangenheit und der gründlichen Sinnentleerung von Gegenwart und Zukunft. In einer geistigen Umwelt, deren Komplexität sich so auf ein Minimum reduzierte, konnte er seine Kraft ganz den materiellen Problemen der alltäglichen Existenz widmen.

Das blieb nicht ohne Folgen für die politische Kultur der Bonner Republik. 1965 schrieb Karl-Hermann Flach als Chefredakteur der *Frankfurter Rundschau*, die Hauptstadt Bonn repräsentiere eine »Republik ohne Herz«.[12] Er kritisierte den »Ausverkauf« politischer Konzeptionen und klagte, überall hätten kurzfristige Lösungen den Vorrang vor großen und umfassenden Entwürfen. In Bonn werde nicht mit Grundsätzen regiert, und Abhilfe erhoffte er sich nur in der »frischen Luft« von Berlin. Ebenso wie Flach bemängelte der Bundeskanzler Ludwig Erhard in jenen Jahren die Ideen-

losigkeit des Landes. In der ironischen Perspektive der prinzipiellen Sinnabstinenz vermutete Erhard einen folgenschweren Nachteil gegenüber der idealistisch motivierten DDR. Er befürchtete, in wirtschaftlich schwierigen Zeiten würden die Bindungskräfte der Gesellschaft derart unter diesem Defizit leiden, daß die idealistische Attraktivität der DDR für die Bürger der unsicheren Bundesrepublik bedrohliche Dimensionen annehmen könne. Daher richtete sich der Kanzler einen Beraterstab ein, der seit dem Oktober 1964 sechs Monate lang von der Öffentlichkeit unbemerkt als »Sonderkreis« zusammenkam und die wesentlichen Elemente der »Formierten Gesellschaft« diskutierte, die Erhard der Öffentlichkeit im März 1965 als idealistischen Gegenentwurf zum DDR-Sozialismus vorstellte. Ludwig Erhard setzte sich damals in seiner Partei nicht durch, doch etwas später brachte die politische Generation der »68er«-Linken Geschichtsvergessenheit und Sinnentleerung wieder auf die politische Tagesordnung der Republik. Dem ironischen Staat ihrer Elterngeneration hielt sie den Geist eines sich wissenschaftlich verstehenden Sozialismus entgegen. Dieser Protest hat sich auf halbem Wege in den Institutionen des Staates eingerichtet und lebt dort seit Jahren, mit Brüchen zwar, doch dauerhaft integriert in den ironisch-konsumistischen Grundkonsens der späten Bundesrepublik.

4. Deutsche Antworten zwischen Tragik und Satire

Das zentrale Verständigungsproblem zwischen deutschem Osten und deutschem Westen ist das ihrer widerstreitenden habituellen Prägungen. Hayden White unterscheidet in seiner »Tropologie« Gesellschaftsformen anhand ihrer sich wechselseitig abgrenzenden Erzählweisen, die der jeweiligen Identität zugrunde liegen. In den idealistischen »master tropes« (Kenneth Burke)[13] der »Romanze« und der »Tragödie« oder in den eher realitätsbezogenen Formen der »Ironie« und der »Komödie« klären Gesellschaften Fragen an die Zukunft aus der Interpretation ihrer Vergangenheit. Mit White kann man sagen, daß der westdeutsche »Habitus« von einer wertindifferenten ironischen Erzählweise gekennzeichnet ist, die angesichts der Konfrontation mit dem Osten eine Wende zur »Satire« erfährt. Satire in diesem Sinne[14] meint die Radikalisierung der ironischen Moral zur Verteidigung gegen einen äußeren Feind, dessen ideelle Grundlagen verspottet werden. Im Prozeß der Vereinigung schlägt nun auch der inoffizielle Idealismus des Ostens von der romantischen in die tragische Orientierung um. Das die Romanze auszeichnende gesellschaftliche Heil in der Zukunft wandelt sich zum tragischen Schicksal allgemeinen Verfalls, als das der westliche Kapitalismus verstanden wird.

Der Westen, gewohnt, im Ideen- und Warenpluralismus die eigenen Interessen täglich aufs neue zu bestimmen, steht dem aus dieser Perspektive antiquiert wirkenden östlichen Idealismus verständnislos gegenüber. Die östlichen Ideale von einer besseren, menschlicheren Gesellschaft wirken ungeheuer weltfremd und langweilen das reizgewohnte westliche Temperament entschieden. Der Westen glaubt, schon alles zu kennen, denn alles war irgendwie und irgendwann schon einmal da. Zudem liebt man hier die Sicherheit, denn für wen und um welchen Preis sollte man sie riskieren? Dem Westbürger genügt der bescheidene Wohlstand, den er genießt, und er schätzt die Toleranz, die seinem Lebensstil entgegengebracht wird und die er auch seinen Mitbürgern gewährt. Nur zu gut kennt er die Relativität von Ideen und Lebensentwürfen: leben und leben lassen ist die Maxime der wunschlos abgeklärten Toleranz, der es an nichts mehr fehlt und die im wesentlichen erreicht hat, wonach ihr die Sinne stehen. Die habituelle Grundlage dieser mentalen Orientierung ist die ironische Distanz zu allem und zum Selbst. Der kommunikative Austausch wird von geschmäcklerischer Zurückhaltung und vorsichtigen, stilistisch wohlabgewogenen Lebensentscheidungen bestimmt. Mit moralischen Bekenntnissen hält man sich eher zurück, denn alles scheint einmal möglich zu sein, und nie kann man sichergehen, die richtige Wahl getroffen zu haben.

Der deutsche Osten dagegen kennt nicht die Selbstzufriedenheit des Westens. Jahrzehntelang wurde ihm vom allgegenwärtigen Staat ein Idealismus vorgeschrieben, der alle gesellschaftlichen Wünsche in der Harmonie des Sozialismus zu erfüllen versprach. Nicht das gegenwärtige Leben in seiner profanen Widersprüchlichkeit sollte die Maximen des östlichen Musterbürgers liefern, sondern der paradiesische Schein des erfüllten Sozialismus. Es dauerte lange und war wohl nicht einfach, die reale Leere dieser schönen Utopie zu erkennen und den Lebenssinn aufzugeben, den sie bereitstellte und der für die alltäglich erduldeten Beschwernisse entschädigte. Die ersehnte Vereinigung mit der Bundesrepublik lieferte nur die neue Folie, auf der die alten Träume im warenwirtschaftlichen Gewand neu geträumt werden konnten. Hoffnungsvoll trennte sich der Osten von seiner paternalistischen Despotie und setzte die alten Erwartungen auf die verheißungsvollen Karten der sozialen Marktwirtschaft. Schon bald aber zeigte sich, daß dem entzauberten Sozialismus nur ein desillusionierender Kapitalismus folgte. Nun verfallen viele wieder in die ziel- und ortlose Wehmut des enttäuschten Idealisten einer »tragischen Gesellschaft«[15], wie sie die DDR einmal war. Dies ist der Boden, auf dem die Ressentiments gegen den »satten« Westen wachsen, dem die Schuld am Unbehagen in der neuen Kultur gegeben wird. Das kommunikative Erkennungszeichen dieses Weltverhältnisses ist das

moralische Bekenntnis, das der enttäuschenden Welt die Wahrhaftigkeit der eindeutigen Entscheidung entgegenstellt.
Deshalb wirken die »Wessis« alle so »kalt« und »profitsüchtig«, und deshalb scheinen die »Ossis« immer zu »jammern«. Der eine erscheint dem anderen als Unmensch: konsumistisch »korrumpiert« oder kommunistisch »verdorben«. Damit nähern sich die wechselseitigen Einschätzungen wieder den Feindbildern des »kalten Krieges«, wie sie die staatlichen Zentren in der Phase der Systemkonfrontation gezeichnet haben.
Was bleibt dem enttäuschten Idealisten in einer ironischen Welt zu tun, in die er sich so unverhofft geworfen sieht? Beharrt er auf seiner idealistischen Deutungslogik, so wählt er womöglich den sicheren Ort des inneren Emigranten, der in der innerlichen Abgeschiedenheit einer vertrauten Privatheit auf den Verfall der sinnlosen und daher kulturlosen Gesellschaft wartet, deren Regeln er nicht versteht oder auch nicht zu akzeptieren vermag. Die dem tragischen Muster innewohnende Mechanik des Verfalls läßt ihn die Welt getreu dieser Logik interpretieren. Tauchen Begebenheiten auf, die dem Weltbild widersprechen, so werden sie entweder ausgeblendet oder so lange umgedeutet, bis sie sich widerspruchslos in den gewohnten Interpretationsrahmen einfügen lassen. Damit rettet sich die der verfallenen DDR verbundene Identität vor der fremden, ungewollten Welt des Westens und verhindert zugleich die Auseinandersetzung mit den Schwächen und Unstimmigkeiten der eigenen Existenz. Die persönliche Biographie erscheint so im verklärenden Licht einer widerspruchslos-idyllischen DDR-Nostalgie.
Anschaulich wird dieser Lösungsweg in dem Interview mit einem jungen Ostdeutschen, das sich kürzlich in der Berliner *tageszeitung* fand. Thomas H. (24 Jahre) aus Ost-Berlin war bis einen Tag vor der deutschen Vereinigung Berufssoldat bei den Grenztruppen der Nationalen Volksarmee und Mitarbeiter beim Ministerium für Staatssicherheit. Auf die Frage, was er von der DDR vermisse, antwortet der unglückliche Moralist: »Ich vermisse den Staat. Jeden Morgen wache ich mit einem blöden Gefühl auf ... Jeden Tag kommt mir zur Erinnerung, daß ich aus meiner alten Welt herausgerissen worden bin. Die neue Welt habe ich auf keinen Fall angenommen. Vielleicht will ich das auch gar nicht.«[16] Die Einheit der Deutschen ist ihm nur unter der Drohung eines neuen gemeinsamen Feindes denkbar. Doch ist nationale »Unbehaustheit« nicht die einzig vorstellbare Antwort auf das habituelle Problem, mit dem sich die Ostdeutschen seit der Vereinigung konfrontiert sehen. Northrop Frye verweist auf den prinzipiell möglichen Umschwung von der tragischen Lebenshaltung des einsamen Heroen zur Ironie. Anzeichen dafür sind in der »Kost the Ost«-Kampagne der Werbeindustrie für

den ostdeutschen Markt zu finden, was auf das Entstehen einer vielleicht spezifisch ostdeutschen Form der Ironie schließen läßt. Die Strategien der Werbeindustrie gehören erfahrungsgemäß zu den zuverlässigsten Indikatoren für Veränderungen des Gefühls- und Bedürfnishaushalts einer Gesellschaft, da sie der strikten Erfolgskontrolle durch die auf den Absatz ihrer Produkte angewiesenen Auftraggeber ausgesetzt sind. Die Rückkehr der »Club-Cola« auf den ostdeutschen Markt ist nur ein Beispiel für die sich abzeichnende Renaissance vieler der einst verschmähten Ostprodukte. Die Art der Ironie, die sich in Werbeslogans wie »Hurra, ich lebe noch!«, »Andere haben sie lange genug probiert!« oder »New York? Atlanta? Berlin!« ausdrückt, weist zugleich auf ein trotziges Selbstbewußtsein, dessen Kultivierung die kommunikative Grundlage für die Entwicklung eines realitätsbezogenen Verhältnisses der Ostdeutschen zur neuen Wirklichkeit bereitstellen könnte.

Die Ostdeutschen sehen sich jedoch dem pauschalen Vorwurf ausgesetzt, durch das sozialistische System »verdorben« zu sein. Dem abgewirtschafteten SED-Regime wird damit nachträglich und ganz unverdient ein gesellschaftspolitischer Erfolg bescheinigt, den sich seine politische Elite immer nur wünschte und den sie glücklicherweise nie zu erreichen vermochte. Anstatt sich der Verschiedenheit der ostdeutschen Gesellschaft in ironischer Gelassenheit zu nähern, praktizieren Teile der westdeutschen Publizistik die Radikalisierung ihrer ironischen Grundlagen, indem sie die westdeutsche Geschichte als einzige Voraussetzung für die Fähigkeit zu Demokratie und Freiheit interpretieren. Die autoritäre Geschichte der DDR hingegen mache die ostdeutsche Mentalität zur Gefahr für die politische Kultur des Westens. Northrop Frye bezeichnet diese Form der »militanten Ironie« in seiner Lehre der vier erzähltheoretischen Archetypen als »Satire«; deren kurzfristig mobilisierte Moral richtet sich strategisch gegen einen äußeren Feind, der als Bedrohung der eigenen ironischen Identität empfunden wird. Diese Art des selbstgerechten Zweifels an der Demokratiefähigkeit des Ostens enteignet die ostdeutsche Bevölkerung des Sinns ihrer widersprüchlichen Geschichte, die eben nicht auf die Folgen einer »totalitären« Politik zu reduzieren ist.

5. Nachholende Versöhnung gegen die Nation

In seiner Rede auf dem letztjährigen Germanistentag erklärte Wolf Lepenies das Ressentiment der Ostdeutschen gegenüber dem Westen als Resultat der übertriebenen Hoffnung auf Gemeinschaft. Aus Enttäuschung rührt ihre Apathie in der neuen Welt, der vor allem mit der Tugend des Taktes zu

begegnen wäre. Das Feingefühl für die besondere Lebenssituation des anderen könnte dem Westen den Sinn für die richtigen Worte zum rechten Zeitpunkt geben und das Gespür vermitteln, wie wichtig ein fairer Stil für die Bereitschaft zum produktiven Streit ist, denn nicht um Sieg und Unterwerfung soll es gehen, sondern um den schwierigen und notwendig konfliktreichen Prozeß der deutschen »Nations(neu)bildung« (Christian Meier)[17]. Statt dessen prägen Ressentiment und Taktlosigkeit die Zustände der deutschen Gegenwart. Takt ist eine Haltung, die ihre Kraft aus bewährter Verhaltenssicherheit gewinnt. Taktlosigkeit ist daher auch die Aufdekkung innerer Unsicherheit. Innerer Unsicherheit aber entledigt man sich am besten, projiziert man sie in die dunkle Hälfte des eigenen Selbst, die darzustellen dem deutschen Osten schon vor der Einheit zukam.

Die Behauptung vom globalen Sieg der westlichen Demokratien und das Gerede vom »Ende der Geschichte«[18] klingen jedenfalls nicht sehr überzeugend, wenn sich gleichzeitig die Anzeichen für eine innere Entleerung der Demokratien immer dringlicher bemerkbar machen. So sieht Marcel Gauchet[19] die Demokratie gerade im Moment ihres imaginären Triumphs von einer Bewegung getroffen, die er als »Zivilflucht« in die politische Abstinenz beschreibt. Der politischen Teilnahmslosigkeit einer zunehmenden Zahl von Bürgern und auch den Erfolgen der nationalistischen extremen Rechten liegt das zentrale Problem zugrunde, welches ein neues Nachdenken über die Bedingungen der Demokratie notwendig macht: die Untätigkeit des Staates und die Wirkungslosigkeit seiner Handlungen. Die Diskussion der Flüchtlingsproblematik, die noch ausstehende Integration Ostdeutschlands sowie der unsichere Umgang mit der neuen weltpolitischen Rolle Deutschlands zeugen von der bemerkenswerten Verlegenheit des Staates und der politischen Eliten angesichts der zunehmenden Probleme einer Welt ohne die Festigkeit der getrennten Blöcke.

Deshalb ist heute die erneute Reflexion und Definition solcher Kategorien wie Staat und Nation erforderlich, denn ihnen kommt nicht nur in der Bewältigung der deutschen Vereinigung eine entscheidende Bedeutung zu. Gerade in historischen Situationen, die den Eindruck erwecken, ein Konsens über zentrale Fragen des gesellschaftlichen Lebens sei nicht herzustellen, weil sich die privaten Interessen unüberbrückbar geben, bedarf die Gesellschaft einer Kraft, mit deren Hilfe sie die kollektiven Aufgaben verwirklichen kann. Benedict Anderson beschreibt in seinem wichtigen Buch *Die Erfindung der Nation*[20] die Rolle des Modells Nation als Identifikations- und Handlungsrahmen, der Identitäten und politischen Willen jenseits der Extremposition weltgesellschaftlicher Verflüchtigung und regionaler Beschränkung bindet und zum Handeln zu bringen vermag. Er zeigt, wie

falsch es ist, nationales Denken mit den Schrecken des noch halb dynastischen Nationalismus und des kolonialen Rassismus des 19. und 20. Jahrhunderts gleichzusetzen. Jenseits dieses »offiziellen Nationalismus« betont er die Bedeutung eines gleichsam inoffiziellen »Volksnationalismus«. Das oft mißbrauchte Prinzip der Nation ist eine noch immer unverzichtbare Erfindung, um die zur Verwirklichung der deutschen Einheit erforderliche Solidarität und Handlungsbereitschaft zu ermöglichen. Die nationale Anspannung, der Deutschland durch das Aufeinandertreffen seiner widerstrebenden Habitualitäten ausgesetzt ist, und die sozio-moralischen Folgen der sich weltweit durchsetzenden Individualisierungs- und Differenzierungsschübe machen es notwendig, neu über die Bedeutung der Nation und ihrer Organe nachzudenken. Doch die Reflexion über die staatliche Rolle als Instanz kollektiven Handelns und die Funktion der Nation als Ort der Identifikation kommt nicht recht in Gang.

Die unglückselige Geschichte der nationalen Integration Deutschlands behindert die Entstehung eines unverkrampften und von politischer Vernunft bestimmten Verhältnisses zu den Bedrohungen, aber auch zu den Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Nation. Das unausgeglichene Verhältnis zum Nationalstaat drückte sich in Deutschland schon immer in affektiven Schwankungen zwischen den Extrempositionen seiner Überhöhung und seiner Verteufelung aus. So konnte sich auch keine Kultur des rationalen Umgangs mit dem Staat entwickeln. Entweder überantwortet man die Politik der »bloßen Zivilisation«, oder man beurteilt ihre Probleme mit den Maßstäben einer innerlichen, als »tief« empfundenen »Kultur«. Bietet sich aber keine Möglichkeit, die »inneren Wahrheiten« auch im Raum der Politik durchzusetzen, dann neigen viele Deutsche leicht zum lutherischen Diktum vom Gehorsam gegenüber der weltlichen Obrigkeit und überlassen die Politik als »schmutziges Geschäft« den Politikern. Oder sie verharren in selbstgefälliger Empörung vor der äußerlichen Welt, ohne die Notwendigkeit einzusehen, ihre privaten Moralvorstellungen in die Sphäre der Politik zu übersetzen, und berauben sich dadurch der politischen Wirksamkeit. Diese Haltung verwechselt moralische Wertung mit politischer Analyse und Entscheidung. Infolge des nicht erfüllbaren Anspruchs, die öffentliche Moral mit der privaten in deckungsgleiche Übereinstimmung zu bringen, konnte sich in Deutschland ein Denken, das die Ansprüche dieser beiden Sphären zu vermitteln sucht, nur unzureichend entfalten.

Im riskanten Diskussionsfeld von Staat und Nation, dem die linke Intelligenz Deutschlands aus Vorsicht lieber fern bleibt, liegen ihre traditionellen Blindstellen. Gebunden an die alte sozialistische Utopie, der Mensch sei prinzipiell gut, wenn er nur sein Leben in guten Verhältnisse zu führen

vermöchte, hängt sie dem Ideal einer gesellschaftlichen Harmonie an, die ihr nur unter Ausschluß des Staates denkbar ist. Dieser Einstellung liegt das Bild einer Gesellschaft zugrunde, deren »natürliche« Balance nur durch die störende Macht des Staates beeinträchtigt wird. So konnte sich die politische Generation der »68er« dem Mythos hingeben, die Demokratisierung der Bundesrepublik sei einzig ihr Verdienst, da nur die »Zivilität« ihres Protestes und ihrer Umgangsformen Deutschland auf den demokratischen Weg der »Verwestlichung« gezwungen habe. Dem Nationalstaat dagegen steht sie nach wie vor in tiefem Argwohn gegenüber, denn, so ihre Befürchtung, sein Weg führe Deutschland geradewegs zurück in den Nationalsozialismus. Als die »68er«-Linke bemerkte, daß dieser Staat sich nicht einfach abschaffen ließ, übernahm sie dessen Machtpositionen, ließ sich in seinen Institutionen versorgen und blendete seine Existenz, soweit es eben ging, aus. Der Verteufelung und der Verherrlichung fügte sie die dritte Position der Ignoranz hinzu. Alle Erwartungen konzentrieren sich daher auf die Kraft der »Zivilgesellschaft«. Nur die weitgehend »entstaatlichte« Gesellschaft gewährleistet diesem Blickwinkel wirklich demokratische Zustände. So hat es die »68er«-Linke verlernt, über den Staat und seine Aufgaben nachzudenken.

Das Ereignis der deutschen Einheit traf die hiesige Linke daher in einem Zustand geradezu nationaler Besinnungslosigkeit. In dem Umstand, daß der geschichtliche Wandel diese Generation völlig unvorbereitet traf, liegt, so Brigitte Seebacher-Brandt[21], ihr fatales Versagen. Aufgestört aus der Lust am guten Leben in der Harmonie der westdeutschen Wohlstandsgesellschaft und irritiert von den national-gefärbten, handfest materialistischen Ansprüchen der ostdeutschen Massen, nahm sie die Ereignisse der deutschen Wende mit unverhohlener und zum Teil kokett zur Schau gestellter Abneigung zur Kenntnis. Eine Kulturdezernentin aus Frankfurt, die dem reformsozialistischen Flügel der »68er«-Bewegung zuzurechnen ist, zeigte sich unfähig, der ostdeutschen Realität etwas abzugewinnen. »Freiwillig« werde sie »immer nach Mailand, aber nie nach Leipzig fahren«. Hier wird die Kehrseite des unbedingten Vertrauens in die »Zivilität« der Gesellschaft deutlich, das mit gekränkter Abwehr immer dann reagiert, wenn die Menschen kein Einsehen in die besonderen Wahrheiten dieser Linken zeigen. Die Haltung findet in Jürgen Habermas' Begriff des »DM-Nationalismus«[22], der den ernüchterten Vorbehalt gegenüber den materialistischen Ansprüchen der Menschen einer postkommunistischen Gesellschaft bezeichnet, ihren Ausdruck.

Das zivilgesellschaftliche Pathos vieler linker Intellektueller und ihr Unbehagen im Gefolge der deutschen Einheit wurzelt in der nur unzureichend entwickelten Fähigkeit, auf der Grundlage politischer Verantwortung die

Belange der Nation zu reflektieren. Diese Hilflosigkeit treibt sie zur Flucht aus der politischen Wirklichkeit Deutschlands, in der sich nach der staatlichen Vereinigung mit aller Deutlichkeit das Problem der deutschen Nation stellt. Wieder einmal droht ein Teil der Deutschen, diesmal ist es der deutsche Osten, aus Enttäuschung über die politische Realität des Landes seine Zustimmung zu versagen und in eine Form nationaler Bindungslosigkeit abzugleiten, in die Einsamkeit des enttäuschten Idealisten, die sie schwer berechenbar macht. Statt sich diesem Problem zuzuwenden und nach Lösungen zu suchen, flieht die »68er«-Linke lieber in die national entleerte und entpolitisierte Geschichte der einst ungeliebten Bundesrepublik. Der Flucht in die inexistente Vertrautheit der vergangenen Bundesrepublik entspricht die Flucht in die ebenso irreale Harmonie eines utopischen Europas. Nicht mehr die »Kälte« nationaler Interessen wird, so hofft man, in solch einem Europa die politische Kultur bestimmen, sondern die vernünftigen Bedürfnisse einer europäischen Gemeinschaft der Regionen. Nichts spricht für die Tragfähigkeit eines solchen anti-nationalen Modells, doch es verheißt Schutz vor der wirklichkeitsnäheren Zukunft eines Europas der Nationen.

Der Anschluß der »68er«-Linken an den Wechsel der westdeutschen Gesellschaft von der Ironie zur Satire und ihre gleichzeitige Flucht in die Vergangenheit der Bonner Republik folgt nicht nur aus ihrem nationalen Defizit, sondern eignet sich überdies, eine das Weltgefühl dieser Linken hemmende Spannung des Habitus zu lösen. Sie bestand in der Differenz zwischen dem lebenspraktisch längst übernommenen ironisch-konsumistischen Grundkonsens der westdeutschen Gesellschaft und einer weiterhin als politische Attitüde gepflegten Inkonzilianz gegenüber eben diesem Konsens. Die Dramatisierung des Einheitsprozesses zum Gegensatz zwischen »westlich-demokratischer« und »östlich-totalitärer« Lebenshaltung ermöglicht es, eindeutig für die westdeutsche Gesellschaft Partei zu ergreifen und in der Satire die prekäre Selbstverortung der eigenen Persönlichkeit durch die Versöhnung mit der alten Bundesrepublik zu entspannen. Damit lassen sich gegenwärtig zwei Vereinigungsprozesse ausmachen: Zum einen die staatliche Vereinigung zwischen Ost und West, deren kulturelle Ergänzung noch aussteht und keineswegs sicher ist. Zum anderen die Versöhnung einer saturierten »68er«-Linken mit der Nachkriegsgeschichte ihres Landes, wobei die ehemals vehementen Vorbehalte gegenüber der »demokratischen Kultur« dieser Gesellschaft in den Osten projiziert und dadurch beseitigt werden. Insofern gelingt es mit Hilfe der Ostdeutschen, die unvollständig gebliebene Integration Westdeutschlands nun auch seelisch zu vollenden.

Anmerkungen

1 Edward Said: *Orientalism*, New York 1978.
2 *Der Tagesspiegel*, 26. 3. 1992.
3 Thomas Schmid: »Der wilde Osten und die Verwilderung des Westens«, in: *Freibeuter* 47, 1991, S. 76-80.
4 Pierre Bourdieu: *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1979; Hayden White: *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses*, Stuttgart 1986.
5 Vgl. Bernd Giesen und Claus Leggewie (Hg.): *Experiment Vereinigung. Ein sozialer Großversuch* (Berlin 1991) und den aufschlußreichen Beitrag von Ralf Rytlewski: »Führt die Perestrojka auch zur Umgestaltung der Sozialistische-Länder-Forschung? Plädoyer für mehr politische Kulturforschung«, in: ders. (Hg.): *Politik und Gesellschaft in sozialistischen Ländern. Ergebnisse und Probleme der Sozialistische-Länder-Forschung*. Sonderband 20 der *Politischen Vierteljahresschrift*, Opladen 1989, S. 15-36.
6 Claus von Beyme: »Die vergleichende Politikwissenschaft und der Paradigmenwechsel in der politischen Theorie«, in: *Politische Vierteljahresschrift* 3/1990, S. 457-474.
7 Christiane Lemke: *Die Ursachen des Umbruchs 1989. Politische Sozialisation in der ehemaligen DDR*, Opladen 1991.
8 Vgl. John Bornemans Ethnographie der deutschen Vereinigung und ihrer Vorgeschichte: *After the Wall. East meets West in the new Berlin*, New York 1991.
9 Jürgen Habermas: *Theorie des kommunikativen Handelns*, Band 2, Frankfurt/M. 1981; Günter Gaus: *Wo Deutschland liegt. Eine Ortsbestimmung*, Hamburg 1983.
10 Vgl. Dirk Berg-Schlosser: »Entwicklung der Politischen Kultur in der Bundesrepublik Deutschland«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B 7/1990, S. 30-46.
11 Vgl. Heinz Budes biographisch begründete Analyse des Phänomens der deutschen Selbst-Flucht: *Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation*, Frankfurt/M: 1987.
12 Karl-Hermann Flach: »Die Republik ohne Herz. Bonn und das Klima der deutschen Politik«, in: Helmut Hammerschmidt (Hg.): *Zwanzig Jahre danach. Eine deutsche Bilanz 1945-1965*, München 1965.
13 Kenneth Burke: *A grammar of motives*, New York 1945.
14 Vgl. Northrop Frye: *Analyse der Literaturkritik*, Stuttgart 1964.
15 Vgl. Heinz Bude: »Das Ende einer tragischen Gesellschaft«, in: *Leviathan* 2/1991, S. 305-316.
16 »Ich hab mich nie als Werkzeug gefühlt«. Das Interview führte Barbara Bollwahn, in: *die tageszeitung*, 22. 4. 1992, S. 28.
17 Christian Meier: *Die Nation, die keine sein will*, München 1991.
18 Francis Fukujama: »Das Ende der Geschichte«, in: *Europäische Rundschau* 4/1989, S. 3-25.
19 Marcel Gauchet: »Demokratische Befriedigung und ›Zivilflucht‹«, in: *Neue Gesellschaft / Frankfurter Hefte* 3/1992, S. 210-220.
20 Benedict Anderson: *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts*, Frankfurt/M. 1988.
21 Brigitte Seebacher-Brandt: *Die Linke und die Einheit*, Berlin 1991.
22 Jürgen Habermas: »Der DM-Nationalismus«, in: *Die Zeit*, 30. 3. 1990, S. 62 f.

»Intellektuellen-dämmerung in Deutschland«

STANDARD, Wien

Wolf Lepenies

Folgen einer unerhörten Begebenheit

Die Deutschen nach der Vereinigung

CORSO bei Siedler

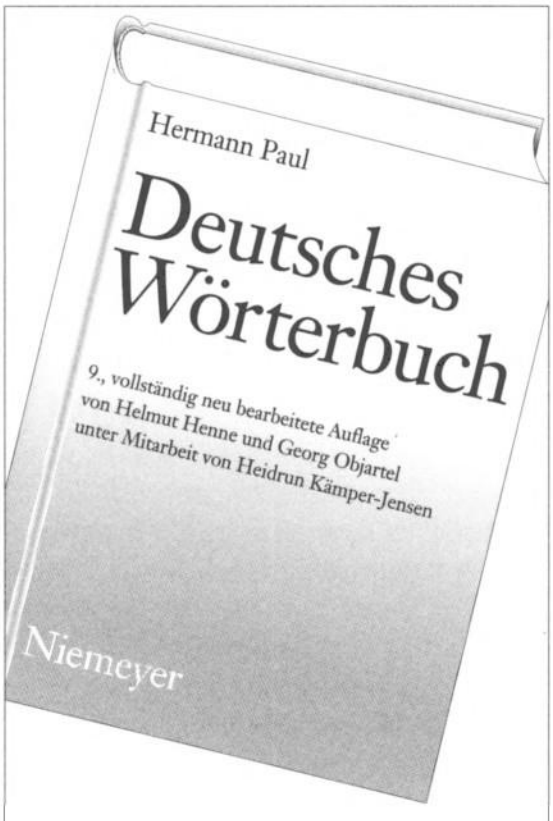
96 Seiten, Leinen, DM 20,-

Deutschland ist nach dem Fall der Mauer alles andere als glücklich. Eine trübe Mischung von Ressentiment und Überheblichkeit prägt die deutschen Zustände der Gegenwart. Die Intellektuellen scheinen der neuen Lage heute so wenig gewachsen, wie es die Politiker gestern waren. Unvorbereitet ist die Geschichte über alle hereingebrochen.

»Wolf Lepenies ist Soziologe, aber er schreibt nicht so. Sein Stil ist essayistisch, manchmal fast aphoristisch. Ein brillanter Autor.« DIE ZEIT

»Selten ist präziser und stilistisch brillanter über die Deutschen nach der Einheit geschrieben worden.«
FRANKFURTER RUNDSCHAU

Siedler



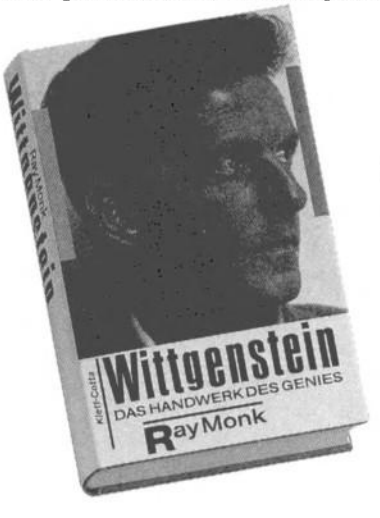
1992. XXXIX, 1130 Seiten.
Geb. DM 76.–. ISBN 3-484-10679-4

Knapp 100 Jahre nach der Erstauflage von 1897 ist das Paul'sche Wörterbuch nach wie vor eines der zuverlässigsten Nachschlagewerke für das Verständnis der neuhochdeutschen Schriftsprache. Seit der Erstauflage gilt es als Meilenstein der deutschen Sprachwissenschaft und als Standardwerk der deutschen Sprache.
Der neue »Paul« ist das einzige einbändige, neu bearbeitete Wörterbuch des Deutschen, das die Bedeutung der Wörter etymologisch herleitet, historisch entwickelt und literarisch belegt und jetzt auch die Literatur nach 1945 einbezieht.

Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG
Pfrondorfer Str. 6 · D-7400 Tübingen 1

Die erste vollständige Biographie

»Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.« Solche Sätze machten den Österreicher Ludwig Wittgenstein schon zu Lebzeiten zu einem der legendären Denker des 20. Jahrhunderts. Doch ist, was eine unendliche Tiefe des Gedankens zu verbergen scheint, nicht einfach schlicht? Wittgensteins Lebensgeschichte, wie Ray Monk sie erzählt, berichtet vom Zweifel als Lebensform. Das früh erkannte Genie ohne Talent zum Glücklichsein mißtraut der universitären Philosophie und sucht die Schule des Lebens. Er meldet sich freiwillig im Ersten Weltkrieg, verschenkt sein ungeheures Vermögen, wird Volksschullehrer in den österreichischen Bergen und zieht sich immer wieder in eine Hütte an einem norwegischen Fjord zurück. »Nach manchen mißglückten Versuchen, meine Ergebnisse zu einem Ganzen zusammenzuschweißen, sah ich ein, daß mir das nie gelingen würde.«
Keine Lehre wollte er hinterlassen, keinen Beweis liefern. Erst seine Schüler machten ihn zum Meisterdenker und zu einem der meistzitierten Philosophen unserer Zeit. In der ersten vollständigen Biographie Wittgensteins läßt Ray Monk das radikale theoretische Ungenügen als asketische Leidenschaft erscheinen. Aus der minutiösen Recherche, aus vielen auch bislang unzugänglichen Quellen, Korrespondenzen und Tagebüchern entsteht das Leben des Philosophen, wie man es so nicht kannte – keine Kultfigur, sondern ein Mensch, der sich einer permanenten Selbstprüfung unterwarf.



673 Seiten, 54 Abb.,
Linson mit Schutzumschlag,
78,– DM / öS 608,–

Klett-Cotta

Thomas Schmid
Die Eingeschlossenen von Jalta

Eine der notorischen Eigenarten der Geschichte ist es, daß sie zweitens anders kommt als man erstens denkt. Der kritische Geist, der das nicht Voraussehbare gerne als sein Terrain betrachtet, tut sich schwer, wenn es dann wirklich anders kommt.

Erstes Beispiel: Gedacht wurde – spätestens seit dem 18. Jahrhundert, von Rousseau bis Kant oder Herder, von Gotthold Ephraim Lessing über Wilhelm von Humboldt bis Theodor Lessing – an die allmähliche Ausbreitung des Lichts und der Verständigung, des Friedens und der Bündnisse, des Fortschritts und des Gleichgewichts, der Zivilisation und der milder werdenden Sitten. Keinem der Genannten kann man allzu große Zuversicht in den Lauf der modernen Dinge vorwerfen – keiner aber auch hätte es wirklich für wahrscheinlich gehalten, daß die Moderne des 20. Jahrhunderts zugleich die wohl größten Barbareien der Geschichte hervorbringen würde. So aber kam es. Und es hat, von Ausnahmen abgesehen, ziemlich lange gedauert, bis dieser Widerspruch – Moderne *und* Barbarei – von der Peripherie ins Zentrum des Denkens gerückt ist.

Ein zweites, eher in die umgekehrte, die bessere Richtung weisendes Beispiel: Als vor etwa tausend Tagen die – sich zum zweihundertsten Male jährende – Stunde gefeiert wurde, in der die Menschenrechte ihre Kodifizierung fanden, war unter den im Westen Feiernden so gut wie keiner, der ahnte, daß es sehr bald schon einen aktuellen Grund geben würde, den unerwarteten Siegeszug eben dieser Menschenrechte zu feiern. (Und nicht eben wenige schien es im übrigen nur wenig zu stören, daß die Hälfte des Kontinents vom Festakt ausgeschlossen bleiben mußte.) Die eiserne Ordnung von Jalta: Das war der verbindliche Grundriß, der – so die Übereinkunft – Europa zumindest noch lange prägen würde; selbst der leiseste Gedanke an Alternativen war ausgeschlossen, galt bestenfalls als naives Abenteurertum. In der sozialistischen Staatenwelt sah man – links wie rechts – ein unverrückbares Fixum, und es ist viel Intelligenz und Findigkeit darauf verwandt worden, diesem Umstand ein größeres oder kleineres Quentchen Sinn abzuquetschen. Es kam dann bekanntlich ganz schnell ganz anders.

Die Trutzburg fiel wie ein Kartenhaus zusammen, genauer: sie erwies sich als ein Kartenhaus. Sicher, niemand hatte damit gerechnet. Aber: Es war das größte, das schönste und das befreiendste Ereignis der europäischen Nachkriegsgeschichte. Undenkbares war nicht nur denkbar, sondern im gleichen Schritt Wirklichkeit geworden. Eine drückende Last, die das Denken behindert und an den Status quo gefesselt hatte, war über Nacht von den Schultern genommen. Sicher, nun mußte es ziemlich unübersichtlich und in gewisser Weise auch ungemütlich werden. Denn an den Ernstfall der Freiheit war ernsthaft nicht gedacht worden, die Schubladen der vielen, die für Utopie und bessere Welt zuständig waren, erwiesen sich als gähnend leer. Mehr noch: Es gab – hüben wie drüben – ja auch die Wonnen des Status quo, seine Berechenbarkeit, seine Endlichkeit, seine Gemütlichkeit, durchaus vergleichbar den Fleischtöpfen im ägyptischen Lande der Unfreiheit, die den Exodus als ein beschwerliches Abenteuer erscheinen lassen. Das alles mag helfen, Verwirrung, stockende Sprache und tappende Orientierungslosigkeit zu erklären. Eines aber erklärt es nicht: die Tatsache, daß im Westen (und bald auch im deutschen Osten) die *Freude* über den Erdrutsch, über das politische Wunder, über die Epiphanie des Undenkbaren so überaus sparsam und kümmerlich ausfiel; die Tatsache, daß das unverhoffte Geschenk umgehend auf alle möglichen Pferdefüße hin begutachtet wurde; die Tatsache also, daß aus dem seit Menschengedenken größten Anlaß von Freude ganz bald schon der Stoff herausdestilliert wurde, aus dem die Träume der kritischen Kritik seit jeher sind.

Also: Warum kam das Ende gleich mehrerer Diktaturen mehreren patentierten Anwälten der Freiheit ziemlich ungelegen? Warum gibt es so viele, die weniger über die linke Verwicklung in das sozialistische Projekt und sehr viel mehr über das angeblich koloniale Gebaren eben des Westens nachdenken, dessen Reichtum, dessen gesellschaftliche Solidität und dessen politische Philosophie die Menschen im Osten Europas angezogen und beflügelt hat? Um wenigstens ein Mißverständnis auszuräumen: Ich behaupte nicht, daß *der* Westen *gewonnen* hat. Wohl ist seine ökonomische wie vor allem seine politische Überlegenheit über alle planwirtschaftlichen und erziehungsdiktatorischen Regimes erwiesen – ob er jedoch nach seinem letztlich leichten Sieg über einen zerrütteten Gegner, von dem er sich aufs beste abhob, wirklich gute Karten hat, ob er also auch ohne Bestätigung durch ein schlechteres Gegenüber eine gute Entwicklungsperspektive hat: Das wird sich zeigen müssen, es ist eine offene Partie. Erst jetzt sind der Westen und vor allem seine Werte wirklich gefordert. Dies vorausgesetzt, noch einmal die Frage: Warum sind nicht eben wenige kritische Geister – um Namen zu nennen: Günter Grass, Günter Gaus, Walter Jens – bemüht, den Westen und

den Kapitalismus erneut auf der angestammten Anklagebank festzunageln? Warum wird – wenn nicht der sozialistischen Realität, so doch gewiß dem sozialistischen Traum – das milde Gewand des armen und bemitleidenswerten Opfers umgehängt? Oder ganz einfach: Warum sieht die intellektuelle Landschaft *nach* dem größten Ereignis der europäischen Nachkriegsgeschichte fast genauso aus wie *zuvor*? Mit anderen Worten: Warum betreiben ausgerechnet die, die sich selbst gerne eine besondere Aufmerksamkeit und Genauigkeit bescheinigen, *business as usual*?

Um beim deutsch-deutschen Beispiel zu bleiben und mit dessen einem Teil zu beginnen: Es hat in der DDR nicht viele Intellektuelle gegeben, die – wie Hermann Kant – dem Regime nach dem Mund geredet haben; mehr schon waren es, die – wie Ibrahim Böhme oder Sascha Anderson – den Diensten des Regimes zu Dienste waren. Ich unterstelle hier, daß die Mehrheit damit nichts zu tun hatte. Gleichwohl war diese Mehrheit – von den Auswanderern, auch von denen nicht immer, und von einigen wenigen Verbliebenen abgesehen – auf eine ganz eigentümliche Weise dem Regime oder genauer: der *Idee* der DDR verbunden. Es war nicht Zustimmung, eher eine sympathetische Distanz, die freilich Nähe, geradezu intime Nähe einschloß. Ex post sind leicht Gründe anzuführen, warum es besser gewesen wäre, wirklich auf Distanz zu gehen und diesem Staat die intellektuelle Lizenz zu entziehen. Ich glaube nicht, daß es nur die Angst vor den Konsequenzen war, die viele – von Christa Wolf bis Christoph Hein – von diesem Schritt abhielt. Eher lag es daran, daß dieser Staat mit einer Idee aufwartete, von der Intellektuelle sich schlechterdings nicht distanzieren konnten, die sich in der Tradition der europäischen Aufklärung sahen: mit der ebenso schlichten wie furchtbaren Idee des Guten. Ich führe für diesen Gedanken einen vergleichsweise unverdächtigen Zeugen an, den ungarischen Schriftsteller Péter Nádas. In dem Aufsatz »Armer Sascha Anderson« geht er der Frage nach, warum es nie gelungen ist, die Intelligenz für eine freiheitliche, liberale und antiautoritäre antikommunistische Bewegung zu gewinnen, warum der Antikommunismus nicht als etwas Vernünftiges, sondern stets als etwas Finsteres erschien. Es liege wohl daran, mutmaßt Nádas, daß die kommunistische Ideologie ungleich schwerer zu durchschauen sei als etwa die faschistische, die nur einer einzigen Nation Gutes, allen anderen aber Schlechtes verspreche. Nádas fährt fort: »Es ist schwer, gegen etwas zu kämpfen, das als Repräsentant des Allgemeinwohls auftritt und behauptet, daß jetzt zwar noch nicht alles gut sei, doch wenn auch du dich dem Bund derer anschließt, die nach dem Guten streben, wird es gut werden und nicht nur für dich, sondern für jeden. Die kommunistische Ideologie hat einen der empfindlichsten Nerven der europäischen Kultur getroffen.«[1]

Die Intellektuellen der DDR sahen sich einem Staat gegenüber, in dem fast nichts funktionierte und in dem schon der flüchtigste Augenschein davon überzeugen konnte, daß er nichts taugt und von seinen Bewohnern verachtet wird. Viele haben sich bemüht, möglichst viel davon zur Sprache zu bringen: Nicht von den Erfolgen, sondern von den Skandalen der DDR handelt deren nennenswerte Literatur. Aber sie tat das, wenn man will, in antagonistischer Kooperation mit dem Regime. Böse gesagt: Es war Arbeitsteilung – Mittag und Mielke für das Grobe, Wolf und Hein für das Feine. Es gab eine Grenze, die um den Preis der Nicht-Existenz nicht überschritten werden durfte: Die *raison d'être* des Staates, also der Sozialismus, stand nie zur Disposition, er war tabu. Und wirksam war dieses Tabu vermutlich weniger durch die Zwangsmittel, über die dieser Staat verfügte; wirksamer war wohl jener innere, in gewisser Weise selbstauferlegte Zwang, der aus fast jedem Verhör aus der Hochzeit des Stalinismus herauszuhören ist: Gegen das Gute kann nur der Böse Einspruch einlegen. Erklärtes Staatsziel aller sozialistischen Regimes war das Gute, war die allgemeine Wohlfahrt. Das war bekanntlich eine Nebelwand – aber eine höchst wirksame. Ich wiederhole: Im Grunde nicht so sehr durch äußeren Zwang ist es den sozialistischen Regimes gelungen, den unversöhnlichen Widerspruch in den Bereich des Unsagbaren, des Asozialen, des Nicht-Gesellschaftlichen abzudrängen. Es gab einzelne, die sich auf Messers Schneide bewegt haben. Für die größere Zahl aber gilt, daß sie sich auf den Deal, den das Regime anbot, eingelassen haben. Überspitzt formuliert: Ein Hermann Kant war vom Regime anerkannt – wurde von ihm letztlich aber verachtet: Weil ihm der Verrat an den Grundsätzen seines Metiers ins Gesicht geschrieben war. Hermann Kant war nützlich als Funktionär, nicht als Schriftsteller.

Auch für das Regime war – ich sage das ohne jeden Unterton von Verurteilung – nur die Literatur von Interesse, die, in welcher Weise auch immer, mit dem Regime über Kreuz war, also die dissidente Literatur. Die Machthaber wußten (Günter Schabowski etwa hat es danach auch ausgesprochen) ja ganz genau, wie unansehnlich und vermurkst dieser Staat war. Und weil der Augenschein überhaupt nicht für den Staat sprach, war eine Literatur, die die Propaganda des Regimes mit anderen Mitteln fortsetzte, ziemlich unbrauchbar. Gebraucht wurde dagegen eine Literatur, die dem Augenschein dialektisch zu Leibe rückte, die die riesige Kluft zwischen Versprechen und Wirklichkeit thematisierte und schon damit als möglicherweise überbrückbar darstellte – eine Literatur also, die der DDR bescheinigte, sie sei doch eine Gesellschaft des Exodus, natürlich nicht des Exodus gen Westen, sondern gen Humanismus, Gerechtigkeit und vielleicht gar Glück. Die Autorinnen und Autoren mußten das nicht *wollen*, und die meisten hätten

dieses Ansinnen auch weit von sich gewiesen. Dennoch *funktionierte* es so. Die literarische Rede über die unerträgliche Unvollkommenheit der deutsch-demokratischen Wirklichkeit konnte drastisch ausfallen – nur eines konnte sie nicht: Sie konnte die ideelle Grundlage des Staates nicht in Frage stellen. Ganz einfach: Daß der Sozialismus eine Schnapsidee und Honecker bestenfalls ein armer Tor sei, das war unsagbar. Die meisten hielten sich an diese – ich wiederhole: in der Regel selbstauferlegte – Sprachregelung. Es war ein einfaches Prinzip, das ich nicht verurteile, sondern nur beschreibe: Es hört auf den Namen *do ut des*.

Die DDR war ein Staat, der sich permanent in der Klemme befand. Vor allem mangelte es ihm an Sinn. Das Regime war nur in sehr engen Grenzen in der Lage, diese knappe Ressource zu mobilisieren. Leichter fiel es den Intellektuellen. Martin Ahrens, ein Autor aus der DDR, der diese noch vor dem Fall der Mauer verließ, hat das einmal expressis verbis benannt. Gegen die westlichen Kritiker am Werk von Christa Wolf brachte er wütend (und sich der Konsequenzen dieser Sätze vielleicht nicht ganz bewußt) vor, von außen blickend seien diese offensichtlich nicht in der Lage, die Bedeutung der Bücher von Christa Wolf für die Menschen in der DDR zu erkennen – nämlich: »Für DDR-Insassen eine der ganz wenigen Quellen, die eigene Identität zu begreifen, dem Warte-Leben einen Sinn abzugewinnen, indem man es als historische Konsequenz annahm, anstatt es von sich zu weisen als ungerechte persönliche Bestrafung.«[2] Das sind ebenso wahre wie verräterische Sätze. Sehr genau beschreiben sie eine wesentliche Funktion der Literatur im Leseland DDR, nämlich die *außerliterarische*. Es ging um Lebenshilfe, um die Sinngebung des möglicherweise Sinnlosen, es ging darum, dem offensichtlich Vergeblichen ein Quentchen Sinn abzuringen. Ich wiederhole: Das Werk von Christa Wolf als eine der ganz wenigen Quellen, um das Warte-Leben nicht als ungerechte persönliche Strafe zu sehen, sondern als historische Konsequenz anzunehmen! Wie aber verhielt es sich in Wirklichkeit? Es war sehr wohl eine *persönliche* Strafe, in der DDR leben zu müssen: Kein Urteil wurde gefällt – es war die Geographie, die 16 Millionen Deutsche zu Insassen gemacht hat. Kein Grund, mit diesem Schicksal zu hadern, das Millionen anderen, nicht weniger Verstrickten erspart geblieben ist? Aber Ahrens sagt noch mehr: Es sei darum gegangen, dieses Schicksal als »historische Konsequenz anzunehmen«. Hier stoßen wir nun in älteres deutsches Gedankengut vor: Das Unumgängliche als Fügung gefaßt annehmen, nicht aber – obendrein aus kleinlichen eigennützigen Motiven heraus – revoltieren gegen die ehernen Gesetze des Schicksals, geduldig das Unumgängliche wie eine Bürde tragen und auf die späte Belohnung wo auch immer warten. Man glaubt es kaum, aber das ähnelt aufs Haar der altbe-

kannten Vaterlandsrhetorik oder – mit Heinrich Heine zu sprechen – dem alten Entsagungslied, »dem Eiapopeia vom Himmel. / Womit man einlullt, wenn es greint, / Das Volk, den großen Lümmel«. Die DDR war fürwahr ein Staat, der Grund genug gab, die Frage aufzuwerfen, ob das ganze denn auch nur den geringsten Sinn habe. Folgt man der Argumentation von Martin Ahrens, dann trug das vielgelesene Werk von Christa Wolf dazu bei, diese – in ihren Konsequenzen zumindest erschreckende – Frage vom Tisch zu bekommen. *Welchen* Sinn das Warte-Leben haben könne, das sagen weder Martin Ahrens noch Christa Wolf; und es konnte, da buchstäblich nichts vorzuweisen war, auch nicht um konkreten Sinn und konkreten Nutzen gehen – im Gegenteil: Es ging um einen Sinn, der dem konkreten Leben in der DDR weder anzusehen noch abzugewinnen war; es ging vielmehr um einen fast jenseitigen Sinn, der schon öfters in der Geschichte dazu herhalten mußte, die Staatsräson als legitim darzustellen. Das mag überzeichnet klingen und wird dem literarischen Werk von Christa Wolf sicher nicht gerecht. Eines aber scheint mir einleuchtend: Die DDR war ein Staat, der seine Bürger zur Entsagung zwang – und Literatur wie Intellektuelle haben ihren Teil dazu beigetragen, dieser Kultur der Entsagung das Wort zu reden und sie zuweilen sogar zu verklären. (Gerade das faszinierte übrigens auch im Westen. Geraume Zeit vor dem Fall der Mauer schrieb Martin Walser in einem Lobpreis auf den Lyriker Wulf Kirsten: »Ich glaube, in der DDR sei uns etwas gespart.«[3])

Auch darin war die DDR der ältere, der deutschere deutsche Staat und hat – nicht zuletzt via Literatur – eine Tradition am Leben erhalten, die im Westen in die Mahlströme des Konsumismus *und* der liberalen Philosophie geraten ist: die Tradition, derzufolge der einzelne nichts oder fast nichts ist und sich klaglos dem großen Ganzen unterzuordnen hat. Mit der Amerikanischen Revolution war vor etwas mehr als 200 Jahren erstmals ein Staat entstanden, der von seinen Begründern bewußt minimalistisch und diesseitig angelegt wurde. »Gesellschaft ist in jedem Zustand ein Segen, Regierung dagegen im besten Fall nur ein notwendiges, im schlechtesten Fall aber ein unerträgliches Übel.«[4] So sagte in seiner Schrift *Common Sense* einer der Philosophen der Amerikanischen Revolution, der Korsettmacher und Wanderprediger Thomas Paine. Es gibt, dieser Philosophie zufolge, keinen übergeordneten Sinn des Staates; dieser hat vielmehr den Bürgern nützlich zu sein, nicht die Bürger sind für den Staat, sondern der Staat ist für die Bürger da. Dieser nüchterne, nicht-etatistische Geist war in Deutschland nie sonderlich verbreitet. In der DDR, wo der alte Etatismus durch die ideelle Wunderwaffe Sozialismus neu aufgerüstet wurde, hat er nie eine Chance bekommen. Es gibt das Recht der Bürger, eine schlechte Regierung – selbst wenn sie mit

den besten Vorsätzen aufwarten kann – ohne Mitleid zum Teufel zu jagen; und es gibt zumal das Recht jedes Bürgers, den Staat, der ihm – allen hehren Versprechungen zum Trotz – nicht paßt, umgehend und ohne sentimentale Gesten zu verlassen. Es ist bekanntlich nicht eben leicht, eine schlechte Regierung zum Teufel zu jagen, und manche Staaten (die DDR war ein Beispiel) haben der Auswanderung ziemliche Hindernisse in den Weg gelegt. Es war aber – so meine Vermutung – nicht nur die Angst, die den Sturz der Regierung hinausgezögert und die Abstimmung mit den Füßen lange Zeit in engen Grenzen gehalten hat. Es lag auch an einer älteren deutschen Haltung, derzufolge man das Schicksal geduldig oder heroisch anzunehmen hat, derzufolge man nicht wie ein Feigling desertiert.

Die ernst zu nehmende Literatur der DDR hat (von wenigen Ausnahmen abgesehen) das Regime nie verherrlicht; im Gegenteil, sie hat es eher kritisiert. Sie hat das aber umsichtig, rücksichtsvoll und fast immer eingedenk des hehren antifaschistischen Gründungsmythos dieses Staates getan. So hat sie ihm Rabatt gegeben und eine nahezu unerschöpfliche Milde entgegengebracht. Sie hat die Innenräume der kargen DDR mit Leben, mit wehmütigem und sehnsüchtigem Leben, erfüllt – und wurde auch deswegen so breit gelesen: nicht nur als Zeitungs- und Öffentlichkeitsersatz, sondern auch als Lebenshilfe im wörtlichen Sinne. Wir kennen das ja auch aus dem Westen: Was draußen nicht stattfinden kann oder nicht gelingen will, das macht die Bilder-, Erinnerungs- und Zukunftswelt der Literatur möglich. Die Lektüre ist ja meistens beides in einem: Flucht oder Droge *und* Mittel zur Schärfung der Wahrnehmung und der Sinne. In der DDR, so scheint mir, überwog (auch die Höhe der Auflagen spricht dafür) aus naheliegenden Gründen das Moment der Flucht – nicht über die Grenze, sondern nach innen: in die Notgemeinschaft der Eingeschlossenen von Jalta, in die Schicksalsgemeinschaft der Ausharrenden. Auch wenn es viele heute nicht mehr wahrhaben wollen: Es gab zahlreiche Autorinnen und Autoren, die die DDR für den – gewissermaßen qua Existenz – besseren deutschen Staat hielten und die in diesem Urteil durchaus in der Tradition jenes antiwestlichen Vorurteils standen, das mustergültig in Thomas Manns unsäglichen *Betrachtungen eines Unpolitischen* formuliert ist und das die vermittelte, daher stets unvollkommene Demokratie im Verdacht hat, sich leichtfertig über das schwerwiegende »Eigentliche« hinwegzusetzen. Jedenfalls, dem Staat DDR nach Art der Bremer Stadtmusikanten oder auch des eigensinnigen Eichendorffschen Taugenichts den Laufpaß zu geben: Dazu hat die Literatur der DDR in ihrer Mehrheit gewiß nicht ermuntert (sogar »Der Weg nach Oobliadooh« des Fritz Rudolf Fries führte irgendwie doch nicht nach draußen).

Das alles wird man zu bedenken haben, wenn in Zukunft der Literatur der

DDR, also nicht so sehr Hermann Kants und Stephan Hermlins und Erik Neutschs, sondern Franz Fühmanns, Christa Wolfs, Christoph Heins und Fritz Rudolf Fries', gedacht werden soll. Bedacht soll das werden – nicht um aus sicherem Hafen zu ver-urteilen, sondern um erstens die nicht aus den Augen zu verlieren, die unter hohen persönlichen Kosten das intime Bündnis mit dem fürsorglichen Staat aufgekündigt haben (z. B. der lange geächtete Manès Sperber wäre hier zu nennen), und um zweitens etwa Brechts Satz von der Sklavensprache erneut und in neuem Licht zu überdenken. Ich bitte um die Bereitschaft, nicht in den sicheren Hort der Mißverständnisse zu springen: Es geht nicht ums antikommunistische Rechthaben, es geht nicht ums Sortieren in Täter, Mitläufer und Opfer, und es geht auch nicht darum, einer spezifischen literarischen Tradition – der deutsch-demokratischen – mit der politischen oder moralischen Elle zu Leibe zu rücken. Wohl aber geht es darum, den Notstand, in dem sich die Literatur der DDR seit den Tagen von Walter Ulbricht selig, von Bertolt Brecht selig, von Johannes R. Becher selig und von Anna Seghers selig befand, nicht weiterhin zu einer Schule des Filigranen, der Kunst der Andeutung und des »eigentlich« Besseren zu verklären. Aus der Not der DDR sollte ex post keine Tugend gemacht werden.[5] Die DDR war ein miserabler Staat, der ganz zu Recht untergegangen ist. Daß er ein solcher Staat war, hat der in seinen Grenzen geschriebenen Literatur nicht genützt, sondern geschadet. Nicht nur, aber auch weil dieser Staat der Zugluft der multikulturell-kapitalistischen Moderne nicht ausgesetzt war, hat er eine Literatur hervorgebracht, die zu beträchtlichen Teilen die Züge der Innerlichkeit, des Pietismus und der beleidigten Askese trägt (oder die einen abgestandenen Avantgardismus betrieb und sich in eine bierernste Prenzlauer Ironie flüchtete). Eine Literatur auch, der Staat wie Bevölkerung eine besondere Aufmerksamkeit entgegenbrachten. Mit dem Ende der DDR wurde das schlagartig anders. Auch deswegen hat der Untergang der DDR, der zugleich der Idee von der »eigentlichen«, der fehlerbereinigten DDR den Boden entzog, unter den Intellektuellen des Landes nur wenig Freude ausgelöst.

Damit bin ich beim andern Teil des deutsch-deutschen Beispiels. Auch hier überwiegen Grämlichkeit und der auf allen Kanälen verbreitete Verdacht, Schlimmes sei mit der armen DDR und ihrer Bevölkerung getrieben worden. Man sah etwa den alten deutschen Nationalismus oder einen neueren DM-Nationalismus am Werk, geißelte das Glücksrittertum der vielen kleinen Geschäftemacher und der einen überlebensgroßen Treuhand, und war sich insgesamt schnell darin einig, daß die Bundesrepublik-alt, optimal verkörpert im dicken Helmut Kohl, wie eine Dampfwalze die DDR samt allen ihren Wunderpflanzen unnachsichtig plattmache. Wenn ich nicht sehr irre,

ist die DDR keinem imperialen, sondern einem plebiszitären Prozeß zum Opfer gefallen. Das hätte doch eigentlich kein schlechter Anlaß sein können, über die Gründe dieses unverhofften Verschwindens nachzudenken: Warum implodiert ein Staat, dem eben noch gerade die kritischen Geister nicht nur historische Legitimität, sondern auch eine zumindest säkulare Überlebenskraft bescheinigt hatten? Über eine – offensichtlich interessierte – Selbsttäuschung wäre zu reden gewesen, auch hätte man der beunruhigenden Frage nachgehen können, ob nicht am Ende der intellektuelle West-Support, dessen die sozialistischen Regimes sich immer gewiß sein konnten, und ob nicht die Nachsicht im Umgang mit der diktatorischen Realität dieser Staaten deren unlegitimiertes Leben in die Länge gezogen haben. Statt dessen kam es jedoch zu einer seltsamen Rochade, und nach dem Zug war alles wieder beim alten: Nicht der Zusammenbruch eines politischen Universums, dem sich Generationen von Intellektuellen verbunden gefühlt haben, war der Rede wert, Thema wurde – nach einem kurzen Moment der Lähmung – schnell wieder der altböse und altbekannte Feind, der Kapitalismus.

Warum das? Es hat wenige im Westen gegeben, die – wie Bernt Engelmann – der DDR ideologisch zu Diensten waren. Viele aber hat es offenbar gegeben, die die DDR, also die benachbarte Anwesenheit eines »anderen«, nichtkapitalistischen Staates, *irgendwie* brauchten. Die Stichworte sind bekannt: die deutsche Teilung als gerechte Strafe und als wirksames Antidot gegen einen möglichen neuen Nationalismus; der antifaschistische Bonus der DDR; oder auch: Brecht und (fast) Heinrich Mann, Heym und Hermlin, Eisler und Seghers – all die illustren Geister können in der Wahl ihrer Heimat so falsch nicht gelegen haben. Ich möchte einen anderen Punkt herausgreifen. Ich glaube, man ist rücksichtsvoll, nachsichtig und milde mit der DDR umgegangen, weil man sie als imaginären Fluchtpunkt brauchte; als ein zwar düsteres und unvollkommenes Jenseits, von dem aber immer noch Licht genug ausging, um das Diesseits, also die Bundesrepublik, wenig vorteilhaft erscheinen zu lassen. Mit anderen Worten: die schiere Existenz der DDR als ein ideeller Garant dafür, im eigenen Land nicht wirklich ankommen zu müssen, sondern mit ihm – der alltäglichen und kulturellen Wirklichkeit zum Trotz – über Kreuz bleiben zu können. So unansehnlich und häßlich die DDR auch war – sie hatte ein großes, alles andere fast vergessen machendes Plus: Sie stand für die exterritoriale, im Wortsinne u-topische Idee des staatlich garantierten Strebens nach dem Guten, gegen das – Péter Nádas zufolge – der Einspruch nicht möglich ist. Ganz weit hinter dem Horizont, hinter den sieben Bergen zeichnete sich wie ein feiner Silberstreif der kaum mögliche, um so intensiver aber denk- und vor allem wünschbare

Erfolg des zerzausten Staates bzw. der zerzausten Idee DDR ab. Und dieser Erfolg hätte mit einem Schlag die übermächtige, permissive, konsumistische, oberflächliche, vermittelte und »uneigentliche« Wirklichkeit der Bundesrepublik Deutschland dementiert, entwirklicht, transzendiert.
Das ist gewiß übertrieben, schon deswegen, weil kaum jemand die Epiphanie eines solchen Sonnenstaates, der gut, aber sicher nicht bequem gewesen wäre, in voller Konsequenz gewollt hat. Aber: Es war ebenso angenehm wie für die eigene intellektuelle Position nützlich, den Traum daran oder besser: das Phantombild am Leben zu erhalten. Denn es festigte die kritische Distanz zu einem Land, dessen Vorzüge man gerne in Anspruch nahm, das man aber zugleich – durchaus *auch* in der Tradition intellektuellen Mißbehagens angesichts der Unscheinbarkeit und des Pragmatismus jeder Demokratie – für einen plumpen Wechselbalg hielt. (Wer das für übertrieben hält, der lese nach, was fast alle namhaften Schriftsteller der Bundesrepublik im Laufe von deren Geschichte gegen die politischen und ökonomischen Grundentscheidungen dieses Saates vorgetragen haben: Von der Westbindung angefangen, waren sie zuerst gegen fast alles, was der Republik Prosperität und Zivilität gebracht hat.) Die Öffentlichkeit ist vielleicht *das* Medium, das die Demokratie davor retten kann, sich zu jener Apparatur zurückzuentwickeln, als die sie von etlichen der Gründer der Bundesrepublik gedacht und geplant war. In diesem Sinne hat die kritische Intelligenz und haben »die« Schriftsteller natürlich zur Konsolidierung des besten Staates beigetragen, den Deutsche je geschaffen bekamen und dann geschaffen haben. Aber sie haben das nicht in antagonistischer Distanz zu diesem Staat, sondern *in* ihm und auch *dank* ihm getan. Sie haben zu der Demokratie, die sie nicht ungern als ihr Titanenwerk darstellen, einfach nur beigetragen, und das ist gut so. Um eine aus der Mode gekommene Sprache zu bemühen: der sture Konrad Adenauer und der wendige Hans Magnus Enzensberger, der Gesinnungsprovokateur Heiner Geißler und die beleidigte Unschuld Günter Grass – eine Kampffront.
Warum aber die so verbreitete beleidigte Trauer über den Untergang der DDR? Mit diesem Untergang sind wir alle im grundsätzlich unvollkommenen Diesseits angekommen. Und das gefährdet die quasi-gewerkschaftliche Machtstellung der Intelligenz aufs äußerste. In aller Kürze: Irgendwann scheint ein Teil der aufklärerischen Tradition, die ja auch von Phantasien der Allmacht beflügelt war, aus dem Ruder geraten zu sein. Die Kritik siedelte sich *über* der Realität und den andern als so etwas wie deren Richter an. Jeder Hinweis auf einen Mißstand schien fortan den, der ihn gab, zu adeln und mit dem Privileg der höheren Einsicht auszustatten. Da aber jede Wirklichkeit Mißstände zuhauf aufweist, war das Metier der Kritik gesichert. Das

wäre vielleicht auch ganz in Ordnung so, wäre nicht zugleich auch der Hang der Kritiker aufgekommen, sich selbst aus dem Reich des Kritisierenswerten herauszunehmen, mit anderen Worten: die Verantwortlichkeit, die sie einklagen, für sich selbst zurückzuweisen und sich damit der Gesellschaft gegenüber, in der sie ja ganz real agieren, einen gewissermaßen exterritorialen Platz zu sichern. Es gibt für diesen Hang der Kritik, den Platz vor der eigenen Haustür unbearbeitet zu lassen, viele Beispiele.[6] Ich greife nur das mir am wichtigsten erscheinende heraus: Die generationenübergreifende Neigung nicht weniger Intellektueller, dem Sozialismus Sympathie entgegenzubringen, den zahlreichen Argumenten und Evidenzen gegen ihn wenig Aufmerksamkeit zu schenken und statt dessen die liebgewonnene Idee allen Widrigkeiten und Unmenschlichkeiten zum Trotz und gegen die Wirklichkeit über die Runden zu retten. Ich rede nicht nur vom Schnee von gestern, sondern auch von heute. Etwa: Viel kritische Worte über Kohl, Treuhand und unbotmäßiges Feuilleton – nur sehr schwache Versuche aber, der brennend aktuellen Frage nachzugehen, warum jenes große Projekt, das dem größtmöglichen Guten gewidmet war, zum genauen Gegenteil geführt hat. Warum der Unwillen eines Teils der kritischen Intelligenz, mit dem Werkzeug der Kritik auch den eigenen Hervorbringungen zu Leibe zu rükken? Einen der empfindlichsten Nerven der europäischen Kultur habe die kommunistische Ideologie getroffen, sagt Péter Nádas. Und er fährt an der zitierten Stelle fort: »Gegen eine solche Auffassung [also gegen das Projekt, das Gute gemeinsam verwirklichen zu wollen] kann man bestenfalls sagen, daß man *keinem* Bund angehören will ...«[7] Das scheint mir der Punkt zu sein: So nachhaltig verführt hat der Sozialismus, weil er Intellektuellen die Quadratur des Kreises versprach. Nämlich: Der Kritiker konnte Kritiker bleiben, konnte also weiterhin der einzelne Einsame sein, der nur sich selbst verantwortlich ist – und er war zugleich Mitglied des Bundes der Gerechten, nicht mehr einsam und mehr als ein einzelner. Wenn man will: In der sozialistischen Gemeinde konnte es so aussehen, als sei in ihr ein Widerspruch aufgehoben, den alle nicht-auserwählten Bewohner der Moderne auf immer mit sich herumtragen müssen – der Widerspruch, den Ferdinand Tönnies früh schon auf die Formel »Gemeinschaft und Gesellschaft« gebracht hat.

Und ein Letztes, um es einem Mißverständnis etwas schwerer zu machen, das nun nahezuliegen scheint. Nein, die Abkehr vom sozialistischen Gemeinschaftshafen und die kritische Selbstanalyse der kritischen Intelligenz haben gar nichts mit jener Kapitulation vor dem nun einmal Gegebenen zu tun, als die sie so oft denunziert werden. Das »Weiter so!« ist so falsch wie der Geist der Rache, der heute auch umgeht und der kollektiv oder staatlich

geregelt sehen will, was nur als Einzelfall zugänglich ist: das Moralische. Die kritische Intelligenz sprach gerne von der hohen Warte herab. So gesehen, ist es an der Zeit, daß sie abdankt. Natürlich aber wird sie – als gleiche unter Gleichen – auch weiterhin genug Kritisches zu tun haben. Schon deswegen, weil jede Gesellschaft dazu neigt, die Werte, auf denen sie aufbaut, für viel zu selbstverständlich zu nehmen und damit zu gefährden. Der Westen ist heute nicht im Traum auf der Höhe der – liberalen, pragmatischen – politischen Philosophie, die ihn so erfolgreich gemacht hat. Ihn daran in der Stunde seines womöglich gefährlichsten Triumphes zu erinnern: Das wäre nicht das Schlechteste, was den Betreibern und Lieferanten öffentlicher Diskurse zu tun bleiben könnte. Nur: Die Intelligenz sollte sich in die weitausgreifende Bewegung ihrer Kritik auch selbst einbeziehen. Sie agiert *in* dieser Gesellschaft und trägt – wie Helmut Kohl auch – Verantwortung.

Anmerkungen

1 Péter Nádas, »Armer Sascha Anderson«, in: *Kursbuch* 108, »Heroisierungen«, 1992, S. 171 f.

2 Martin Ahrens, »Ach Ihr süßen Wessis. Zu den Anwürfen gegen Christa Wolf«, in: *Sonntag*, 1. Juli 1990, nachgedruckt in: Karl Deiritz, Hannes Krauss (Hg.), *Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder »Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge«*, Hamburg und Zürich 1991, S. 149.

3 Martin Walser, »Über Deutschland reden. Ein Bericht«, in: ders., *Über Deutschland reden*, Frankfurt/M. 1989, S. 98.

4 Thomas Paine, *Common Sense*, Stuttgart 1982, S. 7.

5 Daß solche Einsichten schon lange vor dem Verscheiden der DDR möglich waren, beweist ein Text von Uwe Johnson aus dem Jahre 1970: Uwe Johnson, »Versuch eine Mentalität zu erklären. Über eine Art DDR-Bürger in der Bundesrepublik Deutschland«, in: ders., *Berliner Sachen*. Aufsätze, Frankfurt/M. 1975, S. 52-63.

6 Etwa: Wo ist die kritische Auseinandersetzung mit dem aus erhabenem Munde stammenden und einstmals so beliebten Satz geblieben, Kapitalismus führe (notwendig) zu Faschismus? Es ist eigenartig: Intellektuelle rechnen den Angehörigen der politischen Klasse gerne und ganz zu Recht deren Wortbrüche, Torheiten und Vergehen vor; werden sie jedoch selbst der Kritik unterzogen und etwa auf eigene Positionen von vorgestern angesprochen, die sie nonchalant verlassen oder zu den Akten gelegt haben, dann reagieren sie auf ein solches Ansinnen nicht selten so, als handle es sich dabei um etwas Unsittliches.

7 Péter Nádas, a. a. O., S. 172 (Hervorhebung von mir).

Karol Sauerland
Die Wiedervereinigung als europäische Herausforderung

Unter deutschen Intellektuellen hört man immer wieder, daß die Nachbarn Deutschlands in Furcht vor der Stärke dieses plötzlich so groß gewordenen Staates leben. Die Geschichte habe schließlich gezeigt, zu welchen Greueltaten seine Einwohner, wenn sie sich stark dünken, imstande sind. Doch diese Furcht trifft man bei den Nachbarn weniger an, als zu erwarten wäre. Die Bundesrepublik erweckt eher den Eindruck, daß ihre Bevölkerung an einem nach außen selbstbewußt auftretenden Staat nicht besonders interessiert ist. Sie macht sich auch keine großen Gedanken, ob der Wiedervereinigungsprozeß gelingen wird oder nicht. Das sei nur eine Frage der Zeit, obwohl vieles darauf hinweist, daß er auch mißlingen kann, was eine fatale Sache wäre, denn damit würde Europa noch unsicherer werden, als es durch die vielen nationalen Streitigkeiten im Süden und Osten schon geworden ist. Ohne ein gefestigtes Deutschland kann auch Europa nicht gefestigt sein. Es ist schließlich ein großes und bedeutendes Land der Mitte, um das man, auch wenn man es wollte, in keiner Weise herumkommt.

Die Wiedervereinigung wäre für mich – zumindest vorläufig – mißlungen, wenn die nächste Bundestagswahl so ausgehen würde wie die Berliner Wahlen im Frühjahr dieses Jahres, d. h. wenn die Parteien, die der alten Bundesrepublik ihr Antlitz gegeben haben, nicht die absolute Mehrheit erlangen würden, wenn das Gleichgewicht, das jede Demokratie braucht, empfindlich gestört werden würde. Bei einem solchen Wahlausgang würden die Wähler aus West und Ost auf eine folgenreiche Weise dokumentieren, daß ihnen der Wiedervereinigungsprozeß mit seinen notwendigen Komplikationen etwas Fremdes ist.

Als Polen 1981 in zwei Lager zu zerfallen drohte, sprachen alle plötzlich davon, daß sich ein Pole mit einem Polen immer verständigen werde. Für Deutschland droht das Gegenteil zuzutreffen: ein Deutscher aus dem Westen kommt mit einem Deutschen aus dem Osten nicht zurecht. Man schaut sich mit fremden Augen an. Polen war ja auch einmal geteilt, über hundert Jahre lang, und trotzdem kamen die Westpolen aus dem preußischen und die

Südpolen aus dem österreichischen Teil mit den Ostpolen aus dem rückständigen ehemaligen zaristischen Gebiet einigermaßen zurande.
Die Wiedervereinigung kann meines Erachtens nur gelingen, wenn man sie vor allem als eine politisch-historische Herausforderung und nicht nur als eine soziale Aufgabe der »Herstellung gleicher Lebensverhältnisse« auffaßt. Aber alles weist darauf hin, daß, um mit Hannah Arendt zu sprechen, wieder einmal die Notwendigkeit über die Freiheit gesetzt werden soll. Nicht eine befreite Nation schwebt als Ziel vor, sondern eine allgemein satte.
Ich weiß, daß mir die sich als die besseren Deutschen Empfindenden entgegnen werden: Um Himmels willen, wir können nach den deutschen Greueltaten doch nicht eine deutsche Nation als Ziel vor Augen haben, nein, wir fühlen uns als Europäer. Abgesehen davon, daß jeder Deutsche nun einmal, wenn er in Deutschland lebt und wirkt, in den Augen der Nachbarn Deutscher ist und bleibt, nehmen ihm die Europäer das Werk der Wiedervereinigung nicht ab (nach dem in Maastricht festgeschriebenen Prinzip der Subsidiarität haben ja alle Entscheidungen auf der unterstmöglichen Ebene zu fallen). Sie werden nur mit allerlei Kommentaren zur Stelle sein und hämisch oder nicht hämisch jene historischen Augenblicke in der deutschen Geschichte in Erinnerung rufen, mit denen die Deutschen am Ende nicht fertig geworden sind: das Zweite Reich, als Deutschland zu stark war, um sich in einem Europa der miteinander rivalisierenden Nationalstaaten zu bescheiden, und zu schwach, um seine Bedingungen anderen oktroyieren zu können; das Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg, das nicht imstande war, Lehren aus seiner Niederlage zu ziehen. Die Deutschen fühlten sich in ihrer nationalen Ehre gekränkt und meinten, diese wiederherstellen zu müssen. Die Folgen waren, wie wir wissen, katastrophal.
Die Westdeutschen finden, daß sie nach der zweiten großen Niederlage endlich den richtigen Weg eingeschlagen haben. Sie ahnten dabei nicht, daß ein Teil Europas noch einmal in das Jahr 1918 zurückkehren werde, um die damaligen Versäumnisse zu begleichen, und daß Osteuropa die Ordnung von Jalta auf die Dauer nicht akzeptieren werde. Sie hätten nie angenommen, daß man die Jahre zwischen 1945 und der erneuten Wiedervereinigung nur als ein Zwischen- oder Übergangsstadium ansehen wird, als eine Zeit, in der die Deutschen nur bedingt ihre eigene Geschichte gestalten konnten. Die volle Verantwortung tragen sie erst seit dem Pariser Abkommen im September 1990. In Zukunft werden die Europäer also fragen: Wie haben die Deutschen ihre dritte Chance, die durch das Datum des 3. Oktober 1990 gekennzeichnet ist, genutzt? Niemand wird in naher und ferner Zukunft hören wollen, daß sich ja kein Deutscher das vereinigte Deutschland wirklich gewünscht habe, daß die meisten lieber getrennt geblieben oder wenig-

stens langsam zusammengekommen wären. Es ist nun einmal so, daß Völker nicht danach beurteilt werden, welche historischen Augenblicke sie sich herbeigewünscht haben, sondern danach, wie sie mit den historischen Augenblicken fertig geworden sind.

In den achtziger Jahren meinte ich, es zeichne sich in Deutschland eine Tendenz zur Wiedervereinigung ab. Meine bundesdeutschen Bekannten waren immer entsetzt, wenn ich diesen Gedanken zum besten gab; er war das Ergebnis von Beobachtungen, die ich vor allem auf Konferenzen machte, an denen Ost- und Westdeutsche teilnahmen. Sie gingen, wie ich fand, immer offener aufeinander zu. Ich sprach damals von einer sich anbahnenden mentalen Einigung. Nebenbei gesagt, war für mich stets frappierend, daß sich in den Alltagsgesten der Deutschen aus Ost und West trotz der Teilung kaum etwas verändert hatte, was man am besten erkannte, wenn man wachen Blickes verfolgte, wie sich Deutsche (aus Ost und West) und Nichtdeutsche begegnen.
Mit Interesse notierte ich auch, daß die Westdeutschen das Auftreten der Polen ständig mit dem der DDR-Deutschen verglichen und ihrem Erstaunen Ausdruck gaben, daß man sich im Land der Weichsel so frei bewege. Die Polen waren auf diesen Vergleich keineswegs stolz, im Gegenteil, sie fühlten sich innerlich verletzt, denn sie wollten als Polen verstanden werden. Der Westdeutsche ahnte zumeist nicht, daß die Polen in diesen Augenblicken zueinander sagten: Als Deutsche nehmen sie eben nur ihre Brüder und Schwestern wahr; wir Polen sind lediglich ein Anlaß zu einem Urteil über sie.
1987 erklärte ich in Westberlin während einer Diskussion über mitteleuropäische Probleme zu meiner eigenen Überraschung, daß, wenn Polen seine Souveränität wiedererlangen sollte, Deutschland wiedervereinigt werde. Das seien gleichsam die Kosten, mit denen Polen sich abfinden müsse. Rußland könne einfach kein starkes Polen zulassen, ohne ein Gegengewicht im Westen zu schaffen. Dieses Gegengewicht wäre das wiedervereinigte Deutschland. Meine polnischen Gesprächspartner waren mit mir gar nicht einverstanden und malten sofort die deutsche Gefahr an die Wand. Ich beharrte auf meiner Idee, und zwei Jahre später fand ich es nur logisch, daß Gorbatschow nicht nur die Ungarn wegen ihrer »Fahrlässigkeit« an der österreichischen Grenze nicht kritisierte, sondern auch noch in Berlin die DDR-Bevölkerung zu weiteren Protesten ermunterte. Und als die in der DDR stationierten russischen Armee-Einheiten in der Nacht des 9. November 89 nicht in Alarmbereitschaft versetzt wurden, war mir klar, daß Gorbatschow die Einheit Deutschlands wollte (und eigenartigerweise hatte sich die

Mauer gerade an einem Tag geöffnet, als Kohl und Mazowiecki in Warschau die große deutsch-polnische Versöhnung feiern wollten; statt dessen erfolgte erst einmal eine Abkühlung). Die Hindernisse, die später vor allem Schewardnadse bei den »Zwei-plus-Vier«-Verhandlungen in den Weg legte, interpretierte ich als reine Verhandlungsstrategie, deren Ziel es war, soviel wie möglich aus dem Vereinigungsprozeß für die Sowjetunion herauszuschlagen. Mit größter Sorge verfolgte ich daher die ungeschickte Deutschlandpolitik von Mazowiecki und Skubiszewski. Sie begriffen im Gegensatz zu Kohl und Genscher erst relativ spät, daß der Zug in Richtung Vereinigung kein Bummel-, sondern ein D-Zug sein sollte.

Gorbatschow war für mich eindeutig den Vorstellungen eines Russen verhaftet, den Polens Existenz beunruhigt, denn Polen ist das Andere, die unbegreifliche Demokratie, der Kult der Individualität, der Westen. Wenn ein Russe im 19. Jahrhundert vom Westen sprach, meinte er zumeist nicht Paris, sondern Warschau, das er als ein Zentrum sowohl dekadenter als auch revolutionärer Gesinnung empfand. Sehr belehrend war für mich, was der dänische Germanist Bengt Algot Sorensen während eines Gastvortrags an der Warschauer Universität aus einem französischen Brief des russischen Anarchisten Kropotkin an Georg Brandes zitierte: Man dürfe nicht vergessen, daß die Petersburger Arbeiter das Streiken von den Polen erlernt hätten. Die Streiks seien seit Ende des vorigen Jahrhunderts von der Weichsel über die baltischen Städte bis ins Innere Rußlands vorgedrungen. Kropotkin ahnte nicht, daß sich Ähnliches am Ende des 20. Jahrhunderts wiederholen sollte. Eine große Zahl von Dissidenten hat in den letzten zwei Jahrzehnten das Polnische erlernt, um polnische Publikationen lesen zu können. Und nicht zufällig hatte Brodski am Anfang seines poetischen Schaffens Gedichte aus dem Polnischen übersetzt. Mittlerweile ist das Polnische bis hin nach Moskau förmlich zu einer Verkehrssprache geworden.

Polen, heißt das, ist für Rußland wichtiger, als ein Westbürger annehmen mag. Vor einem kulturell attraktiven Polen hat jeder russische Politiker Angst und noch mehr vor einem starken Polen. Keiner von ihnen hat das ferne Jahr 1610 vergessen, als sich die Polen in Moskau breitzumachen begannen, oder die Zeit vor den Teilungen, als Polen hinter Witebsk und vor Smolensk endete. Und für die Niederlage von 1920, als die Rote Armee schon in Richtung Berlin marschierte, rächte sich die Sowjetführung während des Zweiten Weltkrieges durch die Ermordung der polnischen Offiziere in Katyn und anderen Lagern in der Umgebung. Und auch in der Zeit des Warschauer Paktes blieb Polen ein unkalkulierbares Land, vor dem die Rote Armee trotz militärischer Überlegenheit Respekt hatte. Sie unterließ immer wieder den ins Auge gefaßten Einmarsch.

Ich hatte 1989 und 1990 Gorbatschow für einen geschickten Innenpolitiker gehalten, der es versteht, unter Ausnutzung der Gegensätze zwischen den einzelnen Völkern die Union zusammenzuhalten. Aber ich hatte seine diabolischen Kräfte überschätzt. Er setzte zuguterletzt doch auf die Partei, die historisch ausgespielt hatte, womit er sein Ende besiegelte, was spätestens nach dem Sturm der Sicherheitskräfte auf den Fernsehturm in Vilnius im Januar 1991 zu erkennen war.

Es ist nicht mein Ziel, die jüngste Geschichte zu rekapitulieren, ich möchte nur andeuten, daß man die Wiedervereinigung Deutschlands in einem gesamteuropäischen Kontext sehen sollte. Sie war keineswegs ein Geschenk Gorbatschows, wie in manchen bundesdeutschen Statements zu vernehmen ist. Dieser Mann erkannte einfach, daß es sinnlos wäre, die Teilung Deutschlands aufrechtzuerhalten, wenn sich Polen und die anderen Ostblockstaaten von der Sowjetunion lösen. In dieser Situation sei es das beste, wieder zu einer Ordnung zurückzukehren, wie sie mehr oder weniger nach dem Ersten Weltkrieg geherrscht hatte.

Das Kalkül ist insofern nicht aufgegangen, als die Völker im Osten und Süden jetzt verlangen, den in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg vor allem durch die Rote Armee unterbrochenen Prozeß der Auflösung der imperialistischen Vielvölkerstaaten durch die Schaffung von sogenannten Nationalstaaten zu Ende zu führen und die gemachten Fehler zu korrigieren. Logischerweise wurden als erstes die baltischen Staaten, die es ja schon einmal gegeben hatte, unabhängig, aber schnell folgten Georgien, die Ukraine, Weißrußland usf. Gleichzeitig zerfielen bzw. zerfallen die 1918/19 schnell zusammengezimmerten Staaten wie Jugoslawien und die Tschechoslowakei. Und es ist möglich, daß sich Moldawien und Rumänien vereinigen werden. Die Furcht, daß sich das aggressive großrussische Auftreten in Presseerklärungen eines Tages in Wirklichkeit verwandeln werde, kann es als notwendig erscheinen lassen.

In dieser neuen geopolitischen Situation hat das wiedervereinigte Deutschland nicht an Bedeutung verloren, sondern im Gegenteil gewonnen, denn nun hat die Zahl der Staaten zugenommen, die hoffen, daß es eine Mittelmacht geben wird, welche hilft, Konflikte zu vermeiden, und bemüht sein wird, bei Auseinandersetzungen ausgleichend einzugreifen. Im Fall von Jugoslawien hat sich Deutschland zu spät, erst nach dem Beginn der Kampfhandlungen zur Parteinahme entschlossen, was ein Fehler war, aber verständlich ist, denn es war auf diese Rolle überhaupt nicht vorbereitet. Die Bundesbürger hatten und haben in ihrer Mehrzahl noch nicht begriffen, daß eine neue Zeit begonnen hat, in der sie die internationalen politischen Entscheidungen nicht mehr anderen westlichen Regierungen überlassen kön-

nen. Sie werden sich bald mit solchen Bitten konfrontiert sehen, wie sie die Slowenen und Kroaten in Bonn vortrugen, nachdem die USA keine Lust mehr verspürten, in Europa als Ordnungsmacht aufzutreten.

Ich bin mir natürlich bewußt, wie schwer es den West- und Ostdeutschen fällt, zum Gelingen der Wiedervereinigung beizutragen. In ihrer Naivität hatten die meisten Deutschen mit Kohl an der Spitze gemeint, daß sie die Sache schon hinbekommen werden, daß kein Pioniergeist, wie wir ihn aus den USA kennen, und schon gar nicht Bereitschaft zu Opfern nötig seien. Die reiche alte Bundesrepublik werde mit den Problemen schon fertig werden.
Fehler, die zu Beginn einer neuen historischen Etappe begangen werden, sind eigentlich nie wieder gutzumachen. Das läßt sich in Polen beobachten, wo die Solidarność-Führung nach dem Wahlsieg vom 4. Juni 1989 die Begeisterung der Bevölkerung einzudämmen suchte, anstatt deren Wunsch nach schnellen positiven Veränderungen zu folgen. Und als dann Mazowiecki, der ein achtzigprozentiges Vertrauen der Polen genoß, die saumselige Taktik des Anfangs fortsetzte, wandte sich der Durchschnittswähler von der Politik überhaupt ab. Seine Aktivitäten waren ja nicht mehr gefragt.
Die Deutschen hegten, wie mir dünkt, in den ersten Stunden den Wunsch, die Wiedervereinigung so schnell wie möglich zustandezubringen. Der Westdeutsche hätte wahrscheinlich sogar finanzielle Einbußen hingenommen, wenn diese von ihm verlangt worden wären. Aber den politischen Führern fehlte die notwendige Vorstellungskraft, und sie erklärten eilig, daß sich niemand um die Zukunft zu sorgen brauche, in Kürze würden die beiden Teile zu einem Ganzen zusammengewachsen sein. Selbstredend ist der Tag abzusehen, an dem diese Politiker die Quittung für ihre falsche Voraussage vorgelegt bekommen, womit aber die Irrtümer, die am Anfang gemacht wurden, nicht mehr aufgehoben werden können. Es werden neue Politiker mit Rezepten kommen, auf denen so manches Wundermittel stehen wird. Und manche von ihnen werden behaupten, nur die Demokratie sei daran schuld gewesen, daß man diese Mittel nicht schon früher dem Patienten habe einflößen können.

Es gibt natürlich viele Ursachen für die politische Unfähigkeit der Parteiführer, die Wiedervereinigung Deutschlands als eine historische Herausforderung aufzufassen und in diesem Geist zu reagieren. Eine erblicke ich in der Ostpolitik, die in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre für Politiker fast aller Schattierungen zu einem Dogma geworden war. So gut wie niemand

wollte sehen, daß sie nur für eine gewisse Zeit Gültigkeit haben konnte, und zugeben, daß Helsinki auch Unrecht bedeutete, da mit dem dort geschlossenen Abkommen die Ordnung von Jalta, die von vielen Bürgern des Ostens nicht akzeptiert werden konnte, festgeschrieben wurde.
Die bundesdeutschen Politiker setzten sich nur höchst widerwillig für die gegen das Sowjetsystem Protestierenden zwischen Warschau und Moskau, Danzig und Sofia ein. Besonders deutlich sah man dies in der polnischen Frage. Der Bundeskanzler Schmidt brach am 13. Dezember 1981, als er von der Einführung des Kriegszustandes durch Jaruzelski erfuhr, seinen Besuch bei Honecker am Werbellinsee nicht nur nicht ab, sondern erklärte auch noch, daß es sich um eine innere Angelegenheit Polens handle, wenngleich beide deutschen Staatsführer betroffen seien. Wirklich betroffen war ich, als ich diese Nachricht in einer illegalen Wohnung in Warschau mit Kopfhörern hörte, um bei den Nachbarn nicht aufzufallen. Und als kurz darauf Wehner, der SPD-Fraktionsvorsitzende, als erster westeuropäischer Politiker nach Warschau kam, um mit dem bei der polnischen Gesellschaft verhaßten Regime zu sprechen, zuckte ich nur noch mit den Achseln und freute mich, daß der Zug, mit dem er reiste, ab Berlin ungeheizt war. Drei Jahre später brachte es Willy Brandt nicht fertig, sich mit seinem Kollegen, dem Nobelpreisträger Walesa zu treffen. Seine Mannschaft freute sich dagegen, daß Altkommunisten sowie Rakowski auf dem Empfang in Jabłonna bei Warschau zugegen waren. Ich war der Einladung nicht gefolgt. Und Genscher hatte auf das Popiełuszko-Grab keinen Kranz legen wollen, obwohl er nicht der erste unter den ausländischen Regierungsvertretern gewesen wäre. Wir kommentierten diese und andere Unterlassungen als Ausdruck eines schlechten Begriffs von deutsch-polnischer Verständigung. Die bundesdeutschen Politiker sahen nur die zwischenstaatlichen Beziehungen auf höchster Ebene und erkannten nicht, daß die polnische Gesellschaft in ihrer großen Mehrheit diese Art von Staat, Volksdemokratie genannt, und Staatsführung, die für sie im Dienste Moskaus stand, nicht akzeptierte. In Polen hörte man in dieser Zeit oft die Frage, warum denn die Deutschen (aus den Politikern waren *die* Deutschen geworden) die Belange der Polen (d. h. der polnischen Gesellschaft) nicht begreifen. Den Polen war die Unterscheidung zwischen Staat und Gesellschaft etwas Selbstverständliches.
Für die Bundesdeutschen mußten diese Besuche signalisieren, daß die Bundesrepublik kein Interesse an energischen Versuchen der Reformierung der Oststaaten und an der Infragestellung der Ordnung von Jalta haben konnte. Die bundesdeutschen Politiker deuteten auch immer wieder an, daß sie allen Konflikten mit der als mächtig eingeschätzten Sowjetunion aus dem Wege gehen wollten. Man sollte am besten bei den alten Formeln verharren, etwa

der Brandtschen: »Wir haben von den Tatsachen auszugehen, wenn wir die Tatsachen verändern wollen«, was heißen konnte, daß der Sozialismus ein menschliches Antlitz bekomme, wenn man dessen Führungsstab akzeptiere. Auch die CDU-Politiker hielten sich an diese Art von Ostpolitik, machten aus ihr in gleicher Weise ein Dogma. Keiner wollte elastisch vorgehen und der Tatsache ins Auge sehen, daß sich seit der Solidarność-Revolution der endgültige Zerfall des Sowjetblocks abzuzeichnen begann. (In meinen Kreisen herrschte die Überzeugung, daß die Wende um das Jahr '90 erfolge. Wir hatten uns um ein Jahr verrechnet.) Wenn die Bonner Politiker und vor allem auch die deutsche Intelligenz die Zeichen des Neuen ernster genommen hätten, wäre die bundesdeutsche Bevölkerung besser auf die späteren, sich überstürzenden Veränderungen im Osten vorbereitet gewesen.[1] Die Wiedervereinigung Deutschlands wäre ihr dann nicht wie ein Geschenk Gorbatschows vorgekommen, von der sie nicht einmal zu träumen gewagt hatte.

Wie losgelöst die neuere deutsche Geschichte von der osteuropäischen gesehen werden kann, zeigt uns Habermas in seinen »Bemerkungen zu einer verworrenen Diskussion«, die er in der *Zeit* am 3. April dieses Jahres veröffentlichte. Dort spricht er von der DDR wie von einem Staat, der seine Geschicke selber in der Hand gehabt hätte, obwohl jeder weiß, daß sich die SED-Führung bis zu einem späten Zeitpunkt bei jeder Entscheidung fragte, was Moskau dazu sage. Daher muß einem, der den Osten kennt, Habermasens Warnung, »Nazi- und DDR-Regime nicht in einen Topf zu werfen«, irritieren. In der polnischen Opposition sprach man stets vom Nazi- und Sowjetsystem. Die DDR ragte nur deswegen heraus, weil sie die Rolle eines Musterschülers der UdSSR zu spielen schien. Man hätte in Polen auch nicht wie Habermas von einem DDR-Alltag gesprochen (und ihm schon gar keine positiven Seiten abgewonnen), denn nicht zufällig waren die Begriffe sozialistischer oder auch sowjetkommunistischer Alltag im Umlauf, denen sich später der Begriff »homo sovieticus« zugesellte.
Und wenn ich in den »Bemerkungen« lese, daß die »zweideutige und in sich brüchige Legitimationsgrundlage der DDR« in »jeder neuen Generation die trügerische Hoffnung auf eine Demokratisierung des lernunfähigen Systems geweckt und insofern die Kräfte der inneren Opposition zugleich gelähmt« habe, wundere ich mich, wie man die Hoffnungen der schmalen DDR-Opposition getrennt von der Geschichte des Widerstands im realen Sozialismus sehen kann: als hätte man nicht voneinander lernen müssen. Ungarn bewies 1956, daß bewaffneter Aufstand zu nichts führt (viele Polen wußten es dagegen von den 1944 einsetzenden Partisanenkämpfen gegen das Sowjet-

regime in der Westukraine, in Litauen und im eigenen Land). Der Prager Frühling zeigte, daß auch friedliche Reformbewegungen vor einer Intervention nicht schützen. Aber gleichzeitig konnte man beobachten, daß jeder Protest länger währte als der vorhergehende: am 17. Juni 1953 rückten die Sowjets schon nach einigen Stunden mit Panzern vor, in Ungarn erst nach einigen Tagen, in der Tschechoslowakei nach Wochen. In Polen wagte die Rote Armee nie, offen in Erscheinung zu treten. Sie half bei den Arbeiterprotesten im Dezember 1970 und im Sommer 1976 nur logistisch und durch Mobilmachung. Am längsten sollte die Solidarność-Revolution 1980/81 währen: mehr als sechzehn Monate, obwohl die Rote Armee in dieser Zeit ein Manöver nach dem anderen veranstaltete und der sowjetische Oberbefehlshaber des Warschauer Paktes alle Nase lang Polen entweder offiziell oder inoffiziell besuchte.
Mit dem Mißlingen der Solidarność-Revolution begriff die Opposition im Ostblock, daß der »reale Sozialismus« unreformierbar ist, daß man zu den historisch erprobten Gesellschafts- und Wirtschaftsformen zurückkehren muß. Ich war daher nicht erstaunt, als sich 1989 in der DDR sehr schnell eine »prokapitalistische Front« herausbildete, die von vielen mit den Worten diffamiert wurde: die wollen ja nur die DM. Es gab, wie die Geschichte des Widerstands im Osten gezeigt hatte, keine anderen Alternativen mehr. Die wenigen linken Versuche auf Versammlungen in den Universitäten (ich beobachtete eine solche Ende November '89 an der Humboldt-Universität), an die Idee der Arbeiterselbstverwaltung und der Basisdemokratie zu erinnern, konnten keine Hoffnungen mehr wecken, denn diese Versuche waren sowohl in Jugoslawien als auch in Ungarn und Polen gescheitert.

Jürgen Habermas warnt vor dem Vergleich zwischen »Nazi- und DDR-Regime«, um die Idee formulieren zu können, daß der Marxismus im Gegensatz zu den geistigen Grundlagen des Hitlerfaschismus ein »kritisches Potential« in sich berge. Obwohl ich persönlich bei der Diskussion, welches inhumane System inhumaner sei, abzuschalten pflege, da ich stets die Millionen Opfer in den Lagern vor mir sehe, will ich es einmal nicht tun, denn am Ende wird es noch zu einem Allgemeinplatz werden, daß die östlichen Dissidenten- und Protestbewegungen ihre Kraft aus dem »Potential der Selbstkritik noch im verballhornten Marxismus« geschöpft haben. Habermas vergißt, daß sich die Oppositionellen im Osten anfänglich unter bestimmten Bedingungen artikulieren mußten. Wenn man nicht gleich als imperialistischer Agent verurteilt werden wollte, blieb einem lange Zeit nichts anderes übrig, als in der Sprache der herrschenden Ideologie zu sprechen und damit gezwungenermaßen auch zu denken. Außerdem gab es ja in den

realsozialistischen Ländern die westliche, auf Privateigentum basierende Wirklichkeit nicht mehr, was ganz neue Fragestellungen ergab: Kann in einer Planwirtschaft effektiver produziert werden? Was sind notwendige Bedürfnisse? Gibt es Interessengruppen in einem System, wo alles nivelliert wird? Et cetera. Ohne marxistisch-leninistisches Vokabular konnte man sich lange Zeit nicht verständigen, obwohl man sich gleichzeitig freudig die an Radio Erewan gestellten Fragen erzählte: »Kann man in der Schweiz den Sozialismus einführen?« Die Antwort lautete: »Im Prinzip ja, aber schade um die Schweiz.« Oder: »Kann man in der Sahara den Sozialismus einführen?« – »Im Prinzip ja, aber am Ende wird es keinen Sand mehr geben.« Dieser Witz demonstrierte, wie wenig an die Reformierbarkeit des Systems geglaubt wurde. Aber was soll man tun, wenn man in ihm lebt und sich in ihm nicht wohlfühlt? Man versucht trotzdem, es zu reformieren.

In Polen war breiten Bevölkerungsschichten und einem großen Teil der Intelligenz eigentlich immer klar, was das Sowjetsystem bedeutet. Schließlich wußte man vom »Wunder an der Weichsel« im Jahre 1920, als Rote Kommissare bereits von einem Marsch auf Berlin träumten, vom 17. September 1939, als die Rote Armee in Polen einfiel, um den Sozialismus rechts vom Bug mit Gewalt einzuführen, und vom Massenmord an den polnischen Offizieren. Und nach dem Krieg wäre der Sozialismus nicht ohne sowjetische Hilfe in Polen eingeführt worden. Wie groß der insgeheime Widerstand war, erkannte man daran, daß die sozialistische Ordnung schon früh zu bröckeln begann. Man denke an den Posener Arbeiteraufstand Ende Juni 1956 und den ihm folgenden Oktober, dessen wichtigstes Ergebnis die Auflösung der Kollektivwirtschaften, einer sowjetischen Erfindung, war. Die seit 1956 bestehende marxistisch orientierte Reformbewegung, Revisionismus genannt, nahm bereits in den sechziger Jahren ein Ende. Seit dieser Zeit ist der Marxismus in Polen tot. Selbst hohe Parteifunktionäre machten sich nicht mehr die Mühe, ihn zu studieren. Sie überließen dies einigen wenigen einflußlosen Philosophen an der Akademie der Wissenschaften und den Hochschulen. Die breite Betriebsselbstverwaltungsbewegung, die in der zweiten Hälfte des Jahres '81 in Erscheinung getreten war, verdankte ihre geistigen Grundlagen nicht mehr marxistischen, sondern anarchistischen Ideen wie auch solchen, die wir aus den Genossenschaftsbewegungen kennen. Insgesamt holte die polnische Opposition ihre Kraft nicht aus dem »kritischen Potential« des (noch so verballhornten) Marxismus, sondern aus einem nationalen Pathos, d. h. aus dem Wunsch, daß das Land gesunden möge, was ohne eine Befreiung von dem »großen Bruder« und seinem System unmöglich erschien. Die Befreiung erfolgte jedoch schrittweise. Erst wurden – wie gesagt – die Kollektivwirtschaften aufgegeben und der ganz

direkte Einfluß des KGB zurückgedrängt, dann begann man sich durch die Verwerfung der Allgegenwart des Marxismus-Leninismus eine eigene Sprache zu schaffen. Und seit dem Dezember 1970 geisterte in den Köpfen der Oppositionellen die Idee von einer staatsunabhängigen Gewerkschaft herum, die mit der Gründung der Solidarność ihre Verwirklichung fand. In der Solidarność gab es von Anfang an keinen Platz für solche, die an den Marxismus (verballhornt oder nicht verballhornt) anknüpften, weswegen die Linke im Westen so große Probleme hatte, den polnischen Protest zu begreifen. Und besonders schwer fiel es der deutschen Linken, die in einer permanenten Furcht vor der Berührung mit nationalem Denken lebt, obwohl es nicht nur negative Blüten in Europa hervorgebracht hat.

Das Erstaunliche ist, daß der Protest in der DDR erst die Massen ergriff, als er sich national zu artikulieren begann (»Wir sind ein Volk«), wie ja auch der Putsch der Militärs in Moskau und Leningrad ein unerhörtes russisches nationales Pathos gegen sich mobilisierte. Schon aus den wenigen Redefetzen, die man im August '91 im westlichen Fernsehen auf russisch mitbekommen konnte, war zu erkennen, daß die Niederschlagung des Putsches die Wiedergeburt des russischen Nationalgefühls zur Folge haben werde, allerdings mit all seinen negativen Seiten. In Rußland ist die Zahl derjenigen gering, die sich bewußt sind, welches Leid das Zarentum und der Sowjetimperialismus unter russischem Vorzeichen über die Völker gebracht haben. Eher wird die Zahl derjenigen Russen wachsen, die wie 1918 und später nach einer gewaltsamen Wiedererrichtung des Imperiums drängen werden.
In Deutschland hat das nationale Pathos von 1989 schnell eine Unterbrechung gefunden. Ich weiß nicht, ob die neuere Geschichte einen ähnlichen Fall des Auseinanderdriftens innerhalb einer Nation kennt, nachdem man aufeinander zugegangen war. Im Ausland hat sich wohl niemand vorstellen können, daß sich die Deutschen wiedervereinigt schlechter verstehen werden als getrennt, daß die Deutschen zwar von Nicht-Deutschen als Deutsche empfunden werden, sie selber aber – insbesondere im Westen – ihr Deutschtum zurückzuweisen suchen. Man beobachtet immer wieder, wie schnell ihnen die Geduld im Umgang miteinander ausgeht. Die Wessis meinen, daß die Ossis nun endlich westliche Lebenseinstellung begreifen müßten und aufhören sollten, die beleidigte Leberwurst zu spielen. Die Ossis können nicht verstehen, daß sie einst als die Besten im Osten galten, nicht nur in den Augen der östlichen Nachbarn, sondern auch der heutigen Wessis. In den achtziger Jahren konnte ich mir den Mund fusselig reden, wenn ich zu erklären suchte, daß der Unterschied zwischen der Wirtschaft in

Polen und der DDR minimal sein müsse: nein, nein, die Deutschen ..., wurde mir entgegnet. Heute fragen sich die damals Ungläubigen nicht, warum sie nicht bereit waren, den realen Sozialismus der DDR realistisch einzuschätzen.

Die Schwierigkeiten, die viele Deutsche mit Deutschland als Nation haben, bestätigen in negativer Hinsicht die These von Max Weber, daß »Nation« ein der Wertsphäre angehörender Begriff sei. Wenn man sich zu den Werten, die mit diesem Begriff verbunden sind, nicht bekennen will, droht der Begriff selber zu verschwinden, obwohl man in den Augen der Nachbarn einer bestimmten Nation angehört. Einen solchen Fall hat Max Weber wahrscheinlich nicht einmal theoretisch in Erwägung gezogen.

Wenn ich hier den Begriff Nation so positiv verwende, so tue ich das nicht, weil ich eine Vorliebe für Enge und Nestwärme hege, sondern weil ich glaube, daß für die meisten die Nation innerhalb ihrer staatlichen Grenzen der größtmögliche Raum ist, in dem man sich politisch – verstanden im Sinne von Hannah Arendt – betätigen kann. Es wäre schön, wenn dies einmal Europa würde, aber auch eine europäische Föderation wird nicht funktionieren, wenn die jeweiligen Mitgliedsstaaten ihre ganz eigenen Probleme nicht zu lösen vermögen, so wie ein Staat nicht funktionieren kann, wenn die lokalen Instanzen versagen, wenn die Gemeinden für unnötig erachtet werden.

Anmerkung

1 Klaus Hartung formuliert zugespitzt: »Die westdeutsche Status-quo-Politik hat die Spaltung gemanagt und war wahrscheinlich das einzige und verläßlich-stabile Element für einen sozialistischen Staat, der real und auch im übertragenen Sinne bankrott war« (in: *Wir Kallaborateure*, rororo aktuell, Reinbek 1992, S. 143).

Hans Ulrich Reck
»J'accuse« – »j'affirme«

Der Intellektuelle zwischen Ästhetikwahn und Selbstbezichtigung

extra

Moralverkündigung

Wer wagt heute noch die große deklamatorische Pose, beherrscht die Kunst der Bezichtigungen? Wer vermag Zolas Pathos-Geste für seine Anliegen einzunehmen? Der Donnerhall des »j'accuse« setzt mehr voraus als vage Einsichten und Vermutungen. Daß einer »ich klage an« ruft, ohne daß diese Äußerung mehr bezeugt als die Willkürlichkeit eines überbordenden Ichs, dem für eine beschränkte Zeit, von Fall zu Fall, ein partielles Recht auf exzessiven Kontrollverlust zugestanden wird: das setzt voraus, daß ›Ich‹ und ›Anklage‹ auch für ein Publikum, nicht nur für die eigene Protest-Bereitschaft von Bedeutung sind. Wie oft hat sich herausgestellt, daß keiner hinhört, keiner weiß, wer dieses ›ich‹ ist, das in seinem Namen Wahrheiten für andere verkündet. Nicht erst in der Amateurliga der Moral-Apostolik ist das Mißverhältnis zwischen dem Wißbaren, dem Vorgetragenen und dem Gewicht des anklagenden Namens unübersehbar. Auch ein Jean-Paul Sartre hatte das Pech, öfter als zuträglich zu irren, was insofern gravierend ist, als seine an die Weltöffentlichkeit gerichteten Botschaften das makellose Totalitätswissen des Intellektuellen als dessen wesentlichen Charakterzug erweisen sollten. Gehört das Schwanken etwa doch zum wankelmütigen Grundzug des Intellektuellen, nicht bloß zu den vernachlässigbaren tagespolitischen Einschätzungs-Konjunkturen? Ein kleines Beispiel: beschrieb Jean-Paul Sartre 1950 in »Die Tage unseres Lebens« die Sowjetunion als »grausam hierarchisierte Gesellschaft« mit Millionen von politischen Gefangenen, so plädierte er in »Die Kommunisten und der Frieden« nur zwei Jahre später in alter Manier für ein einziges Vaterland der Werktätigen, das bedingungslos verteidigt werden müsse, »denn die UdSSR will den Frieden und beweist es täglich«. Die nicht zuletzt vom selben Autor vorangetriebenen Unternehmungen des Russell-Tribunals bleiben nicht nur deshalb in zwiespältiger Erinnerung. Als selbstbeauftragte Grußadressen an die Weltvernunft sind sie allerdings auch weniger vom moralischen Zwang bestimmt als vielmehr von der Selbstverwaltung der Rollen, welche die Aufklärung für die soge-

nannten freien geisteswissenschaftlichen Intellektuellen zu dem Zeitpunkt bereitstellte, als die Versachlichung von Kultur, Politik und Wissenschaft die sinnkritische Intelligenz unwiderruflich aus dem Reich des gesellschaftlich nützlichen Orientierungswissens ausgrenzte. Parteilichkeit erscheint als ein nachgreifender Korrekturversuch, um mittels situativer Interpretationen von komplexen Zuständen, Nachrichten oder Ereignissen Erkenntnisse zu begründen, die in Wahrheit doch nur eine dem eigenen Ruhm und Wirkkreis zuwachsende Aufgabenerfüllungsfähigkeit unter Beweis stellen müssen. Von einem bestimmten Bekanntheitsgrad, einer fortlaufenden Rezensionsfrequenz her weiten sich die Themen einfach aus. Heute der Wahlkampf für die SPD, morgen die Verurteilung der USA und in einer Woche das Gebet für die ganze Welt: in großangelegten Sorgen-Beteuerungen wird angemahnt, was durch die Verletzung von Idealen, die in ihrem Wirklichkeits-Anspruch allerdings nie ernsthaft reflektiert worden sind, nichts weniger als die Barbarei einer regressiven Weltwirklichkeit zu bezeugen hat.
Wo nicht auf solche Mahnungen gezielt wird, verfängt sich der Intellektuelle im Selbst-Widerspruch: als Träger des Wissens und Propagandist von interpretationsfähigen Entscheidungen ist er zu einer Figur geworden, die dem Publikum wohl wissendes Vorausschauen darbietet, aber dennoch nicht mehr leistet als die Einstimmung in diejenigen Sachverhalte, die jeder normale Mensch mit Hilfe der verfügbaren Publizistik, als Hobby-Soziologe und Weltbürger, auch ohne Ratschläge des Intellektuellen abwägen kann. Die Selbstentblößung vor dem Richterstuhl der unerbittlich herbeigerufenen Vernunft diffamiert den Bekenner, wenn seine Einsicht nicht weiter reicht als die hemdsärmeligen Selbstmedikationen eines beliebigen Stammtisches und der Revanchismus des Feierabend-Palavers. Ein Beispiel für viele: ein Weltweiser, Philosoph, Wahrheits- und Moraltheoretiker, Sinnmoralist und Widerstandsbeglaubigter wie Karl Jaspers hat nach dem Zweiten Weltkrieg allen Ernstes gefordert, im Interesse des Westens müsse der ferne Osten schleunigst mit Atombomben traktiert werden, damit die Entstehung unberechenbarer neuer Großmächte vermieden werde. Auch der Pazifismus eines Bertrand Russell war nicht immer vom rigiden Zuschnitt der späteren Welttribunale, sondern zuweilen arg affiziert von den Niederungen ideologischer Meinungsproduktion.

Bekräftigung, Medienrezeptur

Die Anwaltschaft fürs Allgemeine hat ausgedient, wenn seine Protagonisten genau über das nicht verfügen, was ihre Urteile stützen soll: ein sicheres, empirisches Wissen, eine Extrapolation von Erkenntnissen. Man mag be-

dauern, daß die Einsicht in den Komplexitätsüberschuß dessen, was zur Beurteilung ansteht, größer ist als die Gewinnung der Erkenntnisse. Wenn aber diese Einsicht immer zu spät kommt, dann wird aus der Anklage eine widerwillige Selbstentblößung: schon wieder, mit bestem Wissen und Gewissen, geirrt zu haben. Was übrigbleibt, ist ein globaler Zweifel an den Funktionsleistungen der kritischen Intelligenz. Die sinnkritische Kulturreflexion erweist sich als unbeabsichtigte Selbstbezichtigung derjenigen, die sich nicht im Komplex der szientistisch-militärischen Technologieerzeugung, sondern in dem einer ästhetischen Nach-Entsorgung ihrer Nebenfolgen und Restrisiken betätigen. Gerät die Anwaltschaft für das Allgemeine zu dem moralischen Verzweiflungsakt, aussagen zu müssen, wofür kein Wissen einstehen kann, so eröffnet der Rollenverlust doch neue Positionsbestimmung. Erkenntnisansprüche verlagern sich auf die Bühne von Inszenierungen.

Der Abschied von der Anwaltschaft für das Allgemeine ist zur Eintrittsbedingung für neue Selbstdarstellungen geworden. Das macht die Sache nicht besser. Wo die kritische Intelligenz ihresgleichen nur noch zurufen kann: »Munter hinter den Erscheinungen her!«, dort gerät die Einsicht in den ästhetischen Binnenzwang öffentlicher Selbst-Therapie-Angebote vom Typus des »Literarischen Quartetts« in Konflikt mit der historischen Dramaturgie und Bedeutungserwartung intellektueller Vorzeige-Rituale. Ihr kann nicht umstandslos die Affirmations-Idiotie von Werbung, Psycho-Hygiene und suggestionsbesessenen Selbst-Hypnotisierungen abverlangt werden. Will sie auf der Höhe der Zeit sich zeigen, muß sie in einem verzweifelten Akt den Gestus der kritischen Sinn-Reflexion mit deren eigenen Mitteln verabschieden. Solche programmatische Selbstverabschiedung ist derzeit sehr beliebt, wenn auch die Fröhlichkeit des Abschieds ziemlich verkrampft erscheint. Wenn schon ein Abschied, sagen einige neuere Medientheorien, dann doch lieber einer mit Tiefgang. Also nicht umstandslos ein Plädoyer für den Krieg als ästhetische Offenbarungs-Demonstration eines zwingenden Ausstiegs aus dem Denken, denn das haben die Futuristen in unverschämter Selbstauflösungsgier bereits lange zuvor gefordert. Aber doch eine gediegene Feier ästhetischer Aktualitäts-Verdüsterung als Preis für eine neue Technikeuphorie. »J'affirme« wird zum rhetorischen Losungswort für die Selbstfirmierung zum intellektuellen Pfadfinder im Zeitalter einer durch Selbstdenunzierung erreichten Kritik-Verabschiedung. Ohne Heidegger und Nietzsche keine ästhetikfähigen Feiern von Star-Wars, Golfkrieg und des militärischen Gesamtkunstwerks NASA. Mit ihnen allerdings schon. Der Medienintellektuelle der positiven Prägung schlägt neuerdings Umwege vor, durch die der sensiblere Kulturtäter dorthin gelangen kann, wo der

politische Revanchismus der Alltagskultur sich seit je hemmungslos austobt, wobei die intellektuellen Denkfiguren, zieht man den ohnehin problematischen Unterschied zwischen den elaborierten und den restringierten Codes ein, sich als freund-nachbarschaftliche erweisen: Saddam Hussein als Reinkarnation des Hitler-Satans, die USA als operativ-elegante, elektronisch-simulative Übermacht und daher schon aus ästhetischen Gründen berechtigt, Weltpolizei-Ordnungen durchzusetzen.

Publikationen wie Norbert Bolz' *Kurze Geschichte des Scheins* und *Stop making sense* haben, obwohl ihre vordergründige Intention bloß eine kulturtheoretische Neu-Lektüre abendländischer Fiktions-Theoreme aus der Optik der neuen Medientechnologien im Auge hat, gewandelte Einsichten in das Publizitäts-Selbstverständnis des heutigen Intellektuellen befördert. Die hochstufige Ausschmückungsebene der Ästhetikbetrachtungen von Platon bis Nietzsche und Heidegger speist sich aus humanistischer Belesenheit und gehört noch zum Ritual eines üblichen professoralen Kulturdünkels. Die quantitativ geringere, ästhetisch offensichtlich faszinierendere Ebene dreht sich, mit gelegentlichem populistischen Seitenblick auf Jimi Hendrix, in aller Regel um Richard Wagner. Die kognitiven Härtetests aber liefern Nachzeichnungen der Mediengeschichte als Geschichte selbst-faszinierter Apparate, was die grassierende Begeisterung für die Automatenlogik der High-Tech-Kriege angemessen fundieren soll. Die dafür bemühten Argumentationen sind jedoch ausgesprochen dürftig. Bündig gesagt, erscheint das Zeitalter von Computerisierung und Telematisierung als Rückruf einer radikalisierten Bildbegeisterung, die das bannende Reich der Schrift unwiderruflich verlassen will. Das Plädoyer für eine Kultur- als Mediengeschichte der Enthemmung der Apparate mündet zwingend in die Begeisterung, endlich ein Instrument für den Ausstieg aus dem Denken gefunden zu haben. Der Traum des nach-moralischen Intellektuellen zeichnet sich ab: sein zu dürfen wie alle anderen und dennoch in der Selbstentäußerung der Wahrheitskriterien ein letztes Mal diskursive Autorität zu erlangen, was allerdings auf Dauer kaum zureichende Befriedigung verschaffen dürfte. Wer General oder Popstar sein möchte, dem wird die mönchische Existenz des Textproduzenten mittelfristig eher zuwider sein.

Die neue medientheologische Rezeptur ist vergleichsweise einfach anzugeben: Man mische Heidegger mit Wagner und diesen mit den Computersimulationstheorien auf, feiere die Totalität des orgiastischen Rauschens und preise noch einmal Filippo Tommaso Marinettis Stellvertretungstode, die es allerdings nicht über die Grenzen der Worte hinaus gebracht haben, auch wenn die in ihnen beschworene Ästhetik des Krieges als exklusive und finale Gegenwartserfahrung zum euphorisch verwirklichten Selbstvernichtungs-

taumel zwingt. Fertig ist das Gericht, das sich neue Medientheorie nennt. Der selbstverordnete Ausstieg aus dem Wahrheitsmodell – mit Äußerungen wie: unter Computervorzeichen sei die Scheidung in wahr und falsch überholt – beweist aber nicht Geschichte als Ästhetik der Vernichtung durch Apparate, sondern nur die Suggestivität der paradoxerweise herbeigeschriebenen Bilder als neologische Imaginationsfigur, wonach der Meisterdenker Philosoph nur dort ist, wo er sich leise, aber hartnäckig aus dem Denken davongestohlen hat. Bindet sich der alteuropäische Intellektuelle noch an die Anwaltschaft des Allgemeinen im Hinblick auf eine geschichtsfähige Emanzipation der Vernunft, so der medientheoretisch gestylte Attraktivitätsdramaturg mit einer negativen Akzentuierung des Realen als einer Unheilsgeschichte genauso. Nur ist für diese die Vernunft als militärisch-operative, elektronische Intelligenz sedimentiert oder, um ein Lieblingswort der Medien-Neusprache zu verwenden: innerviert und implementiert. Im Tarnkleid von High-Tech bleibt der frühere marxistische Impetus der Idealismuskritik im Namen des vernünftigen Allgemeinen durchaus wirksam, bloß wird dieses jetzt als SDI-NASA-Intelligenz und USA-Show-Business identifiziert. Der neuraffinierte Charme medientheologischer Bildverehrung hat in sich die Treue zum kruden Materialismus aufbewahrt.

Utopie-Immunisierung: vom Charme eines neuen Pragmatismus

»J'affirme« ist der ambivalente Nenner solcher symmetrischer Allgemeinheitspostulate. Affirmation kann zwar, wie Bazon Brock seit Jahrzehnten demonstriert, als radikale Strategie praktiziert werden, die durch Übersteigerung die Selbst-Widerlegung von Geltungsansprüchen bewirkt. Ein so differenziertes Wirklichkeits-Verstehen haben die Indifferenztheoretiker alter und neuer Richtung nicht im Blick. Die Bewahrer einer Vernunftkritik im Namen der gesellschaftlichen Totalität lassen sich von heute aus als Umkehrfigur derjenigen neutheologischen Positivisten sehen, die Metaphern als Analysen ausgeben und ihre Selbstverabschiedung aus den erledigten Formen des Argumentierens als finale Zeit-Implosion der Geschichte selbst stilisieren möchten. Sichtbar werden die neu auf die Ebene der Positionsbesetzung sich verschiebenden Haltungs-Dramaturgien einer Kulturintelligenzija, die sich auf der Bühne der Attitüden behaupten will, weil ihre Argumente und Analysen keinen Vorrang vor dem Alltagsverstand mehr beanspruchen können. Die Ästhetisierung der Beschleunigungs- und Vernichtungsmaschinen entpuppt sich nicht nur als neuer common-sense einer jüngeren Generation von Medienintellektuellen, sondern auch als eine Art Neo-Schamanismus zwischen Sentimentalität, Wissenschaftstechnik und

Moral. Richard Rorty – der fundamentalistisch, wenn auch biedermeierlich verbrämt, an der Kraft der Vernunft festhält – bezeichnet die Intellektuellen als Leute, die mit Zeichen und Geräuschen spielen wie andere mit Kontoauszügen, Partnern, Kindern, Arbeitskollegen, Besitz, Sport und, in dieser Liste von ihm nicht genannt, Waffen und Vernichtungsszenarien. Umstandslos erklärt er Literatur zum Parasiten der Moral und Intellektualität zur Kompensationsfigur: Kontingenzbewältigungspraxis gegen das Restrisiko von Nonkonformitätsbehauptungen. Das sieht er allerdings nicht als Dramatisierungsvorschlag für in der Gesellschaft längst identifizierte und begrenzte Positionskämpfe, sondern noch als genuines Territorium der Philosophie.

Um kulturelle Attraktivitätskämpfe besser verstehen zu können, muß die Medien-Theologie als ästhetisierendes Theorie-Design einer in Kategorien von Urheberschaft und Subjektivität unfaßbar gewordenen Weltpolitik nicht an ihren kapriziösen Windungen, sondern an ihrer Bereitschaft zur Einstimmung in die latent hysterische Freiheitsbegeisterung nach dem Zusammenbruch der Block-System-Politik gemessen werden. Deren Scheitern läßt sich vordergründig aus der Dynamik kollektiver Wünsche ableiten, ist in Wahrheit aber nur ein durch die Internationalisierung der Kommunikationsmedien erzwungenes Produkt. Immerhin lassen sich nebenbei Begriffe, Metaphern und Diskurse nach innen wie nach außen neu regeln, Unstimmigkeiten ausmerzen, Konsensbedingungen bereinigen. Als eine direkte Folge daraus wurde ein Schulterschluß zwischen populistischer Politiküberwindung und intellektueller Sentimentalitätsanbiederung vollzogen, der nur *ein* Gefühl kannte: die Selbst-Beschleunigung einer dekretierten Kultureuphorie, und nur *einen* Inhalt: die Feier des Endes aller Ideologien und Utopien. Was maßgebliche Politiker, Intellektuelle und ihre publizistischen Wasserträger zunächst an der Berliner Mauer aufführten, wurde wenig später als Rezeptur allgemeinmenschlichen Verhaltens bis in die Niederungen der Erwachsenenpädagogik und der Kulturanimation verschrieben. Erfahrungen verkörpern einzig die Macht der Suggestionen als Letzt-Versprechen einer Politik, die allein noch durch die Ästhetisierung ihrer Ohnmacht sich rechtfertigen kann.

Machen wir also Schluß mit den Ideologien und Utopien! Wenden wir nicht gleich ein, es handle sich dabei doch nur um eine Antwort an die raffinierteren Ideologiekritiker, die natürlich sofort behaupten, gerade das sei doch die zeitgenössische Ideologie, und im übrigen verstoße die Forderung der Utopielosigkeit gegen die anthropologische Grundsituation des Menschen, Wirklichkeit immer nur quer zu ihren jeweiligen Tatsachen begreifen zu können. Vorwärts also zum großen Maskenball und Ideenbazar. Gelobt sei

die heilige Bricolage! Im Kostümfundus greifen wir zu den aseptisch gereinigten Gewändern, unser Leib paßt in alle Konfektionsgrößen! Unser Denken werde frei, schweife aus in der munteren Jagd auf die alt-europäischen Sturheiten des normativen Denkens. Weg mit dem Energieverschleiß der Hinwendung zum Unsinnigen, da Unerreichbaren. Hin zu den Tatsachen, zum sinnlichkeitsschärfenden Nahraum der Faktizitäten: werfen wir uns dem Charme des Positiven an die Brust! Vernünftig ist, was wir ohnehin nicht ändern können. Gehen wir um mit dem, was da ist: Feier der Langsamkeit, Einstimmungsgesänge in die Liturgien des Festgelegten, Hymnen an die perverse Unschuld des Geschaffenen. Im Pathos der Utopielosigkeit kommt die Kultur als die gelebte Augenblicklichkeit endlich zu ihrem Recht. Auf den Müll mit den Konzepten und Reflexionsanstrengungen! Ist denn nicht so viel akkumulierter Reichtum da, daß die utopischen Deregulierungsversuche sich als lächerlich erweisen? Gemach, Freunde und Genossen! Die Forderung, munter hinter den Tatsachen herzujagen und die fröhlichen Selbstabschaffungs-Szenarien des von Geschichte und Vernunft entlasteten Intellektuellen voranzutreiben, ist zwar auf der Hintergrundsfolie der Anwaltschaft für das große Ganze verlockend. Aber die konkreten Inhalte erweisen sich denn doch nicht als so utopie-, konzept- und ideologiefrei, wie das die Suggestionen vom Ende der Geschichte, der Vernunft, der Meta-Erzählungen und der Moral gerne hätten. Wir sind offensichtlich bereit, die harmonikal-naiven Forderungen einer befriedeten Gesellschaft schon deshalb über Bord zu werfen, weil nicht abzusehen ist, wo über die formalen Ressourcen von Geld und Macht und die erkämpften Medien-Selbstdarstellungsmöglichkeiten hinaus noch ein substanzieller Integrationsmechanismus für gesellschaftliches Leben auszumachen ist. Wo die dezisionistisch Marktfreiheiten verordnende Politik das innere Gefüge der sozialen Verkehrsformen durch Beschleunigung aufreibt, wird zwar das Leben für ein lange tabuisiertes sozialdarwinistisches Spiel wieder geöffnet. Daß damit gleich Moral und Ethik eingezogen werden können, erweist sich jedoch als Lüge, weil wir gegenüber der Beschleunigung der Informationserzeugung und der Vorverschiebung der technischen Eingriffe in Körper, Leib und Seele den alten Reflexionsballast als einziges Notvorrats-Gepäck mit uns führen – ob uns das paßt oder nicht. Aber das ist wohl auch nicht in erster Linie gemeint, wenn dekretiert wird, daß wir nun gefeit seien gegen links-nostalgische Utopien und rechte Mythen, gegen die Versuchungen des ›neuen Bürgers‹ und die Betörungen von ›mehr Politik‹ oder ›mehr Demokratie wagen‹. Ist es nur das Privileg von post-terroristischen Gesellschaften, die den machtpolitisch entfesselten Weltbrand als Selbst-Therapie der Verführung zur großen Geschichte hinter sich gebracht haben, daß zur Ein-

stimmung in die Kontingenz keine Visionen und Grundsatzdebatten mehr notwendig sind? Das sanfte Spiel der freien Kräfte, die Modellierung der Umgebungen durch Phantasie und eigene Initiative, ein garantiertes Nullsummenspiel sollen uns dazu bewegen, die nostalgische Trauer um den Verlust der Ausbeutungsverhältnisse, der Freund-Feind-Konstellationen, des Ausnahmezustandes als Selbstentdeckung von Souveränität endlich zu überwinden. Muß die Antiquiertheit von Selbst, Subjekt und Sozietät ein weiteres Mal so drastisch verabschiedet werden?

Trotzdem beschleicht den munteren Propagandisten der Staatsverdrossenheit, den libidinösen Fröhlichkeitsapostel der Anti-Bürokratie, den Diffusionsorgiasten der entfesselten Kulturdynamik, den Multi-Kulti-Verkünder der freien Interaktionen ein endzeitliches Grausen, wenn er an die Zustände der massenkulturell eingeübten Indifferenz denkt. Unter der Schädeldecke der für ein pragmatisches Ideenmanagement Plädierenden regt sich das Packeis-Syndrom auf merkwürdige, unbekannte Art. Wenn alle freie Sicht aufs Mittelmeer haben und in Grönland die Palmen blühen, dann mag die Hinterlist einer Ökologie-immunen Natur für solche utopistischen Narreteien eher Pate gestanden haben als die sinnstiftende Selbstermächtigung des Menschen. Wo Indifferenz herrscht, dort zögert der euphorische Positivist und New-Age-Verkünder der wunderbaren Grundtatsächlichkeiten des Lebens, die Vermutung zu äußern, daß die Erinnerung an die früheren Formen der Unterdrückung ein womöglich intensiveres Leben nachzeichnet. Die zeitgeistige Fröhlichkeit erstarrt immer mehr im Begeisterungskrampf vor den beteuerten Interessantheiten und kriegt das kalte Grausen angesichts der ununterbrochenen Angriffe der Bildschirme auf Lachmuskeln und Akklamationsinstinkte. Das ewige Grinsen mitsamt der neu-euphorischen Positivität des affirmativen Denkens schlägt zunehmend in Lähmung um, wenn sie einzig am Grab einer erledigten Geschichte sich zu bestätigen hat.

Nichts unerträglicher als die bis ins Rentenalter immer wieder beteuerten Heldentaten einer längst verblichenen Jugend, deren Beschwörung die Nachgeborenen spätestens dann anödet, wenn in ihnen die historischen Wahrheiten verbindlich aufscheinen. Damit lassen sich Protest und Dissidenz nicht stillstellen, auch wenn emphatische Garanten von Widerstand gegenwärtig nicht auszumachen sind. Das ist aber nichts Neues. Schon zu Beginn der sechziger Jahre haben Soziologen ganze Bibliotheken gefüllt mit Studien über die entropische Angepaßtheit einer konsumistisch verblödeten Jugend. Wenig später war in den Metropolen Rebellion angesagt. Ende der siebziger Jahre wiederholte sich das. Kaum schien das Life-Styling den neuen Trend des Verhaltens zu konfirmieren, brachen erneut, diesmal we-

sentlich härtere Kämpfe um die Stadt aus. Ende der achtziger Jahre gingen die Jugendlichen in Frankreich wieder auf die Straße. Zwar mit systemkonformen Forderungen – gute Berufsausbildungen für das kapitalistische Arbeitssystem –, aber nicht weniger staatsfeindlich. Ihre Gegenöffentlichkeit wurde über ein neues Massenmedium koordiniert: das ›minitel‹. Was der Staat mit dieser Datenkiste als Heim-Trainingsgerät für Modernisierung und Technologieakzeptanz in Umlauf brachte und was wenig später die pornographische Sinn-Entleerung und Kommunikationsunfähigkeit der westlichen Gesellschaft zu belegen schien, wurde unter der Hand zum autonomen Daten- und Informationsnetz umgepolt. Eine veritable Medienrevolution, wurden doch in ganzer Breite die etablierten Nachrichtenmaschinen der Zeitungen, von Radio und Television nicht allein als unbrauchbar denunziert, sondern problemlos als überflüssig zur Seite gelegt. Unter der Hand wurde die frühere revolutionäre Forderung nach der Zwei-Weg-Nutzung elektronischer Massenmedien, wenn auch jenseits ihres politideologischen Deklamationswertes, verwirklicht. In der Ära des vermeintlich endzeitlichen Konsumismus, von Total-Idiotie und der durch elektronische Massenmedien perfektionierten Reflexionsentlastung verwandelten sich die Sklaven des Konsums gegen jede Endzeiterwartung in Virtuosen eines medienstrategischen Aktivismus. Alle waren Informationszulieferer, alle Daten im ent-hierarchisierten Netz frei verfügbar: eine autonome Informationsöffentlichkeit ohne Dazwischenschaltung von professionellen Daten- und Nachrichtenzubereitern. Ist damit endlich der mündige Bürger als Produzent in historische Nahsicht gerückt?

Medienaktion, Wirklichkeitserzeugung

Die Situation ist widersprüchlicher. Ein Blick in die neuere Geschichte der massenmedial vorgeführten internationalen Politik lohnt. Er macht klar, daß die Selbstverabschiedung des alten Intellektuellen nicht als selbsttherapeutische Souveränität nach einem geheilten Größenwahn zu sehen ist, sondern als Suche nach internen Denkalternativen zur pädagogischen Instrumentierung der politischen Moral. Ein Rückblick auf die Ära Gorbatschow ist unter diesen Vorzeichen nützlich. Man mag als sympathische Zufälligkeit einer Rückkehr der Weltpolitik zur normalen Subsistenzversorgung der europäischen Kernfamilie deuten, daß der frühere Machtstratege heute als Zeitungskolumnist arbeitet. Wäre da nicht die Vorgeschichte mit dem Höhepunkt der Friedens-Nobelpreis-Vergabe. Ein veraltetes Ritual und eine grobe Verkennung der medienstrategischen Kapazitäten Gorbatschows. Wer sich nach den Jahren ununterbrochener Medienpräsenz über sein Schei-

tern wunderte, der erlag nicht einfach den publizistischen Vergröberungseffekten, sondern mißverstand deren Prämissen, die Gorbatschow offenbar genauer einschätzte. Was vor dem Hintergrund des kalten Krieges überraschend in die politischen Kräfteverhältnisse eingriff – Abrüstung kraft permanenter Beteuerung von Friedensabsichten –, das konnte selbst durch die wenig später sichtbar werdende Brüchigkeit des internen Verhältnisses von gesellschaftsstrategischer Reformrhetorik und ökonomisch-sozialen Wirklichkeitsverlusten nicht mehr ungeschehen gemacht werden. Als wirksam erwiesen sich zunächst die durch die Medienpräsenz überhaupt erst geschaffenen Tatsachenbeteuerungen. Gorbatschow nutzte die internationalen Nachrichten-Medien in Wahrheit nicht als Vermittlung eines gesellschaftlichen Wandels, nicht als Zirkulationsbühne der Tatsachendeutung, sondern als unmittelbaren Motor der gesellschaftlichen Veränderung: konzeptuelle Symbol-Aktualisierung als Wirklichkeitskonstruktion. Als Exponent einer Weltmacht verwandelte er die Rolle des Politikers – und wohl generell die des ideologiekritischen Intellektuellen – in die Figur des situationsgewandten Jongleurs und quicken Medienmanipulators, der die traditionellen Zeitformen der Politik umbaut. Nachrichten, die eigentlich Tatsachenquellen voraussetzen, werden zu Utopie-Einsprengungen, die ihren Vorzug im nachhinein behaupten.

Die Verspätung des Wirklichen wird nach rückwärts begreifbar durch die Beschleunigung der als Konsequenzen der Rhetorik geschaffenen Realitätsprämissen. Ob Gorbatschow für seine Vernachlässigung der wirtschaftstheoretischen und sozialpolitischen Grundlagenbedingungen zu tadeln wäre, ist ungewiß, weil alle nachfolgenden Konzepte an der defizitären Wirklichkeit gescheitert sind, die er gerade nicht aus ökonomischen, sondern aus manipulativen, wenn man will: kulturellen Gründen gar nicht als Tatsachen anerkennen konnte. Hätte er sie anerkannt, wäre die angestrebte Veränderung nie ins Bewußtsein gedrungen. Das Auseinanderdriften von medienstrategischer und sozialökonomischer Vernunft ist komplexer als die alte materialistische Rezeptur der Politik, die nicht nur von den alten Apparatschiks, sondern auch von Reformisten im Westen empfohlen wurde. Bleibt die Einsicht, daß Gorbatschow dieses Gesellschaftssystem überhaupt nicht mehr für reformierbar hielt, sondern auf ein kulturelles Konzept und eine Symbolstrategie setzte. Damit und nur damit schuf er die Irreversibilität der Tatsachen. Die Herstellung solcher Unumkehrbarkeit ist der Schlüssel zur Einsicht in die Rollenzwänge der elektronischen Massenmedien. Sie kontrastiert sowohl der »alteuropäischen« Fiktion des durch Totalitätswissen beglaubigten Moralkritikers und Utopiemahners wie auch den Selbst-Verabschiedungen des Denkens in den aktuellen Medien-Theologien. Politische

Öffentlichkeit folgt nicht mehr dem früheren erotischen Konzept – Intellektuelle und Volk erobern, Seite an Seite mit der Armee, den roten Festplatz der Revolution –, sondern einem neuen: der vorgreifenden medialen Modellierung vorab bestimmter Wunschfolgen.
Daß die Bürokratie heute Tele-Aktion werden muß, will sie ihre Führungsposition behaupten, beweisen die putschistischen Geschehnisse im Rumänien von 1989. Die rumänische ›Revolution‹ vom Dezember 1989 ist ein medienhistorisches Lehrstück: Systemveränderung und der Sturz des Diktators wurden möglich nur durch die Herrschaft über die elektronischen Bildproduktionsmittel und das Herstellen einer artifiziellen Wirklichkeit. Umkämpft war, wie früher oft, diesmal aber exklusiv, das Fernsehgebäude. Berichte von Beteiligten, hauptsächlich rumänischen Intellektuellen aus Bukarest, beschreiben ihre Wahrnehmung der Ereignisse als Pendelbewegung zwischen dem physikalischen Modell des als Masse formierten Revolutionsträgers und dem teleaktiven Modell der über Dramaturgien formierten Nachrichten. Die Revolution wurde faktisch über das beglaubigende Bildgeschehen vermittelt und fand erst danach und dadurch auch auf der Straße statt. Wer sich auf die Straße begab, suchte nach dem Ort der Revolution, sah sich aber erfahrungslos und abgespalten vom Geschehen. Nur durch die Rückkehr in die Privatheit wurde eine paradoxe Teilhabe am Vergesellschaftungseffekt der Revolution möglich. Die Systemveränderung muß zwischen der Formierung einer aktiven Revolutions- und einer passiven Televisionsmasse oszillieren. In rascher Folge mußte sich der Revolutionär in den Zuschauer, der Zuschauer in den Aktivisten verwandeln. Informieren konnte er sich nur in der Abstraktion von der leiblichen Präsenz der Gesellschaft. Schützen konnte er die Quellen seiner revolutionären Informiertheit wiederum nur als Verteidiger des Fernsehstudios. In dieses drang, zum Umbruch, das Volk. Zunächst wußte keiner, wie der Apparat zu handhaben sei. Wenig später gaben die ›neuen Befehlshaber‹ wieder Order, das Personal parierte, Glaubwürdigkeit wurde als schlichtes ›Befehlen-Können‹ wiederhergestellt, der Apparat lief wieder ordnungsgemäß. Die bekannten Sprecher verlasen in altvertrautem Gestus und Tonfall die neuen Nachrichten. Die Masse der Aktivisten verwandelte sich wieder in die zerstreuten Partikel der privaten Fernsehzuschauer, das Volk wurde aus den Studios entfernt, weil es doch, bitte schön, sein Anliegen als Ganzes nicht unverhüllt zur Darstellung bringen könne, sondern auf die Binnen-Mediatisierung aufbereitender Vermittlung angewiesen sei.
Diese Mediatisierung ist zum revolutionstheoretischen Dramaturgie-Zwang an beiden Polen des Geschehens geworden: der Herstellung einer neuen Politik und der Regulierung einer adäquaten Rezeption. Beides wurde in

einem Dreischritt vollzogen, der theoretisch auf die mittelalterliche Konzeption der doppelten Leiblichkeit des Regenten – Körper des Königs und Territorium, das den Regenten überlebt –, praktisch auf die Erfahrungen moderner Öffentlichkeitsmodellierung seit der Französischen Revolution zurückgriff. Dem Dreischritt auf der Produktions-Seite: Verhaftung des Diktators, Volksgericht/Hinrichtung und bildmagisches Vorzeigen des toten Diktators, entspricht der Dreischritt der Kommunikationsordnung: Vollkommene Freigabe aller Mittel, Verfeinerung der Nachrichten- und Informationsdramaturgie, Wiedereinführung von Beschränkungen und Zensur. Die Wahrheit dieser Revolution als Teleaktion enthüllte sich unweigerlich durch ›Unfälle‹: das Volksgericht wurde bloß in Stellvertretung, durch Militärs, abgehalten; die Video-Aufzeichnung der Hinrichtung lief schief, so daß die entscheidende Szene der Hinrichtung und der Akt der Selbstermächtigung nachgestellt und die bereits Toten vor erneut laufender Kamera noch einmal erschossen werden mußten.

Man kann definitorisch diesen telematischen Aktionsraum gegenüber der Physik einer älteren Öffentlichkeit als nachgeschichtlichen bezeichnen. Die entscheidende Pointe liegt aber in der Radikalisierung einer gewandelten Intellektuellenposition. Der Intellektuelle hat weniger eine Rolle als vielmehr eine Position im Medien-Netzwerk zu behaupten. Das Kalkül technischer Zeit-Räume zwingt ihn zur vorgreifenden Revolutionierung der Mittel zur Herstellung der beabsichtigten Effekte. Er ist nicht länger ideologiekritischer Agent einer nachholenden Reflexion. Es gibt kein ›post festum‹ von Tatsachen, die nicht durch mediale Manipulation geschaffen worden wären. Gorbatschow und die Putschisten der rumänischen Teleaktion markieren die Grenzpunkte der Reflexion des gegenwärtigen Intellektuellen zwischen Krieg, Katastrophe und Kultur, d. h. zwischen den Formierungen von Moral, Kritik und Gedächtnis.

Der Intellektuelle im Wissensdilemma

Das Oszillieren zwischen Medien und Öffentlichkeit, das Eindringen in das telematische Netzwerk provoziert dazu, die intellektuellen Funktionen in Relation zu den Leistungen der Mathematiker, Ingenieure und Naturwissenschaftler zu bewerten. Dazu ist mindestens zweierlei zu sagen. Die Beschleunigung der Wissensproduktion im einzelnen verläuft exponential. Stanislaw Lem spricht von der Vergangenheit der Zukunft, wenn er die ungeahnte Dynamisierung und technische Realisierung des im Prinzip Mach- und Denkbaren beschreibt, die sich gegenüber den kühnsten szientistischen Antizipationen – von ihm in seiner *Summa Technologiae* 1961-1963 be-

schrieben (›Cyberspace‹ wird dort unter dem Titel ›phantomatische Maschine‹ geführt) – gewissermaßen von hinten in die beschleunigte Geschichte einschreiben. Die Technisierung von Leib und Seele erscheint Lem ebenso unabwendbar zu sein wie die technische Instrumentalisierung der Philosophie in deren eigenem Territorium. Das zweite bezieht sich auf die Überlegenheit der Naturwissenschaften. Der harte Wissenschaftler im Labor bringt den Intellektuellen als Mahner ebenso zum Verschwinden wie der normale Medienproduzent, der längst begriffen hat, daß der Intellektuelle mehr Rechnungszeit schlicht deshalb braucht, weil er sie auch hat. Die Einschätzung von Bedingungsfaktoren und Konsequenzen der technischen Kultur gelingt dem Alltagsmenschen und dem Naturwissenschaftler leichter als dem herkömmlichen Anwalt des vernünftigen Allgemeinen, weil diesen eine anerzogene Vernunftorientierung an der Einsicht in die laufenden Selbst-Übersteigerungen des Wirklichkeitszynismus hindert. Die kritische Intelligenz hechelt – bei Strafe der Affirmationsdummheit für den Fall eines Wechsels von der apokalyptischen Kassandra- in die technikeuphorische Position des Medienregisseurs – den Produzenten und Verwaltern des Wissens heillos hinterher. Wer noch auf der Notwendigkeit der Anklage, auf dem »j'accuse« besteht, der bekräftigt damit nur seine Zurückgebliebenheit hinter den Tatsachen. Der moralische Gestus repräsentiert, wie die zahllosen Flaschenpost-Botschaften und Sinn-Verwaltungsübungen vieler Schriftsteller belegen, nicht mehr Schlüsse aus erarbeiteten Erkenntnissen, sondern bloß Ästhetik von Anmutung und Anspruch. Die Sorge um das Allgemeine ist im kommunikationsökonomisch erzwungenen Rollenverlust untergegangen. Wie schwer es vielen auch fallen mag: Der Meisterdenker und Mahner, Politstratege und globalisierende Gewissenstheologe muß aus dem Repertoire diskursiver und öffentlicher Erkenntnisbildung endlich gestrichen werden. Bleibt das Studium seiner Rollenfähigkeit im Attraktivitätskarussell des Kulturbetriebs. Da sich aus der Logik der Medien automatisch Anderes als das Angestrebte ergibt – Ekel statt Genuß, Überdruß statt Vergnügen, Differenz statt Eindimensionalität –, würde der moralische Kritiker der Medien in diesen genau dann zu deren Gelingen in einem kontraproduktiven Sinne beitragen, wenn er Recht behielte.

Existenzfabel

Nach dem Ende der großen Theoriebildung und der massenkulturellen Mediatisierung des Symbolischen und Imaginären ist der frühere Meisterdenker kein privilegierter Bewußtseinsbildner mehr, sondern eher Maskentechniker des ideellen Tauschhandels. Was er thematisiert, ist nicht der

Moralverlust der Wirklichkeit, sondern der Wirklichkeitsverlust seines Erkenntnisvermögens. Der Intellektuelle ist ein hilflos gewordener Automat seiner eigenen veralteten Vorstellungen, der im besten Falle versucht, Beschleunigungsvorsprünge durch rhetorische Selbstdynamisierungen auszugleichen, was die sattsam bekannte unsympathische Figur des Medien-Unterhalters ergibt. Die Theoriedefizite des herkömmlichen Intellektuellen gegenüber neuen Technologien sind so eklatant, daß keine moralische Selbstprivilegierung über diesen Bruch hinweghilft. Wenn es stimmt, daß die großen Einheitserzählungen zerbrochen sind, dann kann der zeitgenössische Intellektuelle in keinem Fall der naive Fortsetzer tradierter Aufklärungsbemühungen sein. Die Rolle des Mahners und Kritikers hat deshalb ausgedient, weil die Selbstzwänge der Medienwirklichkeit – weit davon entfernt, ›auto-poetisch‹ zu funktionieren – ununterbrochen nichtintendierte Wirkungen erzeugen und moralische Kritik sich zunehmend auf ihre eigenen Konstrukte verengt. Vom Pathos der Enthüllung bleiben die rituelle Feier der Schriftkultur, eine reaktionäre Medienkritik und der unbedingte Wille zur Macht mittels Auto-Hypnose.

Schien die ästhetische Moderne dem Intellektuellen und Künstler eine avancierte Position für die Umgestaltung der Gesellschaft zu sichern, so degenerierte die behauptete Unbestechlichkeit der Moral schnell im Pakt mit neuen Unterdrückungsmodellen. In der medienstrategischen Umformung der Nachkriegskultur verliert der Intellektuelle als Autor von Wahrheit und Orientierung zunehmend, stetig und unumkehrbar an Einfluß und Glaubwürdigkeit. Die Bindung an moralische Erziehung erweist sich als spätgeschichtliches Refugium der humanistisch gebildeten Persönlichkeit. Der neologistische Kontext der telematischen Simulation dagegen meint, diese historisch evidente Ohnmacht dadurch aufheben zu können, daß der Intellektuelle zum Affirmations-Strategen der Computer-Netzwerke mutiert. So soll die Vorherrschaft der Kulturtheorie über die abgewanderten publizistischen Diskurse wiederhergestellt werden. Strategien zur Kompensation des Machtverlustes äußern sich zuweilen als Anbiederungen an die Überlegenheit der Natur- und Technikwissenschaften. Die kulturelle Aufwertung der Programmierer und Biologen wird benutzt, um in der Gefährdung des sinnkritischen Intellektuellen einen ästhetischen Selbstbehauptungs-Bonus für den Moraldiskurs auszuhandeln. Dazu scheint vielen die Opferung analytischer Ansprüche kein zu geringer Preis zu sein. Die neue Bescheidenheit selbsterklärter Nicht-Zuständigkeit und die unentwegten Mitteilungen von Null-Botschaften schielen auf einen Populismus, der noch dem eigenen Scheitern entschiedenen Öffentlichkeits-Charme abzugewinnen trachtet. Gegenüber der Einsicht, daß solche Kompensationsspiele Einschleichungen

in ein von Anderen besetztes Machtfeld sind und Kultur sich den Sinn-Festsetzungen traditioneller Dissidenz-Ansprüche entzieht, weil auch diese zu berechenbaren Prediger- und Glaubenskämpfen gehören, ist eine radikale Wahrnehmung des Wandels der Intellektuellenfigur angezeigt. Die Kommunikationsexperimente von ›Radio Alice‹ und ›Il Male‹ haben im Bologna der siebziger Jahre gezeigt, daß Wirklichkeit Wirkung ist und Handlungseffekte von der täglichen Umwälzung der Codes und der strategischen Kunst einer Verunreinigung der Sprache abhängen, welche die etablierten Dramaturgien durcheinanderbringt. Der Intellektuelle wird zum Situations-Interpreten. Er ist nicht mehr Avantgardist des Noch-Nicht, sondern Fabulierer dessen, was bereits existiert.

Anmerkungen der Redaktion

Jürg Laederach, geb. 1945, lebt als freier Schriftsteller in Basel. Zuletzt erschien von ihm: *Emanuel. Wörterbuch des hingerissenen Flaneurs* (Frankfurt 1990).
Imre Kertész, geb. 1929 in Budapest, wurde 1944 nach Auschwitz deportiert, 1945 in Buchenwald befreit. Lebt seit 1953 als Schriftsteller und Übersetzer in Budapest. Soeben erschien sein Roman *Kaddisch für ein nicht geborenes Kind* im Rowohlt·Berlin Verlag.
Jane Kramer lebt in New York und Paris und berichtet für den *New Yorker* aus Europa. Die bei uns gekürzte Fassung ihres Artikels »A letter from Germany« erschien im Original im Juni 1992 im *New Yorker*. © Jane Kramer.
Sonja Margolina, geb 1951 in Moskau, lebt jetzt in Berlin als Publizistin und Essayistin. Zuletzt erschien von ihr: *Das Ende der Lügen. Die russischen Juden sind in die Geschichte ihres Landes auf tragische Weise verwickelt* (Berlin 1992).
Sabine Sauer, geb. 1959, arbeitet in der Fotoagentur »Lichtblick« in Berlin. Ihre Fotos entstanden in Ostberlin, Dresden, Potsdam und Rechlin zwischen 1990 und 1992.
Horst Domdey, geb. 1933, ist Professor für Deutsche Literatur der Neuzeit an der Freien Universität Berlin.
Hans Joachim Schädlich, geb. 1935, ist Schriftsteller und lebt in Berlin-Tiergarten. Zuletzt erschien von ihm der Roman *Schott* (Reinbek 1992). Für »Die Sache mit B.« erhielt er die Johannes-Bobrowski-Medaille zum Berliner Literaturpreis 1992.
Monika Maron, geb. 1941 in Berlin, Schriftstellerin, lebt in Hamburg. Zuletzt erschien von ihr der Roman *Stille Zeile sechs* (Frankfurt 1991).
Yaak Karsunke, geb. 1934 in Berlin, Schriftsteller und Gastprofessor für Szenisches Schreiben an der HdK Berlin. Zuletzt erschien der Lyrikband *gespräch mit dem stein* (Berlin 1992).
Eva Demski, geb. 1944, lebt als Journalistin und Schriftstellerin in Frankfurt. Soeben erschien ihr neuer Roman *Afra* (Frankfurt 1992).
Ulrich Eisel, geb. 1941, ist Professor im Fachbereich Landschaftsentwicklung an der TU Berlin und arbeitet auf dem Gebiet der Kulturgeschichte der Natur.
Bernd Wagner, geb. 1948, Lyriker, Erzähler, Essayist, übersiedelte 1985 von Ost- nach Westberlin. Zuletzt erschien von ihm *Die Wut im Koffer. Kalamazonische Reden 1-9* (Berlin 1991).
Michael Weck, geb. 1961, promoviert zur Zeit an der Freien Universität Berlin am Fachbereich Politische Wissenschaften.
Thomas Schmid, geb. 1945, lebt als freier Autor in Frankfurt. Im Oktober erscheint von ihm (und Daniel Cohn-Bendit): *Heimat Babylon. Das Wagnis der multikulturellen Gesellschaft.*
Karol Sauerland, Philosoph und Germanist, Professor an den Universitäten Warschau und Thorn; war von 1980-1991 aktiv in der Solidarność; lebt in Warschau.
Hans Ulrich Reck, geb. 1953, zur Zeit Professor und Vorsteher der Lehrkanzel für Kommunikationstheorie an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien sowie Dozent für Kunstwissenschaft und Designtheorie an den Höheren Schulen für Gestaltung in Basel und Zürich.

Kursbuch 110 **Die sieben Todsünden** Dezember 1992

Kursbuch 111 **Städte bauen** März 1993

Vorschauen auf diese Nummern enthält der Beihefter in dieser Ausgabe zwischen den Seiten 32 und 33.

Die Intellektuellen und die Partei: Ein dunkles Kapitel deutscher Geschichte

VERLAG
J.B. METZLER

Michael Rohrwasser
Der Stalinismus und die Renegaten

Die Literatur der Exkommunisten

1991. IX, 412 Seiten, kart., DM 78,–
ISBN 3-476-00765-0

Rohrwassers Buch ist die erste Annäherung an das weite Feld einer Literatur, die unter dem Verdikt ihrer Denunziation und Funktionalisierung bislang den Betroffenen und den Historikern überlassen blieb. Daß der Weg aus der Partei für den Exkommunisten häufig mit einer literarischen „Geburt" zusammenfiel, daß die literarischen „Kinder" nicht dem Schema der Negation gehorchten, versucht diese Studie nicht nur theoretisch zu belegen. Hauptteil der Arbeit sind exemplarische Analysen von Renegatenliteratur und -biographien (Arthur Koestler, Gustav Regler, Alfred Kantorowicz, Richard Krebs alias Jan Valtin, Robert Bek-gran, Walter Krivitsky, Georg K. Glaser u.a.), denen mehrjährige Recherchen und Gespräche mit Überlebenden zugrunde liegen.

Zeitlicher Schwerpunkt sind die 30er und 40er Jahre: der spanische (Bürger-)Krieg, die Moskauer Schauprozesse, der Hitler – Stalin-Pakt, das deutsche Exil. Die Arbeit umfaßt aber auch Ausblicke auf die Jahre der Entstalinisierung und des Umgangs mit Renegaten in der DDR-Kulturpolitik, sozialpsychologische Untersuchungen des Verratsvorwurfs, der Judas-Figur und der „Geburt der Renegaten".

„Rohrwasser schildert nicht nur die Schicksale der wichtigsten deutschen Renegaten ..., sondern er beleuchtet die gesamte intellektuelle Szene ebenso wie jene prokommunistischen Schriftsteller, die nicht Parteimitglied waren und deren moskautreues Auftreten folgenreich war für die Verdrängung der Wahrheit."

Ulrich Greiner, DIE ZEIT

J.B. Metzler Verlag
Postfach 10 32 41
7000 Stuttgart 10

LUIGI PINTOR

Servabo

Erinnerung am Ende des Jahrhunderts

Luigi Pintor, einer der angesehensten Linken in Italien, erzählt seine Lebensgeschichte in Bildern, Ereignissen und Erfahrungen, ganz ohne Namen, Orte, Daten.
Er erzählt sie, um herauszufinden, wie eigen eine Lebensgeschichte überhaupt sein kann. Was an ihr ist eigen, was von der Zeit bestimmt? Eben das findet Interesse und ist mit der Grund, warum dieses schmale Buch in Italien innerhalb weniger Monate über fünfzigtausend Leser gefunden hat:
Einem ungewöhnlichen Mann zuzuhören, der seine höchst seltsame Lebenskurve gelassen als eine sehr fremdbestimmte erzählt.

»Pintor ist ein Meister der epigrammatischen Konzentration; er erreicht mit einem minimalen Aufwand maximale Wirkungen.«
Alice Vollenweider, Neue Zürcher Zeitung

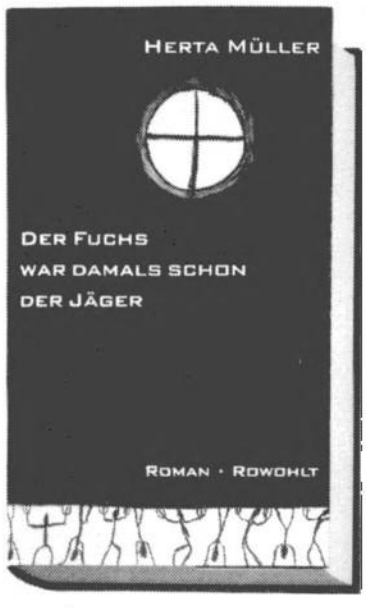
Aus dem Italienischen von Michael Becker und Petra Kaiser.
Quart*buch*. Schwarzes Leinen.
112 Seiten mit Abbildungen und einem Glossar
für die deutsche Ausgabe, DM 19.80

Wenn Sie mehr über unsere Bücher wissen wollen – schreiben Sie uns eine Postkarte. Wir schicken Ihnen dann unseren jährlichen Almanach *ZWIEBEL*:

Verlag Klaus Wagenbach, Ahornstraße 4, 1000 Berlin 30

Wagenbach

Literatur im Herbst '92



Diktatur

Rumänien zur Zeit der Ceaucescu-Diktatur: In der allgegenwärtigen Bedrohung und Angst versuchen die Lehrerin Adina, die Fabrikarbeiterin Clara und der Musiker Paul zu überleben. – Herta Müller, eine der herausragenden Autorinnen deutscher Sprache, verbindet in ihrem Roman poetische Bildmächtigkeit und rhythmische Prosa zu einer einzigartigen Auseinandersetzung mit dem Totalitarismus.

Herta Müller
Der Fuchs war damals schon der Jäger. Roman
288 S. Geb. DM 36,–

Volks-Trauer

Eine Art Staatsbegräbnis findet in Wiesbaden für drei Selbstmörder statt. Es wird ein Fest nationaler Versöhnung, es ist die Anerkennung der Verdienste der RAF um den Zusammenhalt der Nation. Die Romangroteske «Himmelfahrt eines Staatsfeindes» ist das dritte, abschließende Buch über den ‹Deutschen Herbst› von Friedrich Christian Delius.

F. C. Delius
Himmelfahrt eines Staatsfeindes. Roman
368 S. Geb. DM 39,80

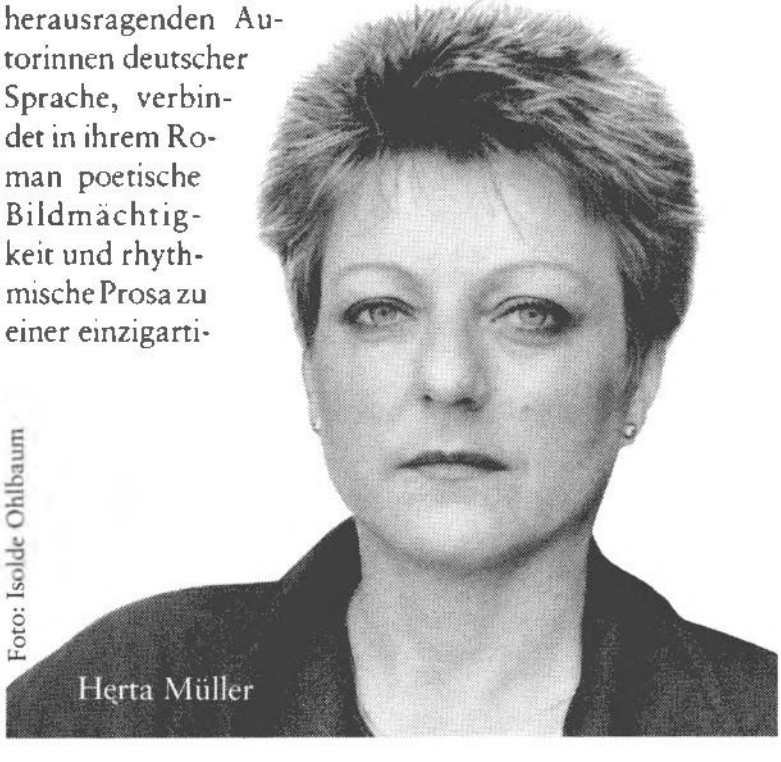
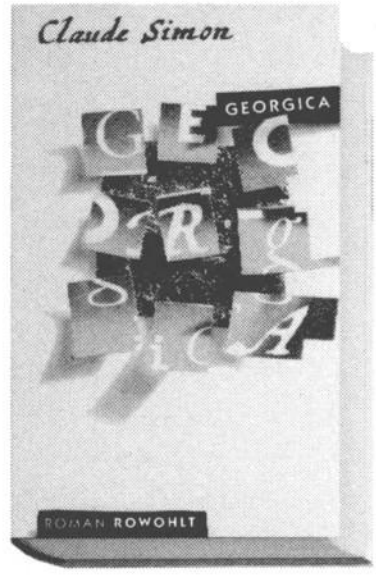


Foto: Isolde Ohlbaum

Herta Müller

Zeitenreise

Ein napoleonischer General, ein Engländer im Spanischen Bürgerkrieg, ein Mann während Frankreichs Zusammenbruch in Flandern: Diese drei Personen erleben in verschiedenen Epochen und



in Zeiten des Aufruhrs und der Gewalt Ereignisse, die sich zu wiederholen und zu überlagern scheinen. – In «Georgica» läßt der Literaturnobelpreisträger Claude Simon die großen Themen seines Werkes zusammenfließen: Natur und Geschichte, der Mensch und der Krieg als die Zerstörung der Kultur.

Claude Simon
Georgica. Roman
Deutsch von Doris Butz und Trésy Lejoly
480 S. Leinen. DM 58,–

Rowohlt

TEEKAMPAGNE '92

PROJEKTWERKSTATT

TEEKAMPAGNE

DARJEELING
First Flush

Finest Tippy Golden Flowery Orange Pekoe 1
Ernte 1992

Wir veröffentlichen die Ergebnisse unserer Rückstandsanalysen

Extrem preiswert durch Großeinkauf

Wir verkaufen nur 100% reinen Darjeeling

Eine Idee der
PROJEKTWERKSTATT
an der Freien Universität Berlin

Hiermit bestelle ich Darjeeling First Flush FTGFOP 1, Ernte '92 bei der

Projektwerkstatt GmbH
Patschkauer Weg 5
W - 1000 Berlin 33

Tel.: 030 / 859 10 13

	Anzahl	DM
250g à DM 9,50		
500g à DM 18,-		
1000g à DM 35,-		
Versandkostenpauschale		5,-
Gesamtsumme		

Über die Gesamtsumme füge ich einen Verrechnungsscheck bei.
Meine Anschrift:

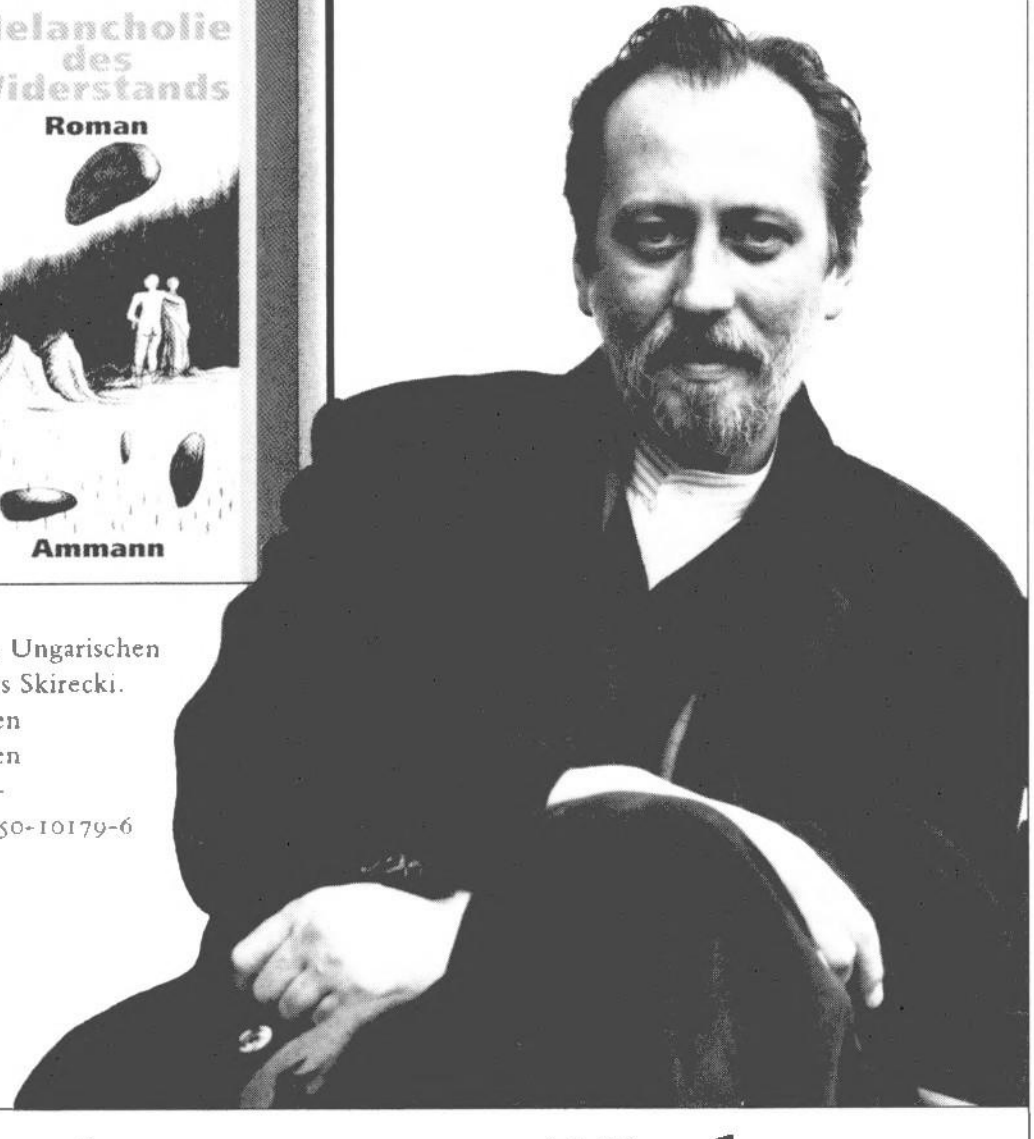
Telefon Datum Unterschrift

Ku

László Krasznahorkai
Melancholie des Widerstands

»Die ungarische Literaturlandschaft ist um eine bemerkenswerte Gestalt reicher geworden. László Krasznahorkais Stimme hat Gewicht.«

Neuer Zürcher Zeitung



Roman.
Aus dem Ungarischen
von Hans Skirecki.
456 Seiten
Gebunden
DM 48.–
ISBN 3-250-10179-6

Ammann Verlag

ROWOHLT
BERLIN

Literatur und Sachbuch
von jüdischen Autoren

Das Überleben überleben

■ Auf der Suche nach dem Mörder seines Großvaters in Theresienstadt gerät der Journalist Peter Finkelgruen immer

tiefer in
die Verstrickungen der deutschen Geschichte. Sein ebenso spannender wie subtiler Bericht ist ein beklemmendes Zeugnis gegen die Totalität des Vergessens.
176 Seiten. Kart. DM 28,–

■ Heda Margolius Kovály, Eine Jüdin in Prag. Unter dem Schatten von Hitler und Stalin
Aus dem Amerikanischen von Hans-H. Harbort 256 Seiten. Gebunden. DM 36,–

■ Kertész' Kaddisch gilt einem Kind, das es nie geben wird. In einem kunstvollen Monolog begründet der Erzähler seine Absage, nach Auschwitz Leben zu reproduzieren. «Ein beklemmend schönes Buch» (Neue Zürcher Zeitung) über die Schwierigkeiten, das Überleben zu uberleben

Aus dem
Ungarischen von György Buda und Kristin Schwamm.
160 Seiten. Geb. DM 28,–

■ Péter Nádas, Buch der Erinnerung, Roman. Aus dem Ungarischen von Hildegard Grosche. 1312 Seiten. Gebunden. DM 48,–

■ Einer der Großen der mitteleuropäischen Literatur ist wiederzuentdecken, ein Schriftsteller der verlorenen Generation zwischen Kafka und Kundera: Jiří Weil. Seine

Beschreibungen
der gespenstischen und erniedrigenden Absurditäten im besetzten Prag gehören zu den bedeutendsten Werken uber den Holocaust
Aus dem Tschechischen von Eckhard Thiele 288 Seiten. Gebunden. DM 36,–

■ Barbara Honigmann, Eine Liebe aus nichts. 108 Seiten. Gebunden. DM 24,–